

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. **Jörg Bürmann**, Universität Mainz
Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl.-Päd., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Michael Märten**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.
Dr. phil. **Robert Masten**, Department of Psychology, Faculty of Arts, University of Ljubljana, Slovenia
Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych., Universität Kassel
Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach
Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern
Ireen Ruud, MSc., Høgskolen i Buskerud, Norwegen
Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems
Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich
Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 03/2009

Nonverbale Kommunikation in der Supervision und ihre leibtheoretische Grundlage

Wenn Sprache nicht ausreicht - Eine explorative Studie

Iris Lamacz-Koetz, Fell, Hilarion Petzold, Amsterdam***

* Aus dem Studiengang Supervision (Leitung Prof. Dr. mult. H.G. Petzold), Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam. Eingereicht als Diplomarbeit, Betreuer Prof. Dr. mult. Hilarion Petzold.

** Betreuer der Arbeit

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit – Hilarion G. Petzold

Leiblichkeit, Kommunikation, Interaktion aus Integrativer Sicht

1. Kulturalistische Perspektiven zum polylogischen Kommunizieren
2. Leiblichkeit
3. Stimulierung und Regulation, Kommunikation und Interaktion

Die Studie

1. Einleitung
2. Hinführung zum Thema und zur Forschung
 - 2.1 Die Körpersprache in der menschlichen Gesellschaft
 - 2.2 Nonverbale Kommunikation in der Evolutionsgeschichte
 - 2.3 Die Bedeutung der nonverbalen Kommunikation für die Supervision
 - 2.4 Forschungen in Supervision und im angrenzenden Therapiebereich
 - 2.5 Bucherscheinungen zur Nonverbale Kommunikation in der Supervision
 - 2.6 Artikel zur nonverbalen Kommunikation in der Supervision in Zeitschriften
 - 2.7 Die Definitionen
 - 2.7.1 Definitionen nach Argyle unter Einbezug der Forschungsergebnisse
 - 2.7.2 Definitionen der allgemeinen Variablen
 - 2.7.3 Definitionen der Supervisionsvariablen
 - 2.7.4 Definition der Supervisionsformen
 - 2.8 Fragestellungen
 - 2.9 Datenschutz
3. Forschung
 - 3.1 Die Forschungsmethode
 - 3.2 Die Entwicklung des Fragebogens
 - 3.3 Das Erhebungsinstrument: der Fragebogen
 - 3.4 Pilotstudien
 - 3.5 Die Auswahl der Befragten
 - 3.6 Die Befragungssituation
 - 3.7 Datenanalyse – Statistische Auswertung
 - 3.8 Die Phasen der Datenanalyse

- 4. Die Ergebnisse
 - 4.1 Die Rücklaufquote
 - 4.2 Die demographischen Daten der Studie
 - 4.3 Die Daten aus den Hauptfragen der Studie

- 5. Diskussion
 - 5.1 Die Rücklaufquote in der Diskussion
 - 5.2 Die demographischen Daten der Studie in der Diskussion
 - 5.3 Die Daten aus den Hauptfragen der Studie in der Diskussion

- 6.0 Einschränkungen der Studie
 - 6.1 Nachfolgestudienanregung

- 7. Abschließende Betrachtungen

- 8. Literaturangaben

Anhang A: Fragebogen

Anhang B: Demographische Tabellen

Anhang C: Ergebnisse der Chi²-Tests

Zum Geleit:

Leiblichkeit, Kommunikation, Interaktion aus Integrativer Sicht

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf/Amsterdam

Vorbemerkung:

In therapeutischen und supervisorischen Prozessen spielen verbale und nonverbale Kommunikation und Interaktion eine zentrale Rolle und müssen deshalb Gegenstand empirischer Forschung und theoretischer Reflexion sein. Gerade im supervisorischen Bereich ist es darum aber noch nicht gut bestellt. Darum muss es ein Anliegen der Supervisionsforschung und daraus folgend der supervisorischen Praxeologie sein, sich diesen Fragen intensiviert zuzuwenden. Wir haben ihnen deshalb in den Studiengängen für Supervision an der FU Amsterdam und der Donau-Universität Krems besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Amsterdamer Diplomarbeit von *Iris Lamacz-Koetz* ist eine explorative Studie, die einen Anfang gemacht hat und der weitere Arbeiten folgen (*Bolhaar, Petzold 2008*), so dass allmählich ein „body of knowledge“ entstehen wird.

Um das forschungsleitende Interesse und den theoriestrukturellen Rahmen zu verdeutlichen, wird der Arbeit ein Geleittext mitgegeben, der sich auf Materialien stützt, die in anderen Kontexten erarbeitet wurden (*Petzold 2002j, 2004h, 2009c*). Weil nonverbale und verbale Kommunikation ein grundsätzlich „*leibliches*“ Geschehen ist – Mimik, Gestik, Bewegung, Haltung, Artikulation, Vokalisation, Prosodik, Intonation –, ist es erforderlich, sich der leiblichen Grundlage bzw. der zugrundeliegenden Leibkonzeption zu versichern, von der man ausgeht. Damit gewinnt man bei der Auseinandersetzung mit diesen Bereichen der Nonverbalität und Verbalität: den *präverbalen*, vor den Worten liegenden, den *periverbalen*, die Sprache umgebenden, den *transverbalen*, die Worte übersteigenden Kommunikationsdimensionen einen soliden Boden (*Petzold 1988, 434*).

Leibtheoretische Überlegungen sind erforderlich, Rekurse auf Leibmodelle, die für Fragen von verbaler und nonverbaler Kommunikation im Kontext der Psychotherapie, Supervision und psychosozialen Beratung, ja für die vielfältigen Situationen kommunikativen Austauschs in den *POLYLOGEN* des Alltagslebens geeignet sind. In ihren sozialen Netzwerken sprechen Menschen nämlich nach vielen Seiten und kommunizieren in viele Richtungen (*Bakhtin 1981*), so daß sie beständig verbal und in Mimik und Gestik den *Dialog* überschreiten, seit den Zeiten der frühen Hominiden, die „im Kreis“ um ihre Beute - später um das Feuer - saßen und sich miteinander verständigten: in „vokalen Gesten“, „Lauten“, nonverbalen Botschaften, rudimentären Sprachäußerungen bis hin in die Jungssteinzeit zu komplexen Sprachformen – eine evolutionstheoretische Perspektive wird hier unerlässlich (*Aitichison 1996; Buss 1999; Dunbar 1996; Petzold 2003e; 2001b; Velichkovsky, Rumbaugh 1996*).

1. Kulturalistische Perspektiven zum polylogischen Kommunizieren

Therapie steht immer in gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in Strömungen der Kultur, von denen sie in Inhalt und Form bestimmt ist. Das Werk von *Janet* im französischen Kulturraum und das von *Charcot* und *Janet* durchaus beeinflusste Werk von *Freud* im deutschsprachigen Kulturraum, die Dominanz des behavioristischen Paradigmas im amerikanischen Bereich machen dieses Faktum deutlich. Auch die Akzentsetzungen bei der „Psyche“ durch die Entwicklung von „Psychotherapie“ und

die neuerliche „Wiederkehr des Körpers“ (*Kamper, Wulf 1982; Petzold 1981h**), die sich u.a. in einer „neuen Wichtigkeit“ der „Körpertherapien“ zeigt, sowie das neue Interesse an der „nonverbalen Kommunikation“ (auch in der Psychotherapie) sind als Kulturphänomene zu sehen und bedürfen ein kulturalistischen Betrachtung. In der öffentlichen Meinung bilden sich durch vielfältige Dialoge, Diskurse, Korrespondenzen, polylogische Kommunikationsprozesse auf Makro-, Meso- und Mikroebenen als „kollektive mentale Repräsentationen“ (*représentations sociales, Moscovici 2001*), die auch die „subjektiven Theorien“ (*Flick 1991*) von Menschen, von PatientInnen, TherapeutInnen, BeraterInnen nachhaltig prägen und ihre „subjektiven mentalen Repräsentationen“ – sie sind der Niederschlag solcher *POLYLOGE* - beeinflussen (*Petzold 2003b*) weiterhin auch ihre Praxen des *Alltagshandelns*, ihre verbalen und nonverbalen Kommunikationen bestimmen. Die nun sind keineswegs primär dialogische Zwiegespräche, sondern sie involvieren meistens mehre Personen, die mitsprechen, über die man spricht und die damit virtuell anwesend sind.

Dialoge sind in Polyloge eingebettet wie jedes „Du und Ich“ in ein „Wir“ eingebettet sind.

Wenn Menschen „im Kreis“, in einer „Runde“, in einer Gemeinschaft zusammensitzen – wie schon die frühen Hominiden an ihren Lager- und Wohnstätten (*Petzold 2003e, 2001b*) -, kommt eine Gruppe ins Gespräch und es entsteht ein Zusammenwirken vielfältiger Äußerungen (*utterances, Bakhtin 1979*), ein Geflecht von Rede, Gegenrede, Einrede, von Anmerkungen, Kommentierungen, Ergänzungen, Zustimmungen und Ablehnungen, Konsens und Dissens, ein „**polylogisches Miteinander-Sprechen**“, in dem der **Dialog** nur ein Sonderfall einer allgemeinen *Interlokutionalität*¹ ist, in der jeder „Sprechakt“ (*John Austin, John Searle, Steven Levison*) schon die Reziprozität erwarteter möglicher Antworten (plur.) beinhaltet, in der jede *Performanz* (*Petzold, Engemann, Zachert 2003*) die Rückwirkungsmöglichkeiten bzw. Interferenzmöglichkeiten anderer Performanzen als „Implikaturen“ (*Paul Grice*) und Erwartungspotentialitäten enthält. Die Sprechakttheorie bzw. Sprachpragmatik, die in einer integrativen, die „Heilkraft der Sprache“ einbeziehenden therapeutischen Praxis eine sehr fruchtbare Verstehens- und Handlungsfolie bieten kann (*Petzold, Orth 1985; Straub 2002*), wird mit dem Konzept der *Interlokutionalität* erweitert durch das Ernstnehmen des Faktums einer ständig präsenten **Polylogik**, die in einem polyzentrischen Netz von Sinnbezügen in und zwischen leiblich präsenten Subjekten oder leibhaftig vorgestellten Menschen (wie anders sollte man sie sich vorstellen?) durch „kollektive mentale Repräsentationen“ (*Moscovici 2001; Petzold et al. 2002*) gegeben ist. **POLYLOGE** durchfiltern jede Zweierdiskussion und erweisen diese als Sondersituation einer

** Die Buchstaben hinter den Jahreszahlen beziehen sich auf die Siglen im Gesamtverzeichnis der Schriften von *H.G. Petzold (2003a)*.

¹ Mit diesem Term der „*Interlokutionalität*“, der die Lokution, Illokution und Perlokution einschließt, unterstreiche ich die Einbettung aller Sprechakte in das „Netz der *Polyloge*“ mit seiner konsequent temporalisierten Qualität permanenter Rückbezüge und Vorausgriffe, mit seinen Verweisungshorizonten und nichtlinearen Möglichkeitsräumen, die in jeder Korrespondenz, in jedem Dialog, in jedem Diskurs präsent sind und in ihrer multiplen Reziprozität (*Petzold, van Beek, van der Hoek 1994*) Verläufe und Ausgänge interpersonaler Kommunikationen nur in *Wahrscheinlichkeiten* faßbar machen (*Vieth-Fleischauer, Petzold 1999*). Damit erweisen sich jegliche Konzeptionen, die auf lineare Verlaufsmodelle, regelhafte Phasenfolgen abstellen, wie etwa das psychoanalytische „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ oder das gestalttherapeutische „Kontaktzyklusmodell“ (Vorkontakt, Hauptkontakt, Nachkontakt, *Goodman et al. 1951; Fuhr et al. 1999; Dreitzel 1989*), als *obsolet*, als Schematismen, die mit der komplexen Wirklichkeit zwischenmenschlicher Interaktion, wie sie z.B. *Bakhtin* aufgezeigt hat, nichts zu tun haben, für sie keinen oder nur begrenzten Erklärungswert besitzen, ja wenn sie und wo sie als interventive Zwangsapparatur wirksam werden, problematischen, ja ggf. schädlichen Artefaktbildungen Vorschub leisten (*Märtens, Petzold 2002*).

prinzipiell *multidiskursiven* Auseinandersetzung, der sich Menschen nicht entziehen können.

„**Polylog** wird gesehen: 1. *Ontologisch/metatheoretisch* als die *Grundgegebenheit* der in konnektivierten Sinnbezügen, in vernetzten Sprechhandlungen und verwobenen Interaktionseinheiten organisierten menschlichen Wirklichkeit; 2. *theoretisch* als *Konzept* der Betrachtung, der Analyse und der Interpretation im Rahmen einer *mehrperspektivischen* Hermeneutik und Metahermeneutik; 3. *praxeologisch* als multiple Konnektivierungen in Interaktions-, Interlokutions- und Kommunikationsnetzen, wie sie die sozialpsychologische Netzwerk-, Gruppen-, Kleingruppenforschung untersucht haben; 4. *praktisch* als eine *mehrdimensionale Methologie* innerhalb *vielfältig ko-respondierender* Handlungsfeldern, in denen sich Theorie-Praxis-Verhältnisse wieder und wieder überschreiten zu einer *Metapraxis*“ (Petzold 1999r, vgl.1994c, 1998a, 2001b).

Das **Polylogkonzept** hat ein hohes innovatives Potential – nicht nur für die Psychotherapie! Wo immer das Faktum dieses *polyzentrischen Netzes* von Sinnbezügen (Petzold 2001k) in Interaktionen, verbalen und nonverbalen Kommunikationen, Interlokutionen, Diskursen, Ko-respondenzen (idem 1978c/2003a) innerhalb von menschlichen Gemeinschaften (von der Mikro- bis zur Makroebene) aus dem Blick gerät, der Einfluß *kollektiver Repräsentationen* in „individuellen“ Äußerungen, in einer „Zwiesprache“, bei den „dyadischen“ Illokutionen einer Zweierkooperation ausgeblendet wird, geschieht eine Verkürzung pluriformer menschlicher Wirklichkeit, die sich über die Lebensspanne hin in Netzwerken und Konvois (das sind Netzwerke in der Zeit Hass, Petzold 1999) vollzieht. Diese *kulturalistische* und *sozialpsychologische* Perspektive muß nach Auffassung der Integrativen Therapie und Supervision im klinischen Bereich mit einer *neurowissenschaftlichen* Betrachtungsweise verbunden werden, ja beide Sichtweisen sind zu vernetzen, soll es nicht zu Reduktionismen kommen, denn die subjektive Interpretation der eigenen Leiblichkeit als Mann und Frau (die Genderperspektive ist unverzichtbar, Orth 2003; Petzold 1998h) ist von den kultur-, schicht-, ideologiebestimmten Einflüssen unabtrennbar.

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt - sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-respondenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden. In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern

deshalb (Petzold 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (Petzold 2000h).

In den kollektiven Repräsentationen sind Kollektive von Individuen mit ihrer „*intermentalen* Wirklichkeit“ (Vygotsky) repräsentiert und in der „*intramentalen* Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln von Kollektiven präsent, zeigt sich in der leiblichen Performanz als verkörpertes Wissen u. a. in Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation. Das so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ oder „Einleibung“ (H. Schmitz) wird in den Theorien der Integrativen Therapie und Supervision (Petzold 1988n, 2003a, 2007a) und durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zum „embodied mind“ (Lakoff, Nuñez 2001; Nuñez, Freeman 2000) herausgearbeitet. Der Begriff „mental“ ist deshalb nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“, sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ gedacht wird und der die in Prozessen „**komplexen Lernens**“ (Sieper, Petzold 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „*Inkorporierung* erlebter Welt“ umfaßt als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien, Gefühle, Willensimpulse, Handlungsmuster und Kommunikationsformen aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes, der Willensentschluß, zu handeln, etwas zu tun, das Muster assertiver Kommunikation usw. – ein Hologramm des Erlebens und der Performanz.

» **Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt - sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* erworbenen, d. h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörperten Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom *Intermentalen* der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d. h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen.« (Petzold 2000h).

Die Theorie der komplexen „**kollektiv-mentalen** bzw. **sozialen Repräsentationen**“ muß immer mit der der „**subjektiv-mentalen** bzw. **persönlichen Repräsentationen**“ verbunden betrachtet werden und vice versa, denn bei fehlender oder unzureichender „*Passung*“ liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale: zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen hin, die in anderen „social worlds“ leben, was gerade in der Psychotherapie, körperorientierten Psychotherapie und Körpertherapie zwischen Vertretern verschiedener Schulen, aber auch zwischen Therapeutin und Patientin in ihrer Kommunikation zum Tragen kommen kann.

Diese Verfahren und Methoden zeigen viele Divergenzen. Gemeinsam ist ihnen zumeist, daß sie den **biologischen Organismus** – verstanden als den **Körper** des Menschen - als Grundlage aller Lebensprozesse, auch der psychischen und geistigen, ansehen. Dennoch sind die Organismus-, Körper- und Leibbegriffe dieser

Ansätze durchaus different, was auch zu unterschiedlichen Auffassungen zu Pathogenese und Salutogenese (Lorenz 2004) führt. Für die Verfahren der Psychotherapie und der Körper- bzw. Leib- und Bewegungstherapie gilt – wie für die Mehrzahl der Wissenschaften -, daß sie einerseits in einer „Protodisziplin“ wurzeln (Janich 1992, 1996), in Vorannahmen und Erfahrungen des Alltagswissens, aus deren Ausarbeitung und Vertiefung wissenschaftliche Fragestellungen und Forschungsvorhaben erwachsen und sie andererseits insgesamt oder in Spezialfragen an Referenz- oder Grundlagenwissenschaften angeschlossen sind – z.B. für die Fragen der nonverbalen Kommunikation an die empirischen „human movement sciences“, die Linguistik, die Neurowissenschaften usw. Immer wichtiger werden aber auch inter- und *transdisziplinäre Zugänge* und Projekte wie Untersuchungen unter einer biopsychologischen, ökosozio psychosomatischen oder biopsychosozialen Perspektive. Der *interdisziplinäre Diskurs* wird notwendig, wenn Leiblichkeit und Sozialität, Natur und Kultur, Körper und Umwelt, Konflikte und Verständigung (Pezold 2003b) in ihrer Verschränkung und vielfältigen Vernetztheit und Verwobenheit, ihren „multiplen Konnektivierungen“ ins Spiel kommen, ein Zusammenspiel, das sich in vielfältigen *Diskursen, Diskussionen, POLYLOGEN* in Formen sprachlicher und nichtsprachlicher Kommunikation und Interaktion zeigt.

2. Leiblichkeit

Leib, eingebettet (*embedded*) in Kontext/Kontinuum, wird definiert als die Gesamtheit aller sensorischen, motorischen, emotionalen, volitiven, kognitiven und sozial-kommunikativen *Schemata* bzw. *Stile* in ihrer aktuellen, intentionalen (d.h. bewußten und subliminal-unbewußten) Relationalität mit dem Umfeld und dem verleiblichten (*embodied*), als *differenzielle Information* mnestisch archivierten Niederschlag ihrer Inszenierungen, die in ihrem Zusammenwirken als „*informierter Leib*“ das personale „Leibsubjekt“ als *Synergem* konstituieren.“ (vgl. Petzold 1996a, 283)

„Der Mensch als **L e i b s u b j e k t** ist durch ein differentielles und integriertes Wahrnehmen-Verarbeiten-Handeln unlösbar mit der **L e b e n s w e l t** verflochten – mit den Menschen in Zwischenleiblichkeit, mit den Dingen in Handhabung. Er wird von den Gegebenheiten der Lebenswelt bewegt, beeinflusst, gestaltet und er wiederum bewegt, bearbeitet, beeinflusst sie kokreativ durch sein Tun und Wirken – in konstruktiver und auch in destruktiver Weise“.

Diese Sicht hat für die Praxis der Behandlung große Bedeutung und bildet die Grundlage für die „ökopsychosomatische“ Perspektive des Integrativen Ansatzes und seines Selbstverständnisses als „biopsychosoziales“ Verfahren, welches diese modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse in ihrer Konzeptbildung und Methodenentwicklung vorweggenommen hat bzw. im Strom dieser aktuellen Erkenntnisprozesse und mitten in den laufenden Diskussionen steht und zu ihnen beiträgt. Der Begriff des bewegten und bewegenden Leibes nimmt dabei eine herausragenden Stellung ein und fokussiert folgende Perspektiven:

- Leib ist in ganz wesentlicher Weise mit der Idee der Lebendigkeit konnotiert, die immer eine bewegte ist: Leben ist Bewegung, Bewegung ist Leben – das Klopfen des Pulses, jeder Atemzug, jeder Liedschlag, jeder Schritt, den ein Mensch tut, machen das deutlich. Die Bewegtheit des Leibes verbindet ihn in unlösbarer Weise

mit der Welt, in der er sich bewegt, der Lebens- und Sozialwelt, in der der Mensch leibhaftig Erfahrungen sammelt.

- *Der Begriff Leib ist mit dem der Zeit verbunden: Leiblichkeit ist Zeitlichkeit. „Der Leib, der ich bin“ (Gabriel Marcel), ist als wachsender, sich entwickelnder, aber auch als abnehmender, sterblicher, „Anfang und Ende meiner Existenz“ (Vladimir N. Iljine).* Er ist Zeitleib. Die Zeit als erlebter Fluß, als erfahrenes biographisches Entwicklungsgeschehen ist Leibzeit – eine Lebensspanne lang. Und alles, was auf der „Lebensstrassen“ erfahren wurde, findet im „Leibgedächtnis“, den immunologischen, neuronalen und cerebralen Speichern, als leibgegründete seelisch-geistige „Lebenserfahrung“ Niederschlag. Der Integrative Ansatz ist deshalb einer „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ verpflichtet und sieht den Menschen als ein Wesen, das in lebenslanger Entwicklung steht, Entwicklungsaufgaben zu bewältigen hat und Entwicklungschancen kreativ aufzugreifen und Ressourcen effizient zu nutzen vermag.

- Der Begriff „Leib“ wurde weiterhin gewählt, weil er mit der Vorstellung von Subjekthaftigkeit und Personalität verbunden ist. Jede Lach- und Gramfalte, die Charakteristik von Mimik, Gestik, Haltung zeigen das „Wesen eines Menschen“. Kulturspezifische Köpersprachen, genderspezifischer leiblicher Habitus, eingefleischte Gewohnheiten, soziale Rollen, die Menschen „in Fleisch und Blut“ übergegangen sind, weil sie ihnen in Sozialisationsprozessen „auf den Leib geschrieben“ wurden, machen deutlich, daß Leiblichkeit und Persönlichkeit, Zwischenleiblichkeit und Sozialität aufs engste verschränkt sind. Das Leibsubjekt lebt in Zwischenleiblichkeit.

Auf Grund all dieser Überlegungen geht der Integrative Ansatz der Therapie und Supervision „vom Leibe“ aus. Die Ausgrenzung des Themas **L e i b l i c h k e i t** durch die traditionellen Psychotherapieformen - die sprachzentrierte Psychoanalyse (*Freud, Lacan*), die wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie (*Rogers, Tausch*), die „kognitive“ Verhaltenstherapie (*Beck, Meichenbaum*) usw. – zeigt, daß diese Verfahren in den anthropologischen Schwierigkeiten des abendländischen „Körper-Seele-Problems“ stehen. Die leib- und bewegungsorientierten Verfahren können hier wesentliche Ergänzungen bringen, ja könnten längst überfällige Neuorientierungen anregen, denn sie machen deutlich, daß die psychische – kognitive, emotionale volitive (willensgerichtete) – Dimension des Menschen nicht von seiner körperlichen Basis abgelöst werden kann, ja genau diese Verbindung personale Leiblichkeit ausmacht, denn es geht um den „embodied mind“, den verkörperten, leibgewordenen Geist der Person, des Subjektes, des „Leibsubjekts“. Es macht klar, daß der Leib als durch Lebens- und Welterfahrung „beseelter und gedankenerfüllter“ Körper-in-Beziehung gesehen werden muß, der in die Lebenswelt eingebunden ist - „embedded body-mind“.

Dieser „**komplexe Leibbegriff**“ (*Petzold 1988n*) des Integrativen Ansatzes ermöglicht die Konnektivierung von philosophisch-phänomenologischer Leibtheorie und neurowissenschaftlichen Perspektiven. Zentral ist hier der Begriff der „**Information**“ und das Konzept des „informierten Leib“ und des Leibgedächtnisses. Das „Menschentier“ hat sich, wie alle anderen Lebewesen über Millionen von Jahren in *komplexen Umwelten* entwickelt (*Petzold 2003c*). In der Auseinandersetzung mit diesen Umwelten hat der Mensch (Männer und Frauen) Erfahrungen gemacht, evolutionäre Lernprozesse durchlaufen, die ihm ermöglichten, in seiner und mit

seiner Welt in vielfältigen Habitaten zu überleben und kulturschaffend zu leben. In diesen Erfahrungsprozessen haben sich genetische Programme mit hoher – indes nicht unveränderbarer - Verhaltensfestlegung aus Organismus-Umwelt-Interaktionen mit möglichst optimaler „Passung“ zu spezifischen Kontexten als **evolutionäre Narrative** entwickelt, als Geschichte der Interaktion von Huf und Steppe, Flosse und Wasser (*K. Lorenz*). Viele dieser genetischen Programmen bzw. Narrative werden allerdings nur bei exakter Kontextpassung in spezifischen Genexpressionen – d.h. der aktuellen Nutzung eines DNA-Abschnittes zur Proteinsynthese - aktualisiert und verhalten sich ansonsten „stumm“, es sei denn, die Kontexte verändern sich so gravierend und nachhaltig, daß Genexpressionen ausgelöst werden. Es kommen dann **Transkriptionsfaktoren** aus der Zelle bzw. der Zellumgebung – letztlich auch aus der *Umwelt* – zur Wirkung, die die Biosynthese von erforderlichen Proteinen anregen, indem Informationen aus der DNA im Zellkern kopiert und als mit eindeutig festgelegten Start- und Stopp-Codons versehene RNA-Abschrift (messenger RNA) zu den Ribosomen für die Proteinsynthese, die Herstellung von spezifischen Proteinen nach dem „Rezept“ mRNA-Matrize. Diese Prozesse finden natürlich auch in den Nervenzellen statt. Hier kann vor allem die Produktion von Rezeptorproteinen wirksam werden. „Erhöhte oder verminderte Syntheseraten von Rezeptoren durch veränderte oder pathologische Genexpression können psychiatrische Auffälligkeiten hervorrufen“ (*Schandry 2003, 27*). Wenn etwa durch Umweltbedingungen/Einflüsse Adaptierungsleistungen mit den vorhandenen Erfahrungsmöglichkeiten (Überlebenswissen und Handlungsrouninen) nicht mehr bewältigt werden können, kommt es zu spezifischen Gexpressionen und Genregulationen. Es entstehen Überlastungen, Streßzustände mit spezifischen Physiologien, die eingeschliffene Bahnungen mobilisieren, lockern (*Hüther 1997, 2001*), so daß die Herausforderungen, die im Raum stehen, mit solcher Flexibilisierung angegangen werden und neue Geschehnisse und damit neue Geschichten mit neuen Genregulationen (*narratives*) möglich werden, Veränderungen durch Lern- und Gedächtnisprozesse, die mit der Proteinsynthese und spezifischen Genexpressionen zusammenhängen und bis in die neuroanatomische Ebene wirksam werden etwa mit der Bildung neuer Nervenfortsätze und -verbindungen. Lernen involviert damit genetische Ausstattung und Umwelteinflüsse. „Die verschiedenen Studien weisen darauf hin, dass zwischen 40% und 70% der Varianz des IQ auf die genetische Ausstattung zurückzuführen ist“ (*Schandry 2003, 28*). Dennoch führen die Umwelteinflüsse in ganz bedeutendem Maße zu permanenten Veränderungen der Erfahrungsstände durch Lernen, so dass die Aufzeichnungen, die „Narrative“ in der DNA, die in Transkriptionen unser Verhalten steuern, in der Narrativierung dieser Strukturen über Translation und Transfer, der Produktion spezifischer Aminosäurenketten, ihrer Kombination mit anderen Ketten durch Transport aus der Zelle in andere Körperregionen ein Potential für die Proteinmodifikation oder „Proteinreifung“ von inaktiven Vorstufen bieten. So sind auch auf dem molekularbiologischen Niveau durch „Konnektivierungen“ und „Kombinationen“ beträchtliche Veränderungsmöglichkeiten durch „Überschreitungen“ möglich. Der Begriff des „Narrativs“ erweist sich in hier in seiner ganzen Fruchtbarkeit verbindet er doch durch das metaphorische Implikat einer „aufgezeichneten Geschichte“ Niederschriften und Tanskriptionen auf dem molekularbiologischen Niveau des „Gedächtnisses des Genoms“ mit Scriptings im „immunologischen Gedächtnis“ und mit den mnestischen Niederschriften auf dem Niveau des „neuronalen Gedächtnisses“ und seinen subliminalen Archivbeständen: 1. *Nicht-bewußt* memorierbare Bestände, die aber dennoch in der „unbewußten Informationsverarbeitung“ wirksam werden (auch wenn sie niemals bewußt werden

können), 2. *mitbewußte* Bestände, die durch Schlüsselreize ins bewußte Erinnern gebracht werden können (*retrieval memories*) und 3. *bewußte* und intentional aktivierbare Bestände, die durch Erinnerungsleistungen (*memorizing*) zu Bewußtsein kommen. Das alles wiederum ist gebunden an die Erlebnisse konkreter Menschen und ihr Erzählen (*narrations*), das sich in Erzählungen, Geschichten (*narratives*) auf der kollektiven und auf der individuellen Ebene niederschlägt – vom kognitiven bis zum molekularen Niveau.

Die Narrative der frühen Hominiden sind Geschichten von „Überschreitungen“, die auch immer zugleich Prozesse des Lernens sind – *Transgressionen* von Territorien, von Aktionsmustern, von Verhaltensroutinen mit kleinen Spielräumen zu größeren, Fortschritten von Erkenntnismöglichkeiten und Technikentwicklungen. Wenn Muster, die aus dem „Verhältnis“ von Lebewesen mit einem oder verschiedenen Lebensräumen hervorgegangen sind, so durchlässig und plastisch werden, daß sie als Prozesse *flexibler Reizselektion* und zunehmend *selbstbestimmbarer Verhaltensorganisation* selbst zur zentralen Struktur eines neuen Typs von *Narrativierung* werden, der in seinen *Narrationen* beständig „neue Geschichten“, new narratives, hervorbringt, akzelerieren sich die Möglichkeiten evolutionärer Erkenntnis, evolutionären Lernens (R. Riedl 1981, idem, *Wuketis* 1987) und damit in der Folge sozialen und individuellen Lernens – beides ist unlösbar verbunden -, wie es die Integrative Lerntheorie betont.

Wenn man sich aus neurobiologischer Sicht mit Lernprozessen befaßt, kommt man unmittelbar in den Problembereich der „*nature nurture*“ Diskussion, der Anlage-Umwelt- Debatte (Plomin 1990, 2000; Meaney 2001). Was ist angelegt, was ist umweltvermittelt? Das ist eine Fragestellung, die überall interessiert, wo es um die Beeinflussung von Verhalten geht. In der Praxis begegnet man besonders im sozialarbeiterischen/sozialpädagogischen Feld der These einer weitgehend durch Lernprozesse in der Umwelt geprägtes Verhalten. Demgegenüber steht die Position der modernen Evolutionsbiologie, die eine hohe genetische Determination vertritt. Das löst bei den veränderungsorientierten Berufen in der Regel Unglauben, Ärger oder Resignation aus. Was kann man denn noch machen, wenn das zutrifft? So wird gefragt. Mit seinen nächsten Verwandten, den Schimpansen, teilt der Mensch – seit den Forschungen von Marie-Claire King und Allan Wilson 1975 wurde dies immer exakter bestimmt – 98,4 % des genetischen Potentials, wobei nach neuesten Erkenntnissen die größten genetischen Unterschiede gegenüber etwa den inneren Organen oder dem Blut das *Gehirn* betreffen. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms 2001 durch Craig Venter, wissen wir, daß die menschliche DNA-Sequenz ca. 35 000 Gene umfaßt, wobei jedes Gen aus etwa 3000 Nucleotid-Bausteinen besteht, die in je ca. 1000 *Tripletts* organisiert sind (*Tripletts* sind Folgen von jeweils drei nebeneinanderliegenden Nucleotid-Elementen als Informationseinheiten, sogenannten bis zu 64 unterschiedliche Informationen codierende „Codons“). Die Gene enthalten die „Baupläne“ für 35. 000 Proteine, die als „Text“ (A,C,T, G) in jeder Zelle auf dem DNA-Faden vorhanden sind und es – wie schon erwähnt - ermöglichen, daß im „Ablesen“ eines Gens im Zellkern in der Zelle Aminosäurebausteine bzw. Aminosäure-Sequenzen, Proteine produziert werden, die alle wesentlichen Prozesse im Körper steuern. Die Gene mit ihren 3.9 Milliarden Nucleotid-Bausteinen bestimmen also das Funktionieren des Körpers. Das Abrufen von Geninformation – sie können als Niederschlag evolutionärer Lernprozesse gesehen werden, der die *Geschichte einer Interaktion des Organismus mit seiner relevanten Umwelt* „aufgeschrieben“ hat: *evolutionary narratives* – führt zum Aufbau der steuernden Proteine. Die 3.9 Milliarden Nucleotid-Bausteine lange DNA-Sequenz bietet die Grundlage des organismischen Funktionierens, dadurch daß gewisse Gene

„angeschaltet“ und „aktiv“ sind - sie „erzählen“ ihr **Narrativ**, andere hingegen sind „abgeschaltet“ und „deaktiviert“, sie sind „stumm“. In diesem Geschehen liegt ein Schlüssel für viele Lernvorgänge. Das Verständnis der Fragen zur Aktivierung und Deaktivierung von Genen, die Probleme der *Genregulation* werden die Forschung noch lange beschäftigen. Die von der Genetik errechneten Zahlen sind immens. Sie nehmen sich allerdings gegenüber den 20 Milliarden Nervenzellen des Gehirns, von denen eine jede mit über 10 000 synaptischen Verbindungen mit anderen Neuronen kommuniziert, noch recht „klein“ aus. Dennoch mag es dann überraschen, dass der Text der 35. 000 menschlichen Gene zu 99,9 Prozent allen Menschen gemeinsam ist. Die 0, 1 Prozent – eine zweifellos noch immense Informationsmenge – machen die uns immer wieder erstaunende Unterschiedlichkeit jedes einzelnen Menschen aus, den *Polymorphismus*, mit dem „Menschenarbeiter“, so nennen wir Ärzte, Lehrer, Krankenschwestern, TherapeutInnen, SupervisorInnen o. ä. tagtäglich umgehen müssen und wahrscheinlich nur umgehen können, weil in allen Unterschiedlichkeiten so überwältigend viele Gemeinsamkeiten vorhanden sind.

Was heißt die Metapher vom „informierten Leib“ in diesem Kontext? Diese Fragen werden noch über viele Jahre, ja Jahrzehnte - immer wieder die neuesten Erkenntnisse der Forschung einbeziehend – neu beantwortet werden müssen. In der Zeit der Neurowissenschaften, ist man leicht geneigt, die Ebene der neurobiologischen Grundlagen als die zentrale Fragestellung anzusehen, aber das verkennt die Komplexität der Zusammenhänge, denn was auf der molekularen Ebene in biochemischen Prozessen bei Lernvorgängen abläuft ist *eine* Dimension des Lernens, die damit verbundenen kognitiven, emotionalen und volitiven Prozesse sind *andere* (Rose 1992, Spitzer 2000). Alle *Ebenen* sind gefragt. Das haben die „Cognitive Neurosciences“ – wie *Michael Gazzaniga* (et al. 1998) die zentrale neue, ja revolutionäre Disziplin nannte – gezeigt, die heute das Leitparadigma ist für das Verstehen von komplexen Prozessen wie Lernen, Gedächtnis, Verhalten und dann natürlich auch für Entwicklung und Persönlichkeit – gesunde wie auch gestörte, kranke. Natur und Kultur, (Neuro)Biologie und Geist, molekulare Prozesse und mentale Zustände sind nur in ihrer *Interaktion* zu verstehen, als ultrakomplexe Konnektivierungen, und das verlangt die enge Zusammenarbeit von Neuro- und Kognitionswissenschaften, von Biologie und Psychologie, von Psychotherapie und Neuropsychiatrie (*Kandel* 2001), aber auch von Philosophie und Neurowissenschaften, von Ökologie, Sozialwissenschaften – die Sprachwissenschaften und Kulturwissenschaften nicht zu vergessen.

Grundlage jeder Entwicklung und Veränderung – sei es in den Lebensvollzügen des Alltags, sei es in der Therapie oder durch Supervision - ist der *lernfähige Organismus*, der durch das Lernen zum „informed body“ wird, zum informierten Körper wird, auf dessen Basis sich eine Person mit einer spezifischen Identität ausbilden kann und dann ist „informed body“: ein wissendes, selbstreflexives *Leib-Subjekt*, vielleicht ... ein *weiser* Mensch.

»Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozeß. Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist *Organismus und Subjekt zugleich*, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (*Edelman*), Überlebensfähigkeit gewonnen hat und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“

Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozessen. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „*exzentrischen Reflexivität und Repräsentation seiner selbst*“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „*Metarepräsentationen seiner selbst*“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z. B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewußt geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewußt wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genausowenig wie *Kultur* ihrer Basis, der *Natur*, zu entkommen vermag.

Ein Mensch ist der Prozeß einer produktiven Subjekt-Welt-Bewußtsein-Verschränkung in actu, in dem dieser Prozeß selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewußtseins und damit von Subjektivität vollzieht. In diesem Prozeß kommt sich *dieser selbst* in der und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewußtsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer *Hyperexzentrizität* zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter zugleich bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „*strukturelles punctum caecum*“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potentiell der gesamten Menschheit – gemindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet (Petzold 2002h.«

Der *Organismus* ist das materielle Substrat, der *Leib* ist der Ort und das Medium des Lernens. Gedächtnis ist letztendlich „*Leibgedächtnis*“ auf der Grundlage des biologischen Organismus, in dem Information aus der Aussen- und Innenwelt (aus den Organen, Muskeln, Nerven und ihren Aktivitäten) aufgehoben und bearbeitet wird. Es geht dabei um *komplexe Informationsverarbeitung komplexer Informationen* und um komplexes Verhalten/Lernen von Menschen aller Alterstufen - vom Föten bis zum Hochbetagten¹. Es geht um die Interaktion von Menschen mit ihrem "*enviroment*", um eine Verarbeitung von Umwelt-Input und die damit im Verarbeitungsprozeß verbundenen cerebralen Aktivitäten (= Lernprozesse), die selbst und durch die mitlaufenden Prozesse auf der Verhaltensebene beständig neue Information generieren: "movement produced information". Das geschieht auf einer konkret leiblichen Ebene: den neuronalen/cerebralen und physiologischen/immunologischen Systemen in der *Synergie* von externalen Informationen aus Kontext/Kontinuum und internalen Informationen aus der Leibsphäre. In der *Konnektivierung* der Informationsflüsse kommt es zu Neuorganisationen und in diesen selbstorganisationalen Prozessen *emergieren* neue Muster (Krohn, Küppers 1992), die Information auf höherer Ebene „*formatieren*“ und komplexe Wirklichkeit besser wahrzunehmen, zu verarbeiten und in Handlungen zu strukturieren erlauben (Petzold et al. 1994). In der Synergie von externalen und internalen Informationen aus und in unterschiedlichsten Ebenen steht das Leibsubjekt/der Mensch in einem ununterbrochenen Strom von bewußtem/*supraliminalem* und (in unendlich umfassenderer Weise) nichtbewußtem/*subliminalem* informationalen Inputs, der in seinen Gedächtnisarchiven festgehalten wird (Tulving 2000; Tulving, Craig 2000), den lebensalterspezifischen mnestischen Kapazitäten entsprechend – sie sind bei bei

älteren Kindern und Erwachsenen andere als bei Kleinkindern, die z.B. mit sechs Monaten Ereignisse nur 24 Stunden, mit neun Monaten schon 30 Tage behalten können und erst mit der Ausreifung des Frontallappens im Verlauf des zweiten Lebensjahr langzeitiger erinnern können. Er wird mit diesen sich stets überschreitenden Informationszuflüssen transversal "informierter Leib" (Petzold 1988n, 192), dessen vielschichtiges Funktionieren von der Transmitteraktivität bis zur Grobmotorik, von der Wahrnehmung bis zur endokrinen Sekretion – den Molekülen also bis zum subtilen Gedanken im reflexiven Bewußtsein (Rose 1992) - im "Leibgedächtnis" festgehalten wird, ein Kernkonzept, das nachstehend kurz präzisiert werden soll:

»Unter dem Begriff "**Leibgedächtnis**" (Petzold 1970; 1981h), der im Integrativen Ansatz ursprünglich pänomenologisch-hermeneutisch konstituiert worden war, werden folgende Gedächtnissysteme gefaßt: 1. Die neuronalen Speichersystemeⁱⁱ. Sie umfassen das kurzzeitig modalitätsspezifisch speichernde "*sensorischen Gedächtnis*" (Cowan 1995), das "*Kurzzeitgedächtnis*" (Mayes 2000), das *Langzeitgedächtnis* - als , 'deklaratives Gedächtnis' den Assoziationscortices (Bailey, Kandel 1993, 1995) zugeordnet - oder als 'prozedurales Gedächtnis' mit den Regionen Kleinhirn, Basalganglien, Parietallappen, somatosensorischer, motorischer Cortex, teilweise Präfrontalcortex verbunden (Pasqual-Leone et al. 1995); 2. die immunologischen Speichersystemeⁱⁱⁱ, z. B. die langlebigen Lymphozyten^{iv}. Erwähnt sei noch 3. das genetische Gedächtnis – ursprünglich Feld der „Vererbungslehre“ (Vogt 1969) -, das mit der Kartierung des menschlichen Genoms ein Zentrum öffentlicher Beachtung geworden (Macilwain 2000) ist und mit der behavioralen Genetik bzw. developmental genetics auch für den therapeutischen Bereich Perspektiven bietet (Plomin 1994, 2000), wobei das "*Lernen des Genoms*" kaum ein Feld psychotherapeutischer Intervention werden wird« (Petzold .2002b.)

Im Leibgedächtnis kommen all diese Bereichen des Gedächtnisses „*synergetisch*“ zum Tragen. Das genetische Gedächtnis (3.) stellt die Basisstrukturen bereit, in denen sich die Prozesse der neuronalen und immunologischen Gedächtnissysteme vollziehen können. „Aufgerufen“ und aktiviert werden können durch „events“ die Systeme 1 und 2, mittelbar auch 3. -Bewußtseinsfähig werden können nur *Inhalte* von System 1 und auch das nur zu einem sehr geringen Teil (Perrig et al. 1993), weil die Mehrzahl der Prozesse als „fungierende Neurophysiologie“ abläuft (Eichbaum 1996, 1999), durch nichts dem Bewußtsein zugänglich zu machen. Hier ist die Grenze jeder psychoanalytischen Arbeit. Das, was aber zugänglich ist und werden kann, ist immer mit der Gesamtreaktion des Leibes verbunden: Eine böse Erinnerung läßt Menschen erschauern, eine gute kann sie wohligh erschauern lassen – die „Gänsehaut“ ist beidemal einbezogen, ein Amygdalaarrousal desgleichen. Der informierte Leib setzt seine Informationen frei, und je vielfältiger er sensorisch stimuliert wird – visuell, olfaktorisch, taktil etc.-, desto Materialmehr wird in den Leibarchiven aktiviert, was akkumulativ zu Prozessen der innersektoriellen Konnektivierung cerebraler Modalitäten führt: das „Bild der Erinnerung“ wird komplexer, schärfer. Deshalb wird in der Integrativen Arbeit mit Leib und Bewegung, mit kreativen Medien bei vorliegender Indikation „*Erlebnisaktivierung*“ durch „*multiple Stimulierung*“ (Petzold 1988f) eingesetzt, die unendlich mehr an Gedächtnisaktivierung – nicht nur auf der Inhaltsebene des Verbalen, sondern auch auf der Ebene emotionalen und propriozeptiven Erlebens, des gesamtleiblichen Erlebens also – bewirkt als in assoziationsgegründeter psychoanalytischer Arbeit. Das „erlebte Leibgedächtnis“, dessen sich der erinnernde Mensch „inne wird“, ist – obwohl es nur einen geringen Ausschnitt des vorhandenen, ja des aktivierten Materials zugänglich macht, als „subjektives Leibgedächtnis“, gesättigt mit *autobiographischen Memorationen* (Conway 1990) -, für das Selbst- und Identitätserleben des Subjekts von herausragender Bedeutung, eben weil es mit

seinen vielfältigen Informationsebenen *kognitives, emotionales, volitives, somatomotorisches* und *perzeptives* Geschehen mit einbezieht, die gesamte Person involviert und *subjektiv bedeutsame* Erfahrungen und das Erleben von persönlichem Sinn (Petzold 2000k, 2001k) ermöglicht – wiederum *leibhaftig*. Damit wird zu der neurowissenschaftlichen Perspektive wieder die phänomenologisch hermeneutische gewonnen: denn ohne persönliche Sinnsysteme (die von der Psychologie gut erforscht sind, vgl. Dittman-Kohli 1995) bleibt für das Subjekt, sein Erleben und Leben, bleibt damit auch für die subjektzentrierte, die „intersubjektive“ Psychotherapie das neurophysiologische Fundament ohne Bedeutung. Bedeutsam wird es aber, wenn TherapeutInnen und KlientInnen darum wissen, daß in Prozessen multipler Stimulierung und den dadurch bewirkten Zuständen „transversaler Aktiviertheit“ es möglich wird, daß *korrigierende* und *alternative* Erahrungen (es sei erinnert, sie werden differenziert, Petzold 1992, 917f) aufgenommen und internalisiert werden können, wenn sie in der Therapie und Supervision mit richtiger „Passung“ und in einer Qualität eines „multiplen sensorisch-stimulierenden Angebots“ bereitgestellt werden, so daß sie von PatientInnen angenommen werden und damit die Chance bieten, zu vorhandenen dysfunktionalen Gedächtnisinhalten durch die Verankerung neuer alternativer Inhalte einen Fundus bereitzustellen, auf den – Übung vorausgesetzt – im Lebensvollzug zurückgegriffen werden kann. Das korrektive bzw. alternative Erleben in der Beziehungserfahrung mit der Therapeutin oder in der Therapiegruppe (*Aktionsphase* des „Tetradischen Systems“, Petzold 1974j, 313) muß durch übende Sequenzen und Transferarbeit und -begleitung (*Neuorientierungsphase*, ibid. S. 333) verankert werden. Darauf ist besonders auch in der Supervision zu achten. Durch die Konzepte „informierter Leib“ und „Leibgedächtnis“ werden so in organischer Weise das *psychodynamische*, das *humanistisch-experientielle* und das *behaviorale* Paradigma verbunden, wie schon 1974 (ibid. S. 302) und im „Tetradischen System“ (ibid. 313 und schon Petzold 1970c, 29) aufgezeigt. Darin liegt ein besonderer Verdienst des Integrativen Ansatzes, der diese Verbindung über die Integratoren „Leib und Lernen“ ermöglicht hat.

All die angesprochenen Bereiche sind also mit leiblich-konkretem "komplexem Lernen/Verhalten" befaßt, Bereiche, die keineswegs vom behavioristischen (nicht behavioralen) Lern- und Verhaltensmodell, den gängigen Modellen der Verhaltenstherapie abgedeckt werden, sondern die interdisziplinäre Arbeit vielfältiger Forschungsrichtungen bedürfen, um - in weiterer Ferne - zu hinlänglich konsistenten, breit akzeptierten übergreifenden "*transdisziplinären*" (Petzold 1998a, 27) Lerntheorien zu gelangen. Das ist die Grundlage der „komplexen Lerntheorie“, die wir im Integrativen Ansatz entwickelt haben (Sieper, Petzold 2002) und für die Integrative Therapie und Integrative Supervision zu Grunde legen.

3. Stimulierung und Regulation, Kommunikation und Interaktion

Auf dem Hintergrund der Integrativen Leibtheorie (Petzold 2009c) wurde von uns eine informations- sowie stimulierungstheoretische und entwicklungspsychologisch begründete Form *nicht-reichianischer* Körpertherapie mit einem **komplexen Leibbegriff**, einer Vorstellung von **Zwischenleiblichkeit** und dem Konzept des durch differentielle Lernprozesse **Informierten Leibes** entwickelt (Sieper, Petzold 2002): die „Integrative Leib- und Bewegungstherapie“ (Petzold 1974j), deren Erkenntnisse, was das komplexe Leibkonzept anbetrifft, auch für viele andere Therapieverfahren von Nutzen sein können. **Stimulierung** wurde zunächst ganz grundsätzlich als „Umweltreiz auf den Organismus/das Gehirn des Menschen betrachtet, der eine Reaktion auslöst“ (ibid.), etwa im Sinne von Pawlows „Was ist

das? - Reflex“ bzw. Sokolows „Orientierungsreflex“, mit dem Lurija und Chomskja ihre bahnbrechenden Untersuchungen durchführten, wohlauf bewusst des reduktionistischen Charakters dieses Konzeptes, aber die Hirnforschung gab damals noch nicht mehr her. Klar war, das es um „multiple Stimulierung“ (Petzold 1975e, 1988f) gehen, das „totale Sinnesorgan des Leibes“ (sensu Merleau-Ponty) in „allen Sinnen“ angesprochen werden müsse. Unsere *multisensorische* und *multiexpressive Praxis* mit „kreativen Medien“, wie sie sich in der Arbeit mit Alterspatienten und Kindern ganz natürlich ergeben hatte (idem 1965, 1969b), und die von uns vertretene „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ (Petzold 1988n, Orth, Petzold 1993, Petzold, Orth 1990a) war ganz in diesem Sinne ausgerichtet. Das **Stimulierungs-Modell** wurde deshalb konsequent verfolgt in Richtung komplexer Reizkonfigurationen (Aufforderungscharakter, Valenz, Lewin) bis wir in Gibsons „affordance Modell“ (Gibson 1979; Heft 2003) eine gute Referenztheorie fanden, die mit den Forschungen Bernsteins anschlussfähig war und sich in Richtung nonlinearer systemtheoretischer Modelle (Kelso 1995) zur *Bildung von Mustern* entwickeln lässt (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) sowie eine gute Umsetzbarkeit in die therapeutische Arbeit erlaubt (Petzold 1995a,b, Orth, Petzold 1998a).

„**Stimulierung** wird verstanden als komplexe, erregende *exterozeptive*, außenweltbedingte und *propriozeptive*, innersomatische Reizkonfiguration mit spezifischem **Informationswert** - z.B. durch die Amygdala als 'gefährlich' oder 'ungefährlich' bewertet [emotionale *valuation*] und durch den Hippocampus und den präfrontalen Cortex aufgrund archivierter Erfahrung eingeschätzt [kognitives *appraisal*]. Durch die stimulierungsausgelösten mnestischen Resonanzen im Gedächtnis des 'informierten Leibes', des 'Leibgedächtnisses', einerseits sowie durch die Qualität des weiterlaufenden und aufgenommenen Stromes von stimulierender Information andererseits, werden Regulationsprozesse beeinflusst und die psychophysiologische Erregungslage des Menschen (Organismus und Leibsobjekt zugleich!) intensiviert, weiter erregt (up regulation, kindling, hyperarousal, z. B. durch adverse Faktoren) oder abschwächt, beruhigt, gehemmt (down regulation, quenching, relaxation, z. B. durch protektive Faktoren), was mit dem entsprechenden neurohumoralen Geschehen verbunden ist und Bahnungen bestärkt oder schwächt. Das hat für die Konzipierung konkreter Interventionspraxis erhebliche Bedeutung, denn der Therapeut und das therapeutische Setting müssen entsprechende Stimulierungskonfigurationen bereitstellen können, um die Prozesse **dynamischer Regulation** adäquat zu beeinflussen“ (Petzold 2000h).

»Als **dynamische Regulation** bezeichnen wir den *Operationsmodus im Regulationsgeschehen von komplexen, lebenden Systemen*, durch den Systemfunktionen auf allen ihren Ebenen optimal wirksam werden können: *intrasystemisch* auf der physiologischen, emotionalen, kognitiven, volitionalen, *intersystemisch* auf der sozialen und ökologischen Ebene in variablen Umwelten mit wechselnden Kontext/Kontinuum-Bedingungen (Belastungen, Anforderungen und Chancen, affordances). Das schließt auch ihre optimierende Entwicklung, Veränderung, Neuorganisationen ein, die geschieht, wenn z. B. durch „*reafferente Progressionen*“, durch anregende Rückwirkungen (Reafferenzen, Reentries, Edelman 2004), Entwicklungen angestoßen werden oder wenn durch „*multiple Stimulierung*“ aus der Systemumwelt oder durch „*multiple Konnektivierungen*“ (von intra- und intersystemischen Elementen, Prozessen) neue Lösungen, Verhaltensmöglichkeiten, ja ggf. neue Regulationsprinzipien sich spiraling-progedierend entwickeln oder auch spontan *emergieren*« (Petzold 1982d, vgl. Petzold, van Beek, van der Hoek 1994).

Die neuro- und sensumotorische Entwicklungspsychologie hat empirisch solide Grundlagen für das Verstehen der „infant caregiver Kommunikation und Interaktion“ geliefert (Petzold 1994j; Papoušek, Papoušek 1993; Kalverboer et al. 1993; Savelsbergh 1993), der kognitiven und emotionalen Frühentwicklung (Thelen, Smith 1993; Bloch, Bertenthal 1990). Sie hat ihren Boden in der nonverbal/verbalen

zwischenleiblichen Interaktion des Säuglings mit seinen relevanten Bezugspersonen (Stern 1985), die wir differenziert untersucht haben (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994). Nonverbale Kommunikation bleibt über das ganze Leben mit der verbalen in der Interaktion verbunden bis ins hohe Senium.

Dabei werden **Interaktion** und **Kommunikation** wie folgt differenziert:

„**Interaktion** ist der strukturierte, wechselseitige Vollzug von offenem Verhalten/**Performanz** in Kontext und Kontinuum, welche in Repräsentationen von Wissen/**Kompetenzen** – sie sind Basis der Strukturiertheit – gründet und Interaktion zugleich begründet.“

„**Kommunikation** ist die Vermittlung von Information zwischen Subjekten in jeweils gegebenen *Kontexten* mit ihrem Vergangenheits- und Zukunftshorizont, ihrem *Kontinuum*, über die faktischen, in der Performanz offenen Verhaltens sichtbaren Interaktionen. Kommunikation erfolgt nach bestimmten, generellen (genetisch disponierten) und spezifischen (kultur-, familien- und personenabhängigen) Regeln in symbolischer, nicht-sprachlich und sprachlich gefaßter Form. Diese kann aufgrund von gemeinsamem Zeichenvorrat und Regelwissen, d.h. aufgrund „*kommunikativer Kompetenz*“ von den an Kommunikationsprozessen Beteiligten ‘gelesen‘ werden, d.h. sie wird identifiziert, zur Herstellung von Sinnbezügen interpretiert und gegebenenfalls zu *Performanz* verwandt, zu sinngelitetem Handeln, welches wiederum in den Kontext (d.h. auch auf die vorhandenen Interaktions-/ Kommunikationspartner) wirkt.“ Vgl. Petzold, van Beek, van der Hoek (1994).

Dieses Paradigma läßt es geraten sein, im Kontext einer modernen „klinischen Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ (Oerter et al. 1999; Turner, Helms 1995; Rutter, Hay 1994) zu konzeptualisieren.

Weil die verbalen und nonverbalen Kommunikationsprozesse an einer Schnittstelle von körperlichem und mentalem Lernen stehen (Sieper, Petzold 2002), von leiblichen und seelischen Entwicklungsprozessen, von gesundheitsfördernden und klinisch-therapeutischen Vorgehensweisen und ihrer supervisorischen Begleitung, ist natürlich auch der Bezug zur allgemeinen, biologischen und klinischen Psychologie (Birbaumer, Schmidt 1999) und zur aktuellen psychologischen und neurowissenschaftlichen Psychotherapieforschung (Grawe et al. 1994, 2003; Petzold, Märten 1999; Schiepek 2003), zu den „Health Sciences“ mit dem reichen konzeptuellen Fundus der Gesundheitspsychologie und ihren Forschungsergebnissen (Ammann, Wipplinger 1998; Haisch 1996; Lorenz 2004) unumgänglich, wenn sie eine moderne wissenschaftliche Orientierung nehmen wollen.

Derartige Konzeptualisierungen haben für die Psycho- und die Körpertherapie bzw. die körperorientierte Psychotherapie – in unserer Terminologie die Leibtherapie – und ihrer Supervision, aber auch für die allgemeinsupervisorische Praxis durchaus hohe Relevanz, orientieren sie doch den Blick in vieler Hinsicht neu. Sie geben für eine Betrachtung verbaler und nonverbaler Kommunikation als Äußerungen des ganzen Menschen im POLYLOG, des Leibsubjektes bei den konkreten Interaktionen in den sozialen Netzwerken seines Außenfeldes und in den vielfältigen inneren Gesprächen (Bakhtin 1981) seines cerebralen Binnenraumes einen neuen Rahmen des Denkens, bei dem die Bedeutung neurophysiologischer Prozesse akzentuiert wird: „Weil im Gehirn eine große Vielfalt von dynamischen neuronalen Phänomenen miteinander interagiert, entsteht immer eine einzigartige, individuelle Konstellation. Wir brauchen daher ein neues, vielschichtiges Paradigma, um psychische Störungen

zielgenauer definieren zu können“ (Ratey 2001, 414). Die Neuroplastizität und Lernfähigkeit in allen Altersstufen bis ins Senium wird unterstrichen. **Performanzzentriertes Vorgehen** (Petzold, Engemann, Zachert 2003), in dem konkretes Handeln, verbale und nonverbale Kommunikation zusammenspielen, erhält größere Bedeutung und muß insgesamt mehr Beachtung finden. Mikroökologien und ihre Einflüsse „über die Zeit“ auf Verhalten, auf die Persönlichkeit, auf Identitätsprozesse werden stärker berücksichtigt. Damit verbunden ist eine Zentrierung auf Wahrnehmungsprozesse. „Was und wie nimmt ein Mensch wahr und wie verarbeitet er das Wahrgenommene?“ wird zu einer Kernfrage. „Der Kliniker muß zu ergründen versuchen, wie der Patient die Welt erfährt, und zwar in einem sehr konkreten, körperlichen Sinne“ (Ratey 2001, 414), und natürlich, wie er das Erlebte kommuniziert, wie er sich mitteilt – in seinen Alltagsbeziehungen und in seiner therapeutischen Partnerschaft (Petzold, Gröbelbauer, Gschwend 1999, idem 2000a), um im POLYLOG in vielfältigen Kommunikationen nach vielen Seiten sich zu verständigen und andere zu verstehen, denn das ist die Grundlage gelingenden Lebens. Dieses zu fördern, ist das zentrale Anliegen aller therapeutischen und supervisorischen Prozesse.

Literatur in Auswahl:

- Aitchison, J. (1996): The seeds of speech. Language origin and evolution. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Ajuriaguerra, J. de (1962): Le corps comme relation. *Revue de psychologie pure et appliquée* 2, 137-157.
- Ajuriaguerra, J. de (1970): L'organisation psychomotrice et ses troubles. Manuel de Psychiatrie de l'Enfant. Paris: Masson et Cie.
- Ammann, G., Wipplinger, R. (1998): Gesundheitsförderung. Tübingen: dgvt-verlag.
- Anochin, P. K. (1967): Das funktionelle System als Grundlage der physiologischen Architektur des Verhaltensaktes. Jena: Fischer.
- Badcock, C. (2000): Evolutionary psychology. A critical introduction. Cambridge, UK: Polity Press.
- Bakhtin, M.M. (1975): Voprosy literatury i estetiki: Issledovaniia raznykh let. Moscow: Khudozhestvennaia literatura.
- Bakhtin, M.M. (1979): Estetika slovesnogo tvorcestva. Hrsg: S.G. Bocharov. Moscow: Iskusstvo.
- Bakhtin, M.M. (1981): The Dialogic Imagination: Four Essays. Hrsg. Holquist, Übers. Caryl Emerson and Michael Holquist. Austin: Univ. of Texas Press (orig. russ. 1975).
- Beek, P.J. (1989): Juggling dynamics. Amsterdam: Free University Press.
- Bermudez, J.L., Marcel, A., Eilan, N. (1995): The body and the self. Cambridge: MIT Press.
- Bernstein, N.A. (1967a): The co-ordination and regulation of movements. Oxford: Pergamon Press.
- Bernstein, N.A. (1988): Bewegungsphysiologie. In: L. Pickenhain, G. Schnabel (eds.). Leipzig: Johann Ambrosius Barth. Original 1967.
- Birbaumer, N., Schmidt, R.F. (1999): Biologische Psychologie. Berlin: Springer.
- Bickerton, D. (1995): Language and human behavior. Seattle, WA: University of Washington Press.
- Bloch, S., Lemeignan, M. (1992): Precise respiratory-posturo-facial patterns are related to specific basic emotions. *Bewegen & Hulpverlening* 1, 31-39.
- Bolhaar, R. Petzold, H.G. (2008) Leibtheorien und „Informierter Leib“ – ein „komplexer Leibbegriff“ und seine Bedeutung für die Integrative Supervision und Therapie. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* 04/2008
- Bongaardt, R. (1996): Shifting focus. The Bernstein tradition in movement science. Amsterdam: Druk 80.
- Boschker, M.S.C. (2001): Action-Based Imagery. On the Nature of Mentally Imagined Motor Actions. Enschede/Amsterdam: PrintPartners Iskamp.
- Boschker, M.S.J. Bakker, F.C., Rietberg, M.B. (2000): Retroactive interference effects of mentally imagined movement speed. *Journal of Sports Sciences*, 2000, 18, 593-603.
- Bruce, V., Green, P.R., Georgeson, M.A. (1996): Visual perception: Physiology, psychology and ecology. East Sussex, UK: Psychology Press.
- Brumund, L., Märtens, M. (1998): Die 14 Heilfaktoren der Integrativen Therapie und ihre Bedeutung im Urteil der Therapeuten. *Gestalt und Integration* 2, 448-466.
- Bunge, M. (1984): Das Leib-Seele-Problem. Tübingen: Mohr.
- Buss, D.M. (1999): Evolutionary psychology. The new science of the mind. Boston, MA: Allyn and Bacon.
- Buytendijk, F.J.J. (1956): Allgemeine Theorie der menschlichen Haltung und Bewegung. Berlin: Springer.
- Calza, A. (1994): Psychomotricité. Paris: Masson.
- Campbell, A. (2002): A mind of her own. The evolutionary psychology of woman. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Clamp, A. (2001): Evolutionary psychology. London: Hodder & Stoughton.
- Corballis, M.C., Lea, S.E.G. (1999): The descent of mind. Psychological perspectives on hominid evolution. Oxford, UK: Oxford University Press.

- Cosmides, L., Tooby, J.* (2003): What is evolutionary psychology? Explaining the new science of the mind. London: Weidenfeld & Nicolson.
- Damasio, A.* (1997): *Descartes Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn.* München: dtv.
- Damasio, A.* (1999): The feeling of what happens: Body and emotion in the making of consciousness. London: Vintage. dtsh: Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins. München: List (2000).
- Deacon, T.W.* (1997): The symbolic species. The co-evolution of language and the brain. New York, NY: Norton.
- DeCatanzaro, D. A.* (1999): Motivation and emotion. Evolutionary, physiological, developmental, and social perspectives. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.
- Döring-Seipel, E.* (1996): Stimmung und Körperhaltung. Eine experimentelle Studie. Weinheim: Beltz.
- Dunbar, R.* (1996): Grooming, gossip, and the evolution of language. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Dürkheim, K. Graf von* (1974): Vom Leib der man ist in pragmatischer und initiatischer Sicht. In: *Petzold, H.G.* (1974j), 11-27.
- Foucault, M.* (1986a): Sexualität und Wahrheit, Bd.I. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, M.* (1986b): Der Gebrauch der Lüste, Bd.II. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, M.* (1998): Foucault, ausgewählt und vorgestellt. Hrsg. von *P. Mazumdar.* München: Diederichs.
- Fox, K.R.* (1997): The physical self. Champaign: Human Kinetics.
- Frank, T.D., Daffertshofer, A., Peper, C.E., Beek, P.J., Haken, H.* (2000): Towards a comprehensive theory of brain activity: Coupled oscillator systems under external forces. *Physica D* 144, 2000, 62-86.
- Fridlund, A.J.* (1994): Human facial expression. An evolutionary view. San Diego, CA: Academic Press.
- Gallese, V* (2001): From Grasping to Language: Mirror Neurons and the Origin of Social Communication. *Towards a Science of Consciousness Section 4: Vision and Consciousness -- Introduction. CogNet Proceedings.*
- Gallese, V., Fadiga, L., Fogassi, L., Rizzolatti, G.* (1996): Action recognition in the premotor cortex. *Brain* 119, 593-60.
- Gallagher, S.* (1986): Lived body and environment. *Research in Phenomenology* 16, 139-170.
- Gallagher, S.* (1995): Body schema and Intentionality. In: *Bermudez et al.* (1995) 225-244.
- Gibson, J.J.* (1966): The senses considered as perceptual systems. Boston: Houghton Mifflin.
- Gibson, J.J.* (1979): The ecological approach to visual perception, Boston: Houghton Mifflin; dtsh. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung. München: Urban & Schwarzenberg (1982).
- Grawe, K.* (1998): Psychologische Psychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K., Donati, R., Bernauer, P.* (1994): Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K.* (2003): Geleitwort zu *Schiepek* (2003) S. V.
- Haisch, J.* (1996): Gesundheitsrisiken. Wege zur Bewältigung. Heidelberg: Asanger.
- Haken, H.* (1996): Principles of brain functioning: A synergetic approach to brain activity, behavior, and cognition. Berlin: Springer.
- Hauser, M.D., Wolfpoff, M., Ramachadran V.S. et al.* (2000): Mirror Neurons and imitation learning. *Edge*, Reality Club, Mai 2001 http://www.edge.org/discourse/mirror_neurons.html
- Kalverboer, A.F., Hopkins, B., Geuze, R.* (1993): Motor development in early and later childhood: Longitudinal approaches. New York: Cambridge University Press.
- Kamper, D., Wulf, Ch.* (1982): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kandel, E.R., Hawkins, R.D.* (1992): The biological basis of learning and individuality. *Scientific American* 267, 78-86.
- Kandel, E.R., Schwartz, J.H., Jessell, T.M.* (Hrsg.) (1996): Neurowissenschaften. Eine Einführung. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Kelso, J.A.S.* (1995): Dynamic patterns: The self-organization of brain and behavior. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Lakoff, G, Nuñez, R.* (2001): Where Mathematics Comes from: How the Embodied Mind Brings Mathematics Into Being. New York: Basic Books.
- Libet, B.* (2000): Do we have free will? . In: *Libet et al.* (2000).
- Libet, B, Wright, E. W., Feinstein, B., and Pearl, D. K.* (1979). Subjective referral of the timing for a conscious sensory experience. *Brain* 102: 193-224. (I)
- Libet, B., Freeman, A., Sutherland, K.* (2000): The Volitional Brain. Towards a Neuroscience of Free Will. Exeter: Imprint Academic.
- Lorenz, G.* (2004): Integrative Therapie und Salutogenese. München: Reinhardt. (im Druck)
- Lurija, A.R* (1966): Human Brain and Psychological Processes. New York..
- Luria, A. R.* (1976): The working brain: An introduction to neuropsychology. Harmondsworth: Penguin Books.
- Luria, A.R.* (1979): The making of mind: A personal account of Soviet psychology. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Lurija, A. R.* (1998): Das Gehirn in Aktion. Einführung in die Neuropsychologie. Reinbek
- Marcel, A.* (1983a): Conscious and unconscious perception: Experiments on visual masking and word recognition. *Cognitive Psychology*, 15, 197-237.
- Marcel, A.* (1983b): Conscious and unconscious perception: An approach to the relations between phenomenal experience and perceptual processes. *Cognitive Psychology*, 15, 238-300.
- Meijer, O.G.* (1988): The hierarchy debate. Perspectives for a theory and history of movement science. Amsterdam: Free University Press.
- Meijer, O.G., Roth, K.* (1988): Complex movement behavior: 'The' motor-action controversy. Amsterdam: North-Holland.
- Mergner, T., Hlavacka, F.* (eds.): Multisensory control of posture. New York: Plenum Press.
- Merleau-Ponty, M.* (1945): *Phénoménologie de la perception.* Paris: Gallimard; dtsh: *Phänomenologie der Wahrnehmung.* Berlin: De Gruyter (1966).
- Merleau-Ponty, M.* (1964): *Le visible et l'invisible.* Paris: Gallimard; dtsh. *Das Sichtbare und das Unsichtbare.* München: Fink (1986).

- Morris, D. B. (2000): Krankheit und Kultur. Plädoyer für ein neues Körperverständnis. München: Kunstmann.
- Morris, D. (1994): Bodytalk. A world guide to gestures. London: Jonathan Cape (amerikansk udgave: Bodytalk. The meaning of human gestures. New York: Crown Trade Paperbacks, 1994).
- Moscovici, S. (1990): Social psychology and developmental psychology: extending the conversation. In: *Duveen, G.*, Social Representations and the development of knowledge. Cambridge: Cambridge University Press. 164-185.
- Moscovici, S. (2001): Social Representations. Explorations in Social Psychology. New York: New York University Press.
- Mysterlund, I. (2003): Mennesket og moderne evolusjonsteorie. Oslo: Gyldendal.
- Nuñez, R. Freeman, W. J. (1999): Reclaiming Cognition: The Primacy of Action, Intention and Emotion. New York: Imprint Academic
- Orlinsky, D.E., Grawe, K., Parks, B.K. (1994): Process and outcome in psychotherapy - noch einmal. In: *Bergin, Garfield* (1994) 270-376.
- Orth, I. (1994): Der "domestizierte Körper". Die Behandlung beschädigter Leiblichkeit in der Integrativen Therapie. *Gestalt* (Schweiz) 21, 22-36.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1998a): Heilende Bewegung - die Perspektive der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie, in: *Illl, U., Breithecker, D., Mundigler, S.* (Hrsg.), *Bewegte Schule. Gesunde Schule, Internationales Forum für Bewegung (IFB)*, Zürich 1998, 183-199.
- Papousek, H., Papousek, M. (1993): Early interactional signalling: The role of facial movements. In: *Kalverboer et al.* 136-152.
- Peper, C.E. (2000): Tapping dynamics. Amsterdam: CopyPrint 2000.
- Perrig, W., Wippich, W., Perrig-Chiello, P. (1993): Unbewußte Informationsverarbeitung. Bern: Huber.
- Petzold, H. G.** Die in diesem Text zitierten Arbeiten von Petzold und MitarbeiterInnen finden sich in der Gesamtbibliographie in Petzold (2003a, Bd. III) und in: *Petzold, H.G.* (2003). Gesamtbibliographie. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) **POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit** - 01/2003. Nachstehend Titel in Auswahl.
- Petzold, H.G. (1974j): Psychotherapie und Körperdynamik. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (Hrsg.) (1977n): Die neuen Körpertherapien. Paderborn: Junfermann; Taschenbuchausgabe München: dtv, 1992, 2. Aufl. 1993.
- Petzold, H.G. (1981h): Leibzeit, *Integrative Therapie* 2/3, S. 167-178; auch in: *Kamper, D., Wulf, Ch.*, Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1982, 68-81.
- Petzold, H.G. (Hrsg.) (1985g): Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1996a): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und Bd I, 2, 3. revidierte und überarbeitete Auflage von 1988n. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2001a): Integrative Therapie - Das "biopsychosoziale" Modell kritischer Humantherapie und Kulturarbeit. Ein "lifespan developmental approach". Theorie, Praxis, Wirksamkeit. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2002j): Das Leibsubjekt als „informierter Leib“ – embodied and embedded. Leibgedächtnis und performative Synchronisationen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - **POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit** 07/2002 und in **2003a, 1051-1092**.
- Petzold, H. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold, H.G. (2004h): Der „informierte Leib im Polylog“ - ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie. In: *Hermer, M.,Klinzing, H.G.*(Hrsg.) (2004): Nonverbale Kommunikation in der Psychtherapie. Tübingen: dgvt. 107-156.
- Petzold, H.G. (2009c): Körper-Seele-Geist-Welt-Verhältnisse in der Integrativen Therapie. Der „Informierte Leib“, das „psychophysische Problem“ und die Praxis. *Psychologische Medizin* 1 (Graz) 20-33.
- Petzold, H.G., Goffin, J.J.M., Oudhof, J. (1993): Protektive Faktoren - eine positive Betrachtungsweise in der klinischen Entwicklungspsychologie, Faculty of Human. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 173-266.
- Petzold, H.G., Hass, W., Märten, M., Steffan, A. (2000): Wirksamkeit Integrativer Therapie in der Praxis - Ergebnisse einer Evaluationsstudie im ambulanten Setting. *Integrative Therapie* 2/3, 277-354.
- Petzold, H.G., Märten, W. (Hrsg.) (1999): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Bd.1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske+Budrich.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (1993a): Integration und Kreation, 2 Bde., Paderborn: Junfermann, 2. Aufl. 1996.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (2003): Der Wille in der Psychotherapie. Göttingen: Van den Hoeck & Ruprecht.
- Petzold, van Beek, J., van der Hoek, A.-M. (1994): Grundlagen und Grundmuster "intimer Kommunikation und Interaktion" - "Intuitive Parenting" und "Sensitive Caregiving" von der Säuglingszeit über die Lebensspanne, in: *Petzold, H.G.:* Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2: Die Kraft liebevoller Blicke, Paderborn: Junfermann, 491-646.
- Petzold, H.G., Wolf, H.U., Landgrebe, B., Josic, Z., Steffan, A. (2000): "Integrative Traumatherapie" - Modelle, Konzepte für die Behandlung von Patienten mit "posttraumatischer Belastungsstörung". In: *Van der Kolk et al.* (2000), 445-579.
- Ramachandran, V.S. (2000): MIRROR NEURONS and imitation learning as the driving force behind "the great leap forward" in human evolution, *EDGE* 69 — June 1, 2000
- Ratey, J.J. (2001): Das menschliche Gehirn. Eine Gebrauchsanweisung. Düsseldorf: Walter.
- Ricœur, P. (1996): Das Selbst als ein Anderer. München: Fink.
- Rizzolatti, G, Arbib, M.A. (1998) Language within our grasp. *Trends Neurosciences* 21, 188-194.
- Rizzolatti, G, Fadiga, L., Gallese, V., Fogassi, L. (1996) Premotor cortex and the recognition of motor actions. *Cognitive*

- Brain Research* 3, 131-141.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2000): Mirror neurons: Intentionality detectors? *Int J Psychology* 35, 205-205.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2001): Neurophysiological mechanisms underlying the understanding and imitation of action. *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2001): Neurophysiological Mechanisms Underlying the Understanding and imitation action. *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Rolf, J., Masten, A.S., Cicchetti, D., Nuechterlein, K.H., Weintraub, S. (eds.) (1990): Risk and protective factors in the development of psychopathology. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rutter, M. (1985): Resilience in the face of adversity: Protective factors and resistance to psychiatric disorder. *British Journal of Psychiatry* 147, 598-611.
- Savelsbergh, G.J.P. (1993): The development of coordination in infancy. Amsterdam: North-Holland.
- Schiepek, G. (2003): Neurobiologie der Psychotherapie. Stuttgart: Schattauer.
- Schmidt, R.C., Carello, C., Turvey, M.T. (1990): Phase transitions and critical fluctuations in the visual coordination of rhythmic movements between people. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 16, 227-247.
- Schmitz, H. (1985): Phänomenologie der Leiblichkeit. In: *Petzold* (1985g) 71-106.
- Schmitz, H. (1989): Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. Paderborn: Junfermann.
- Schmitz, H. (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Bonn: Bouvier.
- Segerstråle, U., Molnár, P. (1997): Nonverbal Communication. Where Nature meets Culture. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Selver, Ch., Brooks, C. (1974): Sensory awareness. In: *Petzold* (1974j) 59-78.
- Sieper, J., Petzold, H.G. (1993): Integrative Agogik - ein kreativer Weg der Lehrens und Lernens. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 359-370.
- Sieper, J., Petzold, H.G. (2002): Der Begriff des „Komplexen Lernens“ und seine neurowissenschaftlichen und psychologischen Grundlagen – Dimensionen eines „behavioralen Paradigmas“ in der Integrativen Therapie. Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 10/2002.
- Stamenov, M.I., Gallese, V. (eds.) (2002): Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. Amsterdam, the Netherlands: John Benjamins Publishing Co.
- Stoerig, P. (1984): Leib und Psyche. Eine interdisziplinäre Erörterung des psycho-physischen Problems. München: Fink 1985.
- Sykes, B. (1999): The human inheritance. Genes, language, and evolution. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Tambour, J.W.I. (1991): Relationsmodalitäten statt Leib-Seele-Verhältnisse. *Integrative Therapie* 1/2 (1991) 58-84.
- Tattersall, I. (2002): Ein neues Modell der Homo-Evolution, *Spektrum der Wissenschaft* 4, 2002, 32-47
- Thelen, E., Smith, L.B. (1993): A dynamic system approach to the development of cognition and action. Cambridge: MIT Press.
- Tooby, J., Cosmides, L. (2003): Evolutionary psychology. Foundational papers. Cambridge, MA: The MIT Press (i trykk).
- Turner, J.H. (2000): On the origins of human emotions. A sociological inquiry into the evolution of human affect. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Ukhtomsky, A. A. (1978): Izbrannye Trudy. Moscow: Nauka.
- Van der Kolk, B. A., McFarlane, A.C., Weisaeth, L. (Hrsg.) (2000): Traumatic stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. dtsh. Ausg. M. Märtens, H.G. Petzold Paderborn: Junfermann.
- Van der Mei, S., Petzold, H.G., Bosscher, R. (1997): Runningtherapie, Streß, Depression - ein übungszentrierter Ansatz in der Integrativen leib- und bewegungsorientierten Psychotherapie, *Integrative Therapie* 3, 374-428.
- Velichkovsky, B.M., Rumbaugh, D.M. (1996): Communicating meaning. The evolution and development of language. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- von Holst, E. (1939/1973): The behavioral physiology of man and animals. In: R. Martin (ed.). The collected papers of Erich von Holst. Coral Gables, FL: University of Miami Press, 29.
- Wallon, H. (1942): De l'acte à pensée. Essai de psychologie comparée. Paris: P.U.F., Flammarion, 5. Aufl. 1972.
- Warren, W.H. (1988): Action modes and laws of control for the visual guidance of action. In: *Meijer, Roth* (1988) 339-380.
- Warren (1990): The perception-action coupling. In: *Bloch, H., Bertenthal, B.I.* : Sensory-motor organizations and development in infancy and early childhood. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 23-37.

Die Studie

Wenn Sprache nicht ausreicht

Die Frage bleibt

Halte dich still, halte dich stumm,
nur nicht forschen, warum? Warum?

Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.

Wie´s dich auch aufzuhorchen treibt,
das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.

Theodor Fontane

1. Einleitung²

„Ein Seminar zum Thema „Nonverbale Kommunikation“ in der Supervision wollt ihr geben? Das klingt interessant und worüber soll das gehen? Ich meine, es ist doch klar, dass wir Supervisoren die nonverbale Kommunikation in unsere Arbeit einbeziehen. Das ist doch unerlässlich, ohne kann man doch gar nicht arbeiten. Ich meine so wie jemand schaut, wenn du zum Beispiel ein prekäres Thema anschneidest und somit in ein Wespennest stichst. Oder die vielen „Telefonate“ die nonverbal unter den Teammitgliedern ablaufen, wie sie sich verständigen oder mitteilen, was gesagt und was nicht gesagt, also vermieden werden soll. Ich denke, dass kriegen wir mit, das gehört doch zum festen Handwerkszeug“.

„Und was machst Du dann damit“

„Na benennen, thematisieren, halt“.

„Das ist ja gut, wenn Du das tust, ich bin überzeugt davon mein Supervisor hat damals ganz viel nicht mitbekommen und wenn doch, konnte er nichts damit anfangen. Aufgegriffen hat er nur die verbalen Äußerungen“.

„Also über was geht jetzt euer Seminar?“

² Mein Dank gilt Elke Reinhard, Heinz Peters und Karl-Heinz Bomberg. Sie haben mich in meiner Forschungsarbeit durch ihre kritischen Beiträge sehr unterstützt und wesentlich zum Metakommunikationsprozess beigetragen. Auch meinen Korrekturlesern Kirsten und Dieter, die sich mit mir dem Prozess dieser Arbeit stellten, sei herzlichst gedankt. - Ich möchte Professor Hilarion Petzold danken, der mir durch die Bereitstellung seines großen Wissensschatzes viele Anregungen und Erkenntnisse innerhalb dieses Forschungsgebietes eröffnete und diese Arbeit intensiv betreute. - Ein weiter Dank gilt dem Sekretariat der DGSv für das Engagement und die Zuverlässigkeit bei der Beantwortung der aufkommenden Fragen. - Nicht zuletzt danke ich meinem Mann dafür, dass er die innerliche Zerreißprobe, die eine solche Studie mit sich bringt, mit mir ausgehalten hat.

„Wir wollen in dem Seminar die Wahrnehmung für nonverbale Signale und somit für Prozesse schärfen, die Bewusstmachung fördern und mit praktischen Beispielen auf der Grundlage moderner Neuroforschung Einsatzmöglichkeiten für die Supervision aufzeigen“.

„Das interessiert mich sehr. Oft denke ich, wenn ich in meiner Tätigkeit als Supervisorin im Team sitze und Mimiken oder Gesten wahrnehme, die mich irritieren: mit denen müsstest du jetzt arbeiten, die würdest du gerne aufgreifen. Aber wie kommt man da ran und vorerst, wie komm ich erst einmal aus meiner eigenen Irritation heraus? Doch, mich würde das sehr interessieren, ich würde kommen“.

„Mich interessiert das nicht, ich fühle mich da genug informiert. Ich bin aber gespannt wer so was bucht, da hat doch jeder irgendein Handwerkszeug, irgendeine Umgangsweise“.

Ein Seminarfahrplan wurde aufgestellt, Termine wurden ins Auge gefasst, Flyer wurden erstellt, gedruckt und zur Post gebracht. Über 300 SupervisorInnen versorgten wir mit unseren Flyern. Die Adressen entnahmen wir dem Internet, der Deutschen Gesellschaft für Supervision und unserem Adressbuch, das Kollegenanschriften beinhaltete. Des Weiteren schalteten wir ein Inserat in der Zeitschrift Supervision. Unser Skeptiker sollte Recht behalten! Es erreichten uns genau zwei Anmeldungen für das Seminar. Letztendlich fand es nicht statt. Mit den beiden Seminarinteressenten nahmen wir aber telefonischen Kontakt auf, um etwas über deren Vorstellungen und Motivation zu erfahren. Die Supervisorin gab genau die Unsicherheiten in Teamprozessen an, die auch die Kollegin im vorhin geschilderten Gespräch geäußert hatte. Der andere Interessent, ein Mann, sprach seine fehlende Performanz an, mit nonverbalen Signalen ausreichend gut umgehen zu können. Er hielt sich selbst für einen äußerst fähigen Beobachter und sein Interesse an einem Seminar bestünde darin, diese Kompetenz zu nutzen, um seine Performanz verfeinern zu können.

Hatten wir ein Seminar initiiert, dessen Thema kein Interesse fand weil die SupervisorInnen sowohl in der Kompetenz als auch in der Performanz die nonverbale Kommunikation beherrschten?

Vorausgegangen war eine ausführliche Literaturrecherche zum Thema „nonverbale Kommunikation in der Supervision – Koordination von Handlung und Wahrnehmung“. Die Literaturrecherche zeigte, dass im eigentlichen Supervisionsbereich zur nonverbalen Kommunikation kaum geforscht wurde. Das Erforschte bezog sich eher auf Therapiegebiete die angrenzend bedeutsam werden könnten für die Supervision und eine Forschungspraxis erforderlich machen, um in die supervisorische Praxis integriert werden zu können. Dass, was sich zum Bereich der Supervision in Büchern fand, ist eher dem beschreibenden Vorgehen von Supervisionsprozessen und Möglichkeiten gewidmet. Ausnahme bilden einige

Handbücher, die sich auf das neurolinguistischen Programmieren beziehen. Nur ein Artikel fand sich zum Thema nonverbale Kommunikation bei Kindern. Die nonverbale Kommunikation an sich hält vielfältige Forschungen und Ergebnisse bereit. Neue Studien der Neurosciences setzen mit ihren Ergebnissen die nonverbale Kommunikation in ein besonders Licht, die deren Bedeutsamkeit vertiefen. Diese Ergebnisse bildeten die Konzeption eines Seminars zu diesem Thema. Wir waren doch up to date? Beherrschten unsere SupervisorInnen bereits das ganze Repertoire? Konnten sie die Ergebnisse der verschiedenen Fachbereiche kompatibel gemacht haben und nutzten sie diese nun gekonnt in ihrer Tätigkeit als SupervisorInnen?

Diese Ergebnisse machten uns neugierig. Sie brachten uns dazu ein Forschungsdesign zu erstellen, das zeigen sollte, auf welche nonverbalen Signale die SupervisorInnen in ihrer Arbeit achten, ob sie sich irritieren lassen von dissonanten Signalen und wie sie ihre Beobachtungen zu nonverbalen Kommunikationprozessen als Potential nutzen.

Das Lesen von nonverbalen Signalen, aufgrund eines gemeinsamen Zeichenvorrats und Regelwissens durch eine kommunikative Kompetenz, ermöglicht Interaktionen als ein Ergebnis gemeinsamen Verstehens. Es bildet die Basis für gut laufende Einzel-, als auch Teamprozesse, in denen das kommunikative Potential zur Herstellung von Sinnbezügen herangezogen und sinnvoll zur Performanz verwandt, in die Supervisionsvariablen eingebunden werden kann und somit zu sinngelitetem Handeln beiträgt.

Diese Arbeit führt vorerst durch einen allgemeinen Teil, die von Argyl beschriebenen verschiedenen Verwendungsbereiche der Körpersprache, deren Aufgliederung das Gerüst der Forschung zur Erstellung der Studie und deren Ausführung bildet. Wir haben auf seine Arbeiten zugegriffen, weil wir der Meinung sind, dass sie ein Grundlagenwerk bilden und sich seine Ergebnisse gut in die supervisorische Praxis übertragen lassen. Danach wird die Bedeutung der nonverbalen Kommunikation dargestellt. Darauf folgend werden Definitionen erläutert, die für das grundsätzliche Verstehen der Vorgehensweise unerlässlich sind. Anschließend werden die Forschungsmethode, die Entwicklung des Fragebogens und die Pilotstudie beschrieben. Die Forschungsergebnisse werden diskutiert und in den Zusammenhang der Supervision gestellt. Abrundung findet die Arbeit durch Vorschläge zur Weiterentwicklung dieses Forschungsthemas, sowie durch Ideen zur Ergänzung der Ausbildung und Ausübung der supervisorischen Praxis. Die Grenzen und Schwierigkeiten der Forschung werden ebenfalls zur Diskussion gestellt.

2. Hinführung zum Thema und zur Forschung

Dieses Kapitel bezieht sowohl die gesellschaftlichen Aspekte zur nonverbalen Kommunikation, als auch ihre Entstehung in der Evolutionsgeschichte ein. Des Weiteren werden Bedeutungsmodi für die Supervision, sowie einen Abriss der Forschungsergebnisse in diesem Bereich skizziert.

2.1 Die Körpersprache in der menschlichen Gesellschaft

Ob der Mensch die emotionalen Signale dechiffrieren kann, die ihm aus seinem Umfeld in Mimik und Gestik entgegenkommen, hängt ganz wesentlich von seiner Kommunikationsfähigkeit und -möglichkeit, sowie von der differenzierten Entwicklung seiner kognitiven Funktionen ab. Kindern wird über diesen nicht-sprachlichen Kommunikationsprozess vermittelt, wie ihre Aktionen und Fragen von ihrem sozialen Umfeld bewertet werden. Diese Information scheint für die Einbindung in das sozio-kulturelle Umfeld und alle damit verbundenen Lernprozesse von herausragender Bedeutung zu sein. Zepf, et.al. (1998) entwickelten die These, dass Menschen nicht nur mit der abstrakten Fähigkeit zu sprechen, sondern auch mit der abstrakten Möglichkeit zu mimischen Affektäußerungen geboren werden, die in der Sozialisation über eine Zuordnung möglicherweise phylogenetisch angelegter Ausdrucksmuster zu bestimmten Affekten und deren individueller Ausprägung in gesellschafts- und individualspezifischer Weise konkretisiert wird.

„Wir setzen derzeit vor allem auf die rationale Sprache als Kommunikationsinstrument. Sie ist das einzige der uns mitgegebenen Ausdrucksmittel, das unser Erziehungssystem mit Nachdruck ausbildet. Nun ist es kein Geheimnis, dass bei einem kommunikativen Akt ... ein erheblicher Teil der vermittelten Information über Mimik, Gestik und Intonation transportiert wird. Auch ist wohlbekannt, dass durch bildnerische, musikalische, mimische, gestische und tänzerische Ausdruckformen Information transportiert werden kann, die sich in rationaler Sprache nur sehr schwer fassen lässt. Überzeugende Schilderungen widersprüchlicher Gemüthsstimmungen gelingen nur selten mit Worten allein, es sei denn, es liegt lyrische Sonderbegabung vor“ (Singer, 2002, S. 58). Singer führt weiter an, dass davon auszugehen ist, dass alle Kinder über diese nicht-rationalen Kommunikations- und Ausdrucksmittel verfügen, und sie dem Erwachsenen auch zur Kommunikation anbieten, dass diese aber zu wenig und wenn überhaupt, zu spät gefördert und sie auf Kosten der Ausbildung der rationalen Sprache vernachlässigt oder gar unterdrückt wird.

Singer sieht dies als einen Fall von Deprivation und „so müssen wir uns meist damit genügen, uns mit dem relativ jämmerlichen Vehikel rationaler Sprachen verständlich zu machen. Gerade die Informationen, die bei der Stabilisierung sozialer Systeme eine so wichtige Rolle spielen, lassen sich damit aber selbst bei hoher Sprachkompetenz nur sehr unvollkommen transportieren“ (Singer, 2002, S. 59). Für ihn beruhen die ethnischen Konflikte, die derzeit ein Hauptproblem darstellen, nicht zuletzt auf der Unfähigkeit, sich in die kognitiven Schemata der jeweils anderen hineinzusetzen. Gleiche Ergebnisse werden von den Kontrahenten unterschiedlich wahrgenommen, jeder fühlt sich dadurch im Recht und sie bilden so ein eindrucksvolles und folgenreiches Beispiel für die kulturelle Prägung von kognitiven Funktionen. Wenn sich die Kontrahenten auch der nicht-rationalen Sprache bedienen könnten, um sich verständlich zu machen, würden sie vermutlich schnell erkennen, dass ihre Befindlichkeiten und Sehnsüchte die gleichen sind (Singer, 2002, S.59). Als Beispiel führt er die Friedenskonferenz an, bei der versucht wird, alle verfügbaren Ausdrucksmittel dazu zu nutzen, welches die respektiven Ängste und Nöte sind.

Argyle (1979/2002) vertritt ebenso die Meinung, dass der Sprache eine zu große Bedeutung beigemessen wurde, und dass es Vieles gibt, was sich in Worten nicht angemessen ausdrücken lässt. Er unterscheidet in der nonverbalen Kommunikation Zeichen und Signale voneinander. Mit Zeichen oder Signal meint er „ein Element des Verhaltens, der Erscheinung usw. eines Organismus, das von den Sinnesorganen eines zweiten Organismus wahrgenommen wird und dessen Verhalten beeinflusst“ (1979/2002, S.14). Manche Signale dienen dem Zweck etwas mitzuteilen, sie haben Bedeutungscharakter. Für Mitteilungen im engeren Sinne gibt es zielgerichtete Signale, während Zeichen als verhaltensmäßige oder physiologische Reaktionen gesehen werden müssen. Im Bereich der Zeichen können beispielsweise Psychoanalytiker Interpretationen von beobachtetem Verhalten geben, was dem Laien nicht möglich ist. Dem Supervisor dienen sie als beachtbares Moment, das durch Nachfragen eine Bedeutung erlangen kann, und somit dazu dient, „verdeckte“ Prozesse in den Bewusstseinsbereich zu rücken, um bei Problemstellungen zu einem adäquaten Lösungsansatz zu kommen.

Die Sprache ist eng mit der Körpersprache verbunden, sie wird von ihr verstärkt, ergänzt die Bedeutung der verbalen Äußerungen, gibt ein Feedback und lenkt die Synchronisierung im Gespräch (Argyl, 1979/2002). Im Unterschied zu den meisten tierischen Signalen wird die menschliche Kommunikation größtenteils gelernt, wenn auch in bestimmten Bereichen angeborene Komponenten eine große Rolle spielen, insbesondere in dem Ausdruck von Gefühlen und interpersonalen Einstellungen. Während die menschliche Kommunikation teilweise spontan ist und von niedrigeren Stufen des Zentralnervensystems gelenkt wird, ist

sie andererseits mehr überlegt und von höheren kognitiven Prozessen abhängig. Es gibt keine eindeutige Grenzlinie zwischen beiden, oft ist mehr als eine Ebene beteiligt, führt Argyle weiter an.

Nonverbale Kommunikation begleitet soziale Handlungen. Harre´ (zit. in Argyle, 1979/2002, S. 60) beschreibt Sozialverhalten in seinem Modell von `sozialen Fertigkeiten´ als (1) ein hierarchisches System, in dem die Elemente der niederen Ebenen, der biologischen Ebenen, automatisch und gewohnheitsmäßig ablaufen, während die Handlungsabläufe höherer Ebenen einer kognitiven Kontrolle unterliegen und (2) als geplant und angesichts des Feedback einer kontinuierlichen Kontrolle bzw. einem ausgleichenden Handeln unterworfen sind. Man kann über seine Pläne verbal Rechenschaft ablegen, nicht aber über die kleineren Elemente, aus denen die Pläne bestehen (Argyle, 1979/2002, S. 60).

Chomskys (zit. in Argyle, 1979/2002) sieht Sprache „als ein Produkt von zwei verschiedenartigen Prozessen: zum einen Teil das Produkt der Kompetenz, grammatikalisch korrekte Wortverbindungen zu konstruieren, zum anderen Teil als das Produkt der Beziehungen zwischen Wörtern und Bedeutungen sowie zwischen verschiedenen Wörtern, entsprechend statistisch nicht erkennbaren Lerngesetzen“ (Argyle.ebd.).

Interaktion zwischen zwei und mehr Leuten findet ebenfalls auf mehreren Ebenen statt. Sie beruht teils auf dem Austausch von inhaltlichen Äußerungen, sowie auf einer sorgsam gegenseitigen Abstimmung des Verhaltens. Auf einer weniger reflektierten Ebene kann jemand einen anderen z. B. dadurch beeinflussen, indem er sein eigenes Verhalten mit einem Kopfnicken oder Lächeln verstärkt. Beide Seiten müssen sich dessen nicht bewusst sein. Sprechen wird von geringfügigem Kopfnicken, Blickwechsel und Brummen synchronisiert, was häufig außerhalb der bewussten Kontrolle geschieht. Der Gesprächspartner übernimmt vielleicht dessen Verhalten, er imitiert, die Spiegelneuronen der beiden sind in gegenseitiger Kommunikation. Die frühere Meinung einiger Forscher, alles Sozialverhalten beruhe auf bewusster Kommunikation bestätigt sich demnach nicht.

Argyle unterscheidet zwischen einem intentionalen und einem nicht intentionalen Verhalten. Intentionalität ist eine Frage des Grades. Neu erlernte Verhaltensmuster sind oft genau überlegt, sie werden aber gewohnheitsmäßig, `spontan´ und nicht intentional, wenn sie gut eingeübt sind. Goffman (1995/2003) dagegen vertritt die Auffassung, dass der Mensch sich zweifellos dessen bewusst ist, wie sein Verhalten auf andere wirkt. Er sendet zusätzlich nonverbale Signale aus, um zu zeigen, dass das Verhalten einen akzeptablen und

vernünftigen Zweck hat, oder auch gelegentlich, um irreführende Absicht zu äußern und zu täuschen. Er prägte den Begriff „body-gloss“ – „Erläuterung durch den Körper“.

„Nonverbale Signale sind körperliche Bewegungen, die als rein physische Vorgänge analysiert werden können. Jedoch werden sie erst dadurch wichtig, dass sie für Sender und Empfänger eine Bedeutung haben“ (Argyle, 1979/2002, S. 62). Kommunikation jeder Art kann man betrachten als einen Vorgang zwischen einem Sender, der eine Botschaft enkodiert und einem Empfänger, der die dekodiert, so dass das Signal für beide eine Bedeutung hat. Die verbalen Bedeutungsaspekte können mit offenen Interviews untersucht werden, oder indem man Versuchspersonen auffordert, für nonverbale Signale freie Assoziationen aufzuschreiben. Die auffälligsten Merkmale eines Signals können so festgestellt werden, als die Bedeutungsdimensionen, die für die Versuchspersonen die wichtigsten sind. Wir reagieren auf ein Signal ohne dies unmittelbar zu benennen.

Argyle unterscheidet drei Stufen von Reaktionen, die auf ein nonverbales Signal folgen:

1. Wahrnehmung
2. physiologische Reaktionen verschiedener Art, subjektive Gefühle und Bilder
3. Vorbereitung einer Reaktion

Hier wird folgendes deutlich: Verbale Bezeichnungen von Wahrnehmungen (1) reichen nicht aus, um zu beschreiben wie Signale empfangen werden, da verschiedene Bedeutungsdimensionen zu erfassen sind. Beispiel: Stinger (1967) führte eine Cluster-Analyse von Gesichtsausdrücken durch. Gesichtsausdrücke, die sich am ähnlichsten seien, sollten zusammengestellt werden. Anschließend sollte eine Benennung der Gruppierungen oder der Dimensionen vorgenommen werden, die verwendet wurden. Letzteres nahm Zeit und Nachdenken in Anspruch, woraus abgeleitet werden konnte, dass die ursprüngliche Einordnung nicht auf verbalen Kategorien beruhte. Der Wahrnehmungskode auf dieser Stufe gilt somit als teilweise oder ganz nonverbal. Auf der Stufe (2) mag es verbale Assoziationen geben, aber auch visuelle Bilder, Erwartungen und körperliche Reaktionen von hauptsächlich nonverbaler Art. Stufe (3) wird ein verbales Planen miteinbeziehen, häufig geschieht aber auch das nicht (Argyle, 1979/2002).

Psychologen analysieren die Bedeutung von Signalen im Sinne der Worte und Bilder, die von ihnen hervorgerufen werden. Forscher im Bereich der Semiotik betonen jedoch, dass Zeichen zwei Arten von Bedeutungen haben: Denotation und Konnotation. Die Denotation betrifft eine Klasse von Gegenständen oder Ereignissen (Geste, die einen großen Fisch zeigt: bezeichnet die Klasse großer Fische und zugleich die besondere Art von Tieren), die

Konnotation betrifft die abstrakten Vorstellungen, die diese Klasse definieren. Die Konnotation ist also von der Verbindung eines Zeichens mit anderen Zeichen abhängig (kleiner Fisch, große Tiere usw.) und zwar sowohl mit verbalisierten Begriffen als auch mit Bildern von diesen Klassen.

Die Bedeutung eines nonverbalen Signals ist weiterhin auch von dessen zeitlicher Einordnung und von seiner Beziehung zu anderen Signalen abhängig. So lässt sich ein Schlag auf die Schultern als Gratulation oder als physischen Angriff deuten, je nach der zuvor abgespielten Situation.

Die Regeln der nonverbalen Kommunikation folgen in bestimmten Formen des menschlichen Verhaltens biologischen Gesetzen, andere folgen direkten Regeln. Einige Regeln sind im Rahmen einer bestimmten Kultur zu sehen, sie sind augenfällig, andere sind in Anstandsbüchern festgehalten, folgen verschiedenen Zeremonien. Regeln können als spezielle Art von sozialen Normen angesehen werden. Sie steuern als solche die Koordination und die Abfolge von sozialen Handlungen und entstehen oft aus einer Dominanz von Angehörigen einer Gruppe. Sie erfahren eine Änderung dadurch, dass die Abweichung eines Einzelnen dazu führt, den Rest einer Gruppe zu überzeugen, dass die neue Norm von Vorteil ist. Vermutlich gibt es so etwas wie eine natürliche Auslese, welche Regeln überleben. Was bis jetzt nicht beachtet wurde, stellt Argyle heraus, ist die empirische Fragestellung, unter welchen Bedingungen sich Regeln herausbilden. Die Literaturrecherche führte zu dem Ergebnis, dass eine solche Fragestellung in der letzten Zeit ebenfalls nicht behandelt wurde.

An dieser Stelle erfolgt eine kurze Exkursion in die Evolutionsgeschichte um Verbindung zu unserem „So-geworden-sein“ zu ziehen, wurde doch bereits erwähnt, dass im Unterschied zu den meisten tierischen Signalen die menschliche Kommunikation größtenteils gelernt wurde, wenn auch in bestimmten Bereichen angeborene Komponenten eine große Rolle spielen.

2.2 Nonverbale Kommunikation in der Evolutionsgeschichte

Durch die Entwicklung einiger Signale bei Primaten lassen sich die evolutionären Ursprünge der menschlichen Signale veranschaulichen. Van Hooff (1972) verfolgte die evolutionäre Herkunft des menschlichen Lächelns und Lachens zurück. Bei primitiven Säugetieren ist einer der ältesten Gesichtsausdrücke der „Schrei mit bloßen Zähnen“. Dieser ist zu werten als eine defensive Intentionbewegung, die auf Biss- und Schutzreaktionen beruht. Es ist

möglich, dass das Tier dabei faucht oder zischt. Eine Intensionsbewegung ist Teil eines ganzen Verhaltenmusters, der Teil steht für das Ganze. Solche Signale sind bildlich oder analogisch, d. h. das Signal ist Teil dessen, auf das es sich bezieht, oder es ist ihm ähnlich. Bei Makis und anderen Affen entspricht dem „Schrei mit bloßen Zähnen“ das „stumme Gesicht mit bloßen Zähnen“. Das ist ein Grinsen, bei dem die Zähne völlig bloßgelegt sind und das von untergeordneten Tieren als ein Beschwichtigungssignal benutzt wird. Argyle weist darauf hin, dass sich dieses Signal in drei Abstammungslinien der höheren Primaten, bei den Schimpansen, den Mandrillen und beim Menschen in seiner Bedeutung verändert. Es wird im Wesentlichen zu einem Freundschafts- oder Beruhigungssignal (Argyle, 1979/2002, S. 48ff). Van Hooff vermutet, dass dies der Ursprung des menschlichen Lächelns sei. Das Lachen jedoch hat anderen Ursprung. Bei vielen Primaten zeigt sich während des Spieles mit Artgenossen das Spiel-Gesicht bzw. ein entspannter offener Mund. Das ist vermutlich eine ritualisierte Intensionsbewegung, basierend auf dem Nagen, was häufig bei spielerischen Kämpfen geschieht. Bei Schimpansen verbindet sich das Spiel-Gesicht mit leisen Keuch-Lauten oder mit Grunzen, was den Lauten des menschlichen Lachens entsprechen mag. (Argyle, ebd.). Ergänzend dazu sei die Studie von Zaalberg und Kalma (1998) angeführt, die zur Aussage kommen: „the friendly smile, is the „modern“ ritualized version of an evolutionary „old“ type of smiling.

Das Aufdecken der Herkunft der Vokalisierungen in der Evolution gestaltet sich schwieriger. Andrew (1963) vermutet die Vokalisierung als eine Begleiterscheinung von Gesichtsausdrücken, bedingt durch Ausatmen (Argyle, ebd.). Aus dem Ausatmen und dem entsprechenden Gesichtsausdruck wird ein Laut. Die Tätigkeit der Spiegelneuronen dürften einen erheblichen Beitrag bei der Untermauerung der gesehenen Mimik und Gestik geleistet haben, sie verdeutlichten die visuelle Umsetzung der Laute in die Sprache. „Die Verschaltungspläne von Gehirnen der gleichen Spezies weisen nur geringe interindividuelle Variabilität auf, weil die grundlegenden Organisationsprinzipien genetisch festgelegt sind. Hierin drückt sich das Wissen aus, das im Verlauf der Evolution durch Versuch, Irrtum und Selektion des Bewährten über die Welt erworben und in den Genen gespeichert wurde“ (Singer, 2002, S. 90). Die genetischen Programme der Hominiden selbst sind von hinlänglicher Stabilität und Plastizität gekennzeichnet und von einer Sensibilität gegenüber einem Input von Signalen, die von Wesen der gleichen Art hervorgebracht werden, wie das Vorhandensein von Spiegelneuronen (Rizzolatti, Gallese et al 2002) annehmen lässt. Die im prämotorischen Cortex von Makaken entdeckten Neuronen sind aktiviert, wenn das Tier eine bestimmte Handlung ausführt oder diese Handlung bei einem anderen beobachtet. Beim Menschen entspricht diese Zone der Broca-Zone, die wesentlich für die Sprache, bzw. die Sprechhandlung ist. So bilden die Spiegelneuronen eine wichtige Erklärungsvariante für das

Entstehen der Sprache. Dies ist weiterhin ein wichtiger Hinweis dafür, dass im Gehirn Prozesse ablaufen, die vorwiegend auf internen Wechselwirkungen beruhen und nicht erst dann einsetzen, wenn von außen Reize einwirken (Petzold, 2002).

Für die supervisorische Praxis bedeuten der Einbezug der nonverbalen Kommunikation und die Reflektion ihrer Prozesse die Bereitstellung von Lernmöglichkeiten, wie es die Entdeckung der Spiegelneuronen zeigt. Der Umgang der Menschen miteinander wurde in der Evolutionsgeschichte erlernt und ging in kollektive Verhaltensweisen über. Bei der nonverbalen Kommunikation sind Spiegelneuronen aktiv, werden vom Empfänger in Handlungen mitvollzogen und führen später zu Vorstellungen, vielleicht ohne dass sie diesem vom Ursprung her bewusst sind, oder sie führen unmittelbar zu einer nonverbalen Reaktion. Die Sichtbarmachung und Bewusstwerdung in der Supervision dieser oft mikrofeinen Bewegungen setzt einen Verständnisprozess der gegenseitigen Bezogenheit in Gang und somit eine Lernerfahrung, an der alle Teilnehmer einer Gruppe partizipieren können, und die sowohl durch die Gruppensupervision als auch durch die Einzelsupervision bis ins Klientensystem hinein getragen werden können.

Wenn ein Signalsystem und die Verhaltensmuster des Zusammenlebens im Laufe der Evolution komplizierter werden, müssen somit entsprechende Entwicklungen auch in der Wahrnehmung und im Verständnis von Signalen stattfinden. Argyle führt an, dass es schwieriger ist, die Bedeutung von willkürlichen als die von analogen Signalen zu erlernen, und somit wichtiger ist für die willkürlichen Signale, dass sie angeboren sind. „Analoge Signale können leichter gelernt werden, zumindest von solchen Tieren, die zum Lernen fähig sind; trotzdem ist auch deren Erkennen angeboren, denn wahrscheinlich gibt es eine natürliche Selektion für die Fähigkeit, Signale richtig zu identifizieren, ebenso wie es eine natürliche Selektion für geeignete Signale gibt (Argyle, 1979/2002, S. 49ff). Unter analogem Signal ist zu verstehen, dass das Signal ein Teil dessen ist, auf das es sich bezieht, oder es ist ihm ähnlich. Einem Vogel, der die Schwingen ausbreitet, ist das analoge Signal zu entnehmen, dass er gleich fortfliegen will.

Singer und Petzold vertreten die Auffassung, dass die multiplen informationalen Konnektivierungen durch Mimik, Gestik, Prosodik, Laute, Zeichen zwischen sich gegenseitig abbildenden und reflektierenden Gehirnen als die Grundlage von Bewusstsein und Sprache zu sehen sind, von komplexen kulturellen Leistungen einerseits und für die intracerebralen Entwicklungen andererseits (2002). Cappella (1990) diskutierte die Frage, unter welchen Bedingungen nonverbales Verhalten eine Fortführung oder Erweiterung erfährt.

Der vorangegangene Text befasste sich vorwiegend mit nonverbaler Kommunikation und Sprache. Nonverbale Kommunikation findet jedoch noch in weiteren Bereichen Anwendung, auf die jetzt eingegangen werden soll. Es sind dies u. a. die Bereiche: Ausdruck von Emotion, Ausdruck von interpersonalen Einstellungen, Mitteilungen über die Person. Weitere Bereiche sind die der Zeremonien und Riten, der gesamte Bereich der Werbung, der politischen Veranstaltung und der Demonstrationen, sowie in den Künsten. Die im letzten Satz genannten finden in dieser Arbeit keine Ausführung, ebenso soll hier auf die kulturellen Unterschiede und Gleichförmigkeiten nicht eingegangen werden. Das Wissen um die Bedeutung dieser Bereiche wird vorausgesetzt. Bei Sichtung der Literaturrecherche stellte sich heraus, dass Forschungen vorwiegend in den erstgenannten Bereichen stattfanden. Somit wurde die Konzentration um Ergänzungen vornehmen zu können auf diese Bereiche gelegt. Aufgrund der Informationsfülle aus Recherchen werden nicht alle Ergebnisse Berücksichtigung finden.

2.3 Die Bedeutung der nonverbalen Kommunikation für die Supervision

Petzold definiert Kommunikation wie folgt:

„Menschliche Kommunikation ist die Vermittlung von *Information* zwischen Subjekten in jeweils gegebenen *Kontexten* mit ihrem Vergangenheits- und Zukunftshorizont, ihrem *Kontinuum*, durch die faktischen, in der Performanz offenen Verhaltens sichtbaren Interaktionen. Kommunikation transportiert Informationen nach bestimmten, generellen (genetisch disponierten) und spezifischen (kultur-, familien- und personabhängigen) Regeln in symbolischer, nicht-sprachlich und sprachlich gefasster Form, so dass sie aufgrund von gemeinsamem Zeichenvorrat und Regelwissen, d. h. aufgrund „kommunikativer *Kompetenz*“, von den an Kommunikationsprozessen Beteiligten „gelesen“ werden können. Die kommunizierten Informationen werden identifiziert, zur Herstellung von Sinnbezügen interpretiert und gegebenenfalls zu *Performanz* verwandt, zu sinngelitetem Handeln, welches wiederum in den Kontexten (d.h. auch auf die vorhandenen Interaktions-/Kommunikationspartner) wirkt“ (1990, 1998, S. 435).

Die Integrative Therapie sieht Interaktion und Kommunikation als aneinander gebunden an, auch wenn sie nicht unbedingt gleichgesetzt werden kann. Beides spielt für das Entstehen einer fundierten Kollegialität, das Funktionieren der gruppalen kokreativen Prozesse in Teams eine bedeutende Rolle, indem sie eine Grundlage schaffen für Kooperation, d. h. für den koordinierten Einsatz aller Kompetenzen und Performanzen in einer Gruppe. Dies ermöglicht eine Konnektivierung aller Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten. Interaktion ist kommunikativ belegt: Interaktionen sind sowohl Display von Performanzen, *Handlungen verbaler* und *nonverbaler* Art. Zum andern auch Display von Kompetenzen, denn es kommen in ihnen auch kognitive Operationen zum Tragen, symbolische Formen, Repräsentationen zwischenmenschlichen Umgangs und die Übermittlung von Informationen, wie sie für jede Arbeit in Gruppen und Teams grundlegend sind. In der Interaktion spricht der Leib oft eine unmittelbare Sprache, die im Sinn *erfassbar* ist und oft keiner Worte bedarf, die aber oft ein synergetisches Miteinander in Wort und Handlung ergibt. Außerdem wird zum *wahrnehmen* und *erfassen einer polymorphen Wirklichkeit* eine mehrperspektivische polyästhetische Zugangsweise notwendig, wenn es nicht zu Verkürzungen oder Fehldeutungen der Wirklichkeit kommen soll.

Kurz soll umrissen werden, auf welche Forschungsergebnisse wir im Bereich Supervision gestoßen sind. Eine Literaturrecherche wurde deshalb einmal unter den Aspekten Koordinationen von Handlungen und Wahrnehmung durchgeführt und zum zweiten wurden diese Keywords mit dem Bereich der Supervision verknüpft, um Einblick in ein weiteres Spektrum zu bekommen. Die Ergebnisse der Recherche sind deutlich, sie werden folgend zu den Bereichen der Überschriften sortiert.

2.4 Forschungen in Supervision und im angrenzenden Therapiebereich

Allred, et al. (1985) diskutierten die Entwicklung eines computergestützten Verfahrens um Aspekte der Verbalität, Nonverbalität und der physiologischen Prozesse in der Therapeuten-Klienten Interaktion sichtbar zu machen und verschiedenste Kanäle der Kommunikation zwischen Therapeut und Klient zu erfassen. Gemeint sind hier Interaktionsprozesse zwischen Supervisor und Supervisand. Chamberlin (2001) setzt voraus, dass eine Selbstenthüllung, Selbstreflexion eine kritische Rolle in der Supervision spielt und dass diese gebunden ist an ein Vertrauen in den Supervisor. Das Ergebnis seiner Studie zeigt, dass SupervisorInnen die Verbundenheit signalisieren auch als vertrauenswürdig eingeschätzt wurden. Dominanz scheint dagegen in Kombination mit Vertrauenswürdigkeit keine gute Basis für ein Supervisionsgeschehen bei Lehrern zu bilden. Jakoby (1995) führte eine Untersuchung zur Supervision im interaktiven Bereich durch. Auf Forschungsergebnisse selbst kann allerdings nicht zugegriffen werden. Geßman und Meyer (1997) forschten zum Thema „Aspekte der Körpersprache beim Doppelprozess im Humanistischen Psychodrama“. Für die Praxis der Supervision bedeutsam könnte die Studie von Horstmann (2003) sein. Er untersuchte den mimischen Ausdruck als Möglichkeit der Erfassung einer emotionalen Gestimmtheit und geht der Frage nach, wie Gefühle das Verhalten und die Aktion bedingen. Er kommt zu dem Schluss, dass Gefühle vorerst den Wunsch und dann die Intention etwas zu verändern beeinflussen, nur Ärger beeinflusst das Verhalten unmittelbar. Fazit: Gefühle wecken Intentionen und Wünsche. Streeck und Streeck (2002) erforschten anhand von Beispielen aus psychotherapeutischen Gesprächen verschiedene Formen der Koordination von sprachlichem und körperlichem Ausdrucksverhalten von Patienten und Therapeuten zueinander. Es steht die Frage im Mittelpunkt, wie Patient und Therapeut sich zueinander verhalten und wie aus ihrer Interaktion ein mehr oder weniger stabiles Verhältnis im Sinne einer Gestalt ihres Miteinanders entsteht. Es wird der Sequenzierung ihrer Handlungsschritte als „Akt für Akt“ vollzogenem Verhalten Rechnung getragen. Dabei ist jede nachfolgende Handlung Reaktion auf die vorangegangene Handlung, und jede Handlung ist wiederum Kontext für nachfolgende Handlungen.

2.5 Bucherscheinungen zur Nonverbale Kommunikation in der Supervision

Marková, Graumann, Foppa (1995), stellten ein Buch zusammen unter dem Titel „Mutualities in dialogue – Gegenseitigkeiten im Dialog“, das sich mit Themen der verbalen und nonverbalen Interaktion befasst. Dieses Buch ist allerdings nicht mehr zu beziehen. Richter (1997) brachte ein Buch unter dem Titel „Erzählweise des Körpers. Kreative Gestaltarbeit in Therapie, Beratung, Supervision und Gruppenarbeit“ heraus, das als Einführung in die Gestaltarbeit mit kreativen Medien gesehen werden kann. Hintergrund bilden Erfahrungen aus der Gestalttherapie, der Integrativen Therapie, sowie Elemente aus der Psychoanalyse und der systemischen Therapie. Dieses Buch erscheint als Folge „Kreative Medien in der Supervision und psychosozialen Beratung“ im Sinne einer medienintegrierten Supervision.

2.6 Artikel zur nonverbalen Kommunikation in der Supervision in Zeitschriften

Fallner (1993) befasste sich mit dem Thema „Kommunikation ist Bewegung“. Er geht von der Annahme aus, dass jede Person eine Grundeinstellung und Haltung hat, die sich in der Dimension des „Aufeinanderbezogenseins“ und im jeweiligen Herausforderungskontext verändern, und bindet diese Erfahrung des Resonanzzusammenhangs in die prozessuale Supervision ein. Gorges und Krapohl (1988) beschreiben die Bedeutung von Wahrnehmungsprozessen in der Supervision und weisen auf die Bedeutung von Introspektion und Empathie im Rahmen von Supervisionsprozessen hin. Harris (1998) exploriert die Bedeutung des körperlichen Ausdrucks im dyadischen Setting der Psychoanalyse und setzt ihn in Kontext zur Supervision. Jakobs (1994) fokussiert die Rolle der nonverbalen Kommunikation im psychoanalytischen Prozess und der Supervision (gemeint ist die Lehranalyse innerhalb der Ausbildung). Jakoby (1995) arbeitete zum Thema „Supervision and the interactive field“, zu den Interaktionen zwischen dem Supervisor und dem Supervisanden. Die Wirkung dessen auf den Klienten erfährt keine Berücksichtigung. Orth und Petzold (1988) verdeutlichen die Bedeutung nonverbaler Interaktion in der Supervision von Gruppen und Teams und informieren über bewegungstherapeutische Methoden der Intervention. Ronen und Rosenbaum (1998) vertreten die Ansicht, dass die kognitive Verhaltenstherapie oft von verbal geleiteten Instruktionen ausgeht. Sie verweisen auf die Wichtigkeit der Nonverbalität und den Einbezug und Berücksichtigung derer in den Supervisionsprozessen.

Aufgrund der geringen Anzahl der Forschungsergebnisse der Supervision selbst, kommt man nicht umhin, sich an angrenzenden Fachgebieten, der Anthropologie, der Psychologie und der Neuropsychologie zu orientieren. Aber auch evolutionsgeschichtliche

Betrachtungsweisen sollten hier nicht fehlen. Es lässt sich deutlich feststellen, dass in den drei erstgenannten Gebieten zahlreiche Ergebnisse zur nonverbalen Kommunikation vorliegen, die nach Prüfung auf Kompartibilität dem supervisorischen Berufsfeld zugänglich gemacht werden könnten. Da dies nur in unzureichender Weise geschehen ist, stellt sich für uns die Frage, ob und wie sehr Supervisoren und Supervisorinnen überhaupt das Potential der nonverbalen Kommunikation als wichtige Ressource nutzen.

2.7 Die Definitionen

Innerhalb der Forschung bestand der Anspruch, die Signale auf die SupervisorInnen achten so umfassend wie möglich zu erfassen. Kaum jemand hat sich so umfassend mit nonverbalen Signalen befasst wie Argyle und diese in einer guten Übersicht zusammengestellt (1979/2002). Deshalb wird auch auf seine Arbeit zugegriffen. Die Variablen wurden hauptsächlich gebildet aufgrund Argyl's Beschreibung der Verwendungsbereiche von Körpersprache und der verschiedenen von ihm spezifizierten Körpersignale. In seine Ausführung wurden weitere Forschungsergebnisse aus der Psychologie und Neuropsychologie der letzten Jahre integriert, die unter den Stichwörtern „Koordination von Handlung und Wahrnehmung – nonverbale Signale in der Supervision durch eine Literaturrecherche sichtbar wurden. Zu beachten ist, dass die nonverbalen Signale miteinander verschränkt sind und fließend ineinander übergehen, deshalb enthält jedes Definitionskapitel auch großes Überschneidungspotential. In der Forschung selbst wurden die Signale und Vorgehensweisen so gut getrennt und entschlüsselt als möglich. Die Definitionen von Argyle wurden ergänzt durch Definitionen der Sachinformation, dem Inhalt der Beziehungsmodalitäten und der Atmosphäre. Die beiden letzteren wurden der Integrativen Therapie entnommen. Ebenfalls definiert wurde der Begriff Dissonanz.

In den Fragestellungen geht es immer wieder darum, wie SupervisorInnen mit den nonverbalen Signalen arbeiten. Es wurde deshalb zur Forschungsauswertung auf die Funktions-, die Methoden- und die Aufgabenvariable der Integrativen Therapie in Einbezug und die von Holloway aufgezeigten Dimensionen zugegriffen, weil sie die Möglichkeit des Handlungs- wie Reflexionsvollzug bereitstellen und die Kompetenz und Performanz der SupervisorInnen in ihrer professionellen Praxis deutlich werden lassen. Ebenso werden abschließend für den Leser die Supervisionsformen erläutert. Den befragten SupervisorInnen dürften diese bekannt sein. Es handelt sich bei den Befragten ausschließlich um Mitglieder des DGSv. Die Supervisionsformen entstammen der dort herausgegebenen Broschüre, die jedem Mitglied bereits bei Vertragsinteresse ausgehändigt wird.

2.7.1 Definitionen nach Argyle unter Einbezug der Forschungsergebnisse

Gefühle

Wie die Primaten sendet der Mensch Signale über innere Zustände aus. Einige sind unmittelbare physiologische Reaktionen, ohne Absicht etwas mitzuteilen. Einige ausdrucksvolle Signale haben sich im Laufe der Evolution als soziale Signale herausgebildet. Andere Gefühlsäußerungen können als bewusst eingesetzte soziale Signale angesehen werden. Häufig jedoch, so Argyle, spiegeln Signale dieser Art nicht den tatsächlichen emotionalen Zustand wieder. James behauptet, dass die Erfahrung von Gefühlen auf die Wahrnehmung der eigenen körperlichen und motorischen Reaktion zurückzuführen sei. Schlachter (1964) stellt fest, dass Versuchspersonen Informationen aus der Umgebung brauchen, um ihre Gefühle benennen zu können. Tomkins (1962-63) äußerte die Vermutung, dass auch der Gesichtsausdruck dazu verhilft, ein Gefühl von anderen zu unterscheiden. Untersuchungen ergaben, dass Personen im Allgemeinen sieben Gefühls-Hauptgruppen unterscheiden: Glück, Erstaunen, Furcht, Traurigkeit, Wut, Ekel/ Verachtung und Interesse. Die Körpersignale werden über die Bereiche: Gesicht, Augen, Gestik, Körperhaltung, Tonfall mitgeteilt. Eine Untersuchung von Graham, Argyle (1975) zeigt, dass Videobänder mit dem Kopf allein genauer interpretiert werden konnten als Videobänder mit dem Rest des Körpers. Jedoch ließen sich vom Körper genauso gut wie vom Gesicht fünf Intensitätsgrade von Gefühlen erschließen. Den Füßen kommt weitgehend die Aufgabe zu Ärger oder Aufregung anzeigen zu können (Argyle, 1979/2002, S.108). Für die Enkodierung von Gefühlen kann das Gesicht als der wichtigste Bereich angesehen werden. Die Haut, die unmittelbar physische Zustände anzeigen kann (rot vor Wut), das Öffnen des Mundes in Form von aggressiven Intentionen, das Lächeln unter Berücksichtigung seines komplexeren Ursprungs bieten Interpretationsformen. Offene Augen und gehobene Brauen erlauben beispielsweise einen klaren Blick. Gesten und andere Körperbewegungen bilden ein weiteres Ausdrucksmittel. Bänninger-Huber und Rauber-Kaiser (1989) untersuchten mit Hilfe des „Facial Action Coding System“ inwieweit sich bestimmte Lächeltypen durch naive Einschätzung differenzieren lassen. Es zeigte sich, dass die Einschätzer die einzelnen Lächeltypen deutlich voneinander unterscheiden konnten, die Beurteilung der Lächeltypen aber von der Person abhing, die den Gesichtsausdruck zeigte. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass für die unterschiedlichen Einschätzungen der beiden Senderpersonen bereits sehr feine Differenzen bezüglich mimischem Ausdruck, Kopfhaltung und Blickrichtung verantwortlich waren. Die Studie von Frisch (1995), in der er das mimische Verhalten von Frauen und Männern in gleichgeschlechtlichen dyadischen Interaktionen erforscht, zeigte wie erwartet eine höhere mimische Gesamtaktivität bei den Frauen, die jedoch nicht allein in

ihrem Lächelverhalten begründet war, sondern auch auf einer stärkeren mimischen Ausdruckskraft bei den Primäreffekten Verachtung, Ekel und Trauer beruhte. Der prozentuale Anteil der einzelnen Primäraffekte am Gesamtausdruck war bei Frauen und Männern vergleichbar. Das mimische „Umfeld“ und die Art des Lächeln muss seiner Meinung nach mitberücksichtigt werden.

Ekman und Friesen (1968) haben festgestellt, dass Gefühle wie Angst oder Vorsicht in gewissem Maße aus Filmen, in denen nur Beinbewegungen gezeigt werden, identifiziert werden konnten. Des weiteren ergaben ihre Untersuchungen, dass Hände und Füße weniger leicht kontrolliert werden konnten als das Gesicht, so dass in diesen Bereichen eine „Leckage“ besteht, was bedeutet, dass diese Bereiche sich weniger leicht kontrollieren lassen und/oder dass Information sich ein Ventil sucht, so dass in unkontrollierten Bereichen der Ausdruck dafür stärker ist (Argyle, 1979/2002, S.108). Chiba (1985) weist nochmals deutlich darauf hin, dass es jedoch viele Wege gibt, den mimischen Ausdruck zu kontrollieren und sich dessen im Supervisionsfeld bewußt zu sein, um globale Deutungsfehler auszuschließen. Auch Ellring (2000) grenzt mimisches Verhalten als soziales Signal mit primärer Mitteilungsfunktion von dem ohne engen Bezug zum emotionalen Erleben ab und fordert Differenzierung. Nicht aus dem Blick zu verlieren ist die Erkenntnis, dass die Umstände des Empfängers ebenfalls einen Einfluss darauf haben, wie er nonverbale Andeutungen eines Gefühls interpretiert.

Interpersonale Einstellungen

Argyle stellt zwei Hauptdimensionen von interpersonalen Beziehungen heraus: feindselig – freundlich und dominant – unterwürfig. *Affiliation* umfasst verschiedene positive soziale Einstellungen: Freundschaft, Anerkennung und Herzlichkeit zwischen Gleichgestellten. *Sexuelle Anziehungskraft* ist der *Affiliation* ähnlich, es werden dieselben Signale benutzt, viel stärkere jedoch werden ausgesendet. *Ablehnung*, *Aggression* stehen der *Affiliation* entgegengesetzt gegenüber, werden oft verborgen. *Dominanz-Beziehungen* entstehen, wenn zwischen Leuten keine klaren Unterschiede in Macht und Status bestehen. Dominanzsignale werden auch dazu benutzt, um formlose Statusunterschiede herzustellen. *Unterwürfigkeit*, *Nachgiebigkeit* ist das Gegenteil von Dominanz. Es kann die Suche nach einer Abhängigkeitsbeziehung implizieren oder die Bereitschaft gegenüber Mächtigeren, sich im Sinne einer Aggressionsvermeidung geschlagen zu geben. Mehrabian (1968) stellte fest, dass Dominanzbeziehungen durch eine allgemeine körperliche Entspannung mitgeteilt werden. Dean's (1965) Untersuchung ergab, dass Signale sich gegenseitig ersetzen können,

so wird ein Mangel an Intimität, wenn zwei Menschen weiter voneinander entfernt sind infolge der größeren Distanz durch vermehrten Blickkontakt oder Lächeln kompensiert.

Es wird nonverbalen Signalen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, wenn verbale und nonverbale Komponenten einer Botschaft einander widersprechen. Die Frage warum Menschen dann solche Botschaften senden kann vielleicht damit beantwortet werden, dass starke Konventionen den verbalen Ausdruck von negativen Einstellungen unterdrücken. Zum Beispiel werden nonverbale Mittel zur Beeinflussung oder zum Überreden benutzt, wenn soziale Konventionen eine verbale Beeinflussung unannehmbar machen, etwa wenn eine untergeordnete Person sich mit einem Vorgesetzten beschäftigt (Argyle, 1979/2002, S.122). Mehrabian (1968) stellte in einer Untersuchung fest, dass Männer geringere Enkodierungsfähigkeiten haben als Frauen und dass auch Leute, die darauf aus sind Anklang zu finden, schlechtere Enkodierer sind. Dekodierungsexperimente weisen darauf hin, dass nonverbale Signale eine stärkere Wirkung als der verbale Inhalt haben und der Gesichtsausdruck wiederum stärkere als der Tonfall. Generell haben widersprüchlich Signale in sich selbst eine spezielle Qualität. Eine in feindseligem Ton gesprochene freundliche Botschaft wurde als unaufrichtig angesehen, während eine in freundlichem Ton gesprochene feindliche Botschaft als verwirrend betrachtet wurde (Argyle 1972).

Herauszustellen ist, dass dem Körperkontakt am meisten Gewicht beigemessen wurde, dann dem Gesichtsausdruck und dem Tonfall, gefolgt von der Körperhaltung. Es scheint nur eine geringe Beziehung zu bestehen zwischen den Fähigkeiten eines Menschen zu kodieren und enkodieren. Jemand kann ein guter Enkoder und dabei ein schlechter Dekoder sein. Schizophrene sind besonders unfähig, nonverbale Signale zu verstehen. Neurotiker reagieren besonders empfindsam auf Signale für Ablehnung. Selbsterfahrungsgruppen und andere Übungsverfahren verfolgen das Ziel, die Sensibilität für soziale Phänomene zu erweitern. Die Supervision bietet hier weitere Möglichkeiten der Performanz- und Kompetenzerweiterung durch beispielsweise die Bereitstellung einer Metaperspektive für den Supervisanden.

Männer, insbesondere in technischen und sachorientierten Berufen, werden von Argyle als weniger sensibel als Frauen beschrieben. Frisch überprüft (1997) in seiner Arbeit das Stereotyp der stärkeren Emotionalität und Expressivität von Frauen aufgrund seiner vorausgegangenen Arbeit 1995 und kommt zu dem Ergebnis: das Stereotyp von der größeren Emotionalität der Frauen bestätigt sich in keiner Weise, wenn auch Frauen eine größere mimische Gesamtaktivität aufweisen. Emotionale Ausdrucksstärke erwies sich nicht als etwas „Frauentypisches“. Das mimische Verhalten von Männern war in großem Maße

abhängig von der Gesprächssituation. Zur Kommunikationskultur der Geschlechter, basierend auf der psychoanalytischen Theorie von Olivier, ergänzen Suwelak und Bente (1995), dass Frauen eine größere visuelle Aufmerksamkeit zeigen, während die Männer einen größeren nonverbalen Aufwand betreiben. Suwelak (1998) geht in einer weiteren genderspezifischen Frage in der Studie nach, ob es geschlechtstypische Muster in der nonverbalen Kommunikation zwischen und innerhalb der Geschlechter gibt und ob eine Verbindung zwischen frühen „geschlechtstypischen“ Beziehungserfahrungen respektive verinnerlichten interaktiven Regulationsmustern und dem nonverbalen Umgangsverhalten innerhalb der realen Erwachsenen-Interaktion der Geschlechter bestehen könnte. Die Ergebnisse zeigen, dass es typisches nonverbales Kommunikationsverhalten der Geschlechter gibt. Weiterhin fanden sich Hinweise dafür, dass geschlechtstypische interaktive Organisationsformen eine Replikation von frühkindlich geprägten geschlechtstypischen Beziehungserfahrungen und – qualitäten mit gleich- versus gegengeschlechtlichen Bezugspersonen darstellen.

Merten (1996) entwarf ein Modell zur Regulation von Nähe und Distanz, das Affekte, insbesondere deren mimisches Display, als wesentlichen Bestandteil von regulatorischen Prozessen in interaktiven Situationen beschreibt. Zur Untermauerung wurde eine Analyse von gesunden und schizophrenen Probanden durchgeführt. Während der Phasen hohen Involvement, wie z. B. bei beidseitigem Anblicken zeigte sich überzufällig häufig soziales Lächeln und eine Reduktion negativer Affekte. Die negativen mimisch-affektiven Zeichen, die sich auf Personen bezogen, über die gerade gesprochen wurde, wurden überzufällig dann gezeigt, während der Interaktionspartner blickte, der mimisch aktive aber nicht.

Argyle stellt nochmals heraus, dass Worte die Einstellungen zu anderen Menschen zum Ausdruck bringen können, Körpersignale jedoch Vorteile aufweisen: Sie sind stärker und haben unmittelbarere Wirkung. Negative Signale können verwendet werden, ohne dass sie voll bewusst wahrgenommen werden. Signale, durch die Beziehungen auf subtile Weise zustande kommen, können ohne volle Bewusstheit angewandt und so leichter zurückgenommen werden.

Mitteilungen über die Persönlichkeit

Der Mensch manipuliert gezielt Signale zur Selbstdarstellung. Die Motive dazu liegen klar auf der Hand: Indem wir bei anderen einen günstigen Eindruck erwecken, können wir materielle Vorteile erlangen, ein befriedigendes positives Selbstbild aufrechterhalten und – eine „sich selbst erfüllende Prophezeiung“ - in vielen sozialen Situationen einen größeren Erfolg haben; Lehrer können aufgrund einer guten Selbstattribution ihren Schülern mehr beibringen, Psychiater können, wenn sie kompetent angesehen werden, ihre Klienten schneller zur

Genesung bringen (Argyle 1976). Kemper und Möller (2000) untersuchten welche Bedeutung ausschließlich den Körper- und Gliederbewegungen des Menschen in „Face-to-face“ Situationen bei der Eigenschaftsattributions zukommt mit dem Ergebnis, dass die Eliminierung bzw. Konstanthaltung aller Begleit- und Kontextinformationen keinen systematischen Einfluss auf die Eigenschaftsattributions ausübt. Andererseits genügten bereits kleine Modifikationen im Bewegungsablauf der Kopf- und Rumpfbewegungen, damit sich das Bild, das sich die Versuchspersonen von den dargestellten Personen machten, auf nahezu allen Urteilsskalen entweder verbesserte oder verschlechterte.

Persönlichkeit kann interpretiert werden als ein Enkodieren und Dekodieren von im wesentlich nonverbalen Signalen. Persönlichkeit wurde lange Zeit im Sinne von Wesenszügen verstanden, wie Extravaganz oder Dominanz. Deutlich wurde jedoch, dass besonders im Feld des Sozialverhaltens dasselbe Individuum in verschiedenen Situationen ganz unterschiedlich Verhaltensstile an den Tag legt. Beispiele fester Merkmale sind: Fähigkeiten, Einstellungen und sonstige kognitive Strukturen, Alter, Geschlecht und sonstige demographische Variablen, Motivationen, geistiger Gesundheitszustand, Körperbau und andere physiologische Faktoren und das Selbstbild. Das Verhalten entsteht in dem Zusammenwirken dieser persönlichen Eigenschaften mit den jeweiligen Situationsmerkmalen (Argyle 1976). Bänninger-Huber (1999) befasste sich mit der Frage, wie beobachtbare mimische Verhaltensweisen mit inneren psychischen Zuständen und mit Persönlichkeitsmerkmalen zusammenhängen. Ausgangspunkt bilden konzeptuelle Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Gesichtsausdruck und Emotion. Er nimmt dabei an, dass die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes auf dem Erleben spezifischer Beziehungsmuster gründet, die mit der Zeit verinnerlicht werden. Im Erwachsenenalter manifestieren sich diese als für eine Person typische, sich wiederholende Verhaltensweisen, die durch spezifische verbale und nonverbale Verhaltensweisen charakterisiert sind.

Argyle bezieht das Selbstbild darauf, wie ein Mensch sich selbst versteht. Der Persönlichkeitskern besteht aus seinem Namen, seinen Körpergefühlen, seinem körperlichen Gesamteindruck, dem Geschlecht und Alter. Das Selbstbild enthält somit ein Körper-Image, eine Reihe von Rollen und Vorstellungen über Charakterzüge bzw. Persönlichkeitsmerkmale. Persönliche Eigenschaften werden durch folgende Signale mitgeteilt. 1. Äußere Erscheinung, 2. Stil des Sozialverhaltens, 3. Verbale Methoden. Goffman (1971) nannte das Übermitteln von Informationen über seine Intentionen „Erläuterung durch den Körper“ (body-gloss). Der Mensch, sagt er, ist sich zweifellos dessen bewusst, wie sein Verhalten für andere aussieht und mit zusätzlichen nonverbalen Signalen

will man zeigen, dass es einen akzeptablen und vernünftigen Zweck hat. Der Mensch greift auf eigene bevorzugte Kriterien zu, mit denen er andere klassifiziert.

Argyle lehnt die Meinung von Forschern ab, die behaupten, dass Persönlichkeit verbal kodiert würde, sondern die Aufforderung einen andern zu beschreiben, würde in ihrer Verzögerung zeigen, dass derjenige der einen andern beschreibt lange darüber nachdenken muss, um die passenden Worte zu finden (Argyle, 1979/2002, S.138). Der Beschreibungsprozess scheint damit ein reflektierter Vorgang von Nonverbalem zu sein.

Für die Mitteilung von Rollen gilt: Drei wichtige Rollen werden hauptsächlich durch unwillkürlich Körpersignale zum Ausdruck gebracht: Alter, Geschlecht und Rasse. Zur Mitteilung von Rollen werden mehrere Signale verwendet: 1. die physische Erscheinung, 2. in manchen Situationen spielen die Menschen ihre Berufsrolle, 3. ein Verhaltensstil, 4. die verbale Kommunikation, indem jemand redet wie beispielsweise ein Lehrer und: 5. der Akzent gilt als wichtiger Hinweis.

So zeigt sich, dass aus körperlichen Hinweisen und aus den Rollen Schlüsse über die Persönlichkeit gezogen werden, aber auch aus den gesamten verbalen und nonverbalen Verhaltensmustern. Sie werden dekodiert im Sinne von Persönlichkeitszügen, wie z. B. „nett“, „dominant“, „nervös“, usw. Solche Beurteilungen sind teilweise verfehlt, denn sie beschreiben nicht ein in allen Situationen konsistentes Verhalten des anderen, sondern vielmehr nur dessen Verhalten in bestimmten Situationen, in denen er angetroffen wird, und sein Verhalten in der Gegenwart des jeweiligen Beobachters (Argyle, 1979/2002, S.144).

Non. Kommunikation beim Reden

In den vorangegangenen Kapiteln wurden die ziemlich langsam ablaufenden nonverbalen Signale erörtert, mit denen soziale Situationen gelenkt werden. Beim Reden jedoch werden andere nonverbale Signale ausgesendet, die rascher ablaufen und eng verbunden sind mit dem, was gerade gesagt wird. Es wird unterschieden nach

Vokal-auditiv nonverbalen Signalen:

Prosodische Signale: zeitliche Abstimmung, Tonhöhe und Betonung der Äußerungen

„Rahmen“- Signale: Ausdruckscommentar zu einer einzelnen Äußerung durch den Sprechenden.

und *Kinetischen* Signalen:

Handbewegungen (und in geringerem Maße auch andere Körperbewegungen) von Seiten des Sprechenden und des Zuhörenden, die sich auf die zeitliche Abstimmung

oder die Inhalte der Äußerungen beziehen
Kopfnicken
Blickwechsel
Mimik

Eine Untersuchung von Cappella (1996) unter dem Titel „Dynamik coordination of vocal and kinesic behavior in dyadic interaction: Methodes, problems, and interpersonal outcomes zeigt die deutliche Beziehung zu beidem auf.

Linguisten sind sich über den Status der prosodischen Signale nicht einig, ob z. B. sie von der Sprache ganz getrennt sind oder ob sie die Sprache nur modifizieren. Es sind verschiedene Funktionsweisen in Betracht zu ziehen:

1. Regelmäßige Verbindungen mit verbalen Strukturen. Es gibt Regeln für die zeitlich Abstimmung und die Interpunktion sowie für die Muster bezüglich Tonhöhe und Betonung bei Fragen und andersartigen Äußerungen.
2. Vervollständigung der Bedeutung eines Satzes. Viele Sätze sind zweideutig, wenn nicht die prosodischen Signale die intendierte Bedeutung anzeigen.
3. Rahmung oder nähere Bestimmung von Sätzen. Die Einstellung des Sprechenden kann durch die prosodischen Muster kommuniziert werden, die wir für freundliche oder misstrauische Fragen angeführt haben
4. Individuelle Abweichungen. Individuen haben unterschiedlich „Ausdruckskraft“.

(Argyle, 1979/2002, S.150ff).

Beim Reden kommt es zu Mitbewegungen von Händen, Kopf usw. Die meisten Linguisten betrachten diese Bewegungen, bezeichnet als Kinetik, nicht wie die prosodischen Signale als Bestandteil der Sprache, obwohl sie eng mit den Bedeutungen der Äußerungen verbunden sind (Argyle, 1979/2002, S.150ff). Wallbott (2003) zeigt jedoch den heutigen Wissenstand zur Bedeutung nonverbaler Faktoren im Rahmen der Sprachproduktion, mit dem Ergebnis deutlicher Zusammenhänge zwischen gestischem Verhalten und Sprachproduktion.

Benannt werden sollen in diesem Zusammenhang nur diejenigen, die mit dem Sprechen verbunden sind. Manche Gesichtsbewegungen sind eine unmittelbare Folge des Sprechvorganges, z. B. das Öffnen des Mundes. Argyle geht davon aus, dass auch Handbewegungen mit dem Sprechvorgang verbunden sind. Schefflen (1965) zeigte, dass zwischen Körperbewegungen und dem Sprechen eine sehr enge Verbindung besteht, und zwar auf der Ebene der einzelnen Silben. Kendon (1972) stellte heraus, dass es „sprechvorbereitende Bewegungen“ unmittelbar vor jeder Sprechereinheit gibt, die bei

größeren Sprechereinheiten etwas früher erscheinen. Dittmann und Llewellyn (1969) arbeiteten heraus, dass Hand- und Fußbewegungen mit dem ersten Wort eines fließenden phonemischen Zusammenhangs, sowie mit einem Stocken oder Zögern zusammenfielen und Mehrabian (1972) trifft die Aussage, dass jemand der nicht die Wahrheit sagt, den Zuhörer weniger ansieht, weniger Gestik- und Körperbewegung verwendet, weniger redet und mehr lächelt. Ergänzend zu Originaluntersuchung von Mehrabian, bei der er davon ausging, dass Kommunikation zu 55 Prozent durch die Körpersprache, zu 38 Prozent durch die Stimmqualität und zu 7 Prozent durch den Inhalt der Worte bestimmt wird sei angefügt, dass diese Ergebnisse sich so nicht bestätigen lassen. Seine experimentellen Befunde bezogen sich nur auf die Auflösung inkonsistenter Mitteilungen und nicht auf die Anwendung normaler Kommunikation (Johnson, 1996).

Aufgegriffen werden nun noch die Ergebnisse von Vokalisierung und Körperbewegung von Seiten des Zuhörers. Condon und Ogston (1966) stellten Folgendes fest. Wenn der Redende sich bewegt, tut es der Zuhörer ebenso; wenn der Redende die Ausrichtung seiner Körperbewegung verändert, verändert der Zuhörer sie gleicherweise, es besteht zwischen ihnen also ein Interaktionsgleichzeitigkeit“ (interaction synchrony) (Argyle, 1979/2002, S.157). Die Auffindung der Spiegelneuronentätigkeit liefert hierzu ein Erklärungsmodell.

„Manche Linguisten meinen, dass Sprache sich aus der Gestik entwickeln würde, indem zum Beispiel zwei Leute zunächst auf denselben Gegenstand hinwiesen. Kommunikation ist von einer „intersubjektiven“ Erfahrung abhängig, d. h. davon, dass zwei Leute voneinander wissen, dass sie über denselben Gegenstand nachdenken. Das kann zustande kommen, indem beide auf etwas hinweisen oder auf dieselben Gegenstände blicken und sich dann gegenseitig ansehen“ (Argyle, 1979/2002, S.157). Wenn alle diese Signale tatsächlich Bestandteil der eigentlichen Sprache sind, sollten dann nicht die Linguisten ihren Horizont erweitern, um diese nonverbalen Signale mit einzubeziehen?

Für die Praxis supervisorischer Arbeit verdeutlicht dies, dass rein verbal vorgehende Supervisionsarbeit auf einer eingeschränkten Ebene operiert, und dass erlebnisaktivierende Methoden, Rollenspiel, kreative Medien, nonverbale Elemente, das gesamte Repertoire der performanzzentrierten Methodik, unbedingt einbezogen werden sollte und aktionale Settings wie „life supervision“ neben der verbalen „reported supervision“ an Bedeutung gewinnen müssen (Petzold, Orth 1988, Schreyögg 1991).

Non. Kommunikation in der Gesellschaft

Hierzu zählen die Riten und Zeremonien. Riten sind standardisierte Muster sozialen Verhaltens. Sie haben hauptsächlich eine symbolische statt eine instrumentelle Bedeutung und beziehen sich auf religiöse oder okkulte Vorstellungen. Zeremonien sind standardisierte, symbolische Muster sozialen Verhaltens, die sich nicht auf religiöse Vorstellungen beziehen. Der Vollständigkeit wegen wurde diese Variable mit aufgenommen. Es ist jedoch kaum zu erwarten, dass dieser Punkt in der Supervision Beachtung finden kann, es sei denn er schlägt sich als Thema in der Variable „Thema“ nieder.

Stimme

Auch wenn wir unsere Stimme hauptsächlich zum Sprechen verwenden ist die nonverbale Kommunikation in zweifacher Weise beteiligt. 1. Verschiedene Aspekte der Stimmbeschaffenheit beziehen sich nicht auf die Inhalte des Sprechens wie: der Tonfall, welcher die Gefühle und Einstellungen zu anderen Menschen zum Ausdruck bringt; der Typ der Stimme und der Akzent, der etwas über die Persönlichkeit und über die Gruppenzugehörigkeit mitteilt. 2. Verschiedene stimmliche Eigenschaften sind näher mit dem Sprechen verbunden wie: die Bedeutung des Sprechens wird ergänzt durch die Stimmhöhe, die Betonung und die zeitliche Abstimmung. Verbale Inhalte werden kommentiert und die Synchronisierung der Äußerungen gelenkt (Argyle 1979/2002, S. 325ff).

Alle Vokalisierungen basieren auf der Abfolge von Lauten. Jeder Laut besteht aus Frequenzen unterschiedlicher Intensität. Die Lautfolgen werden abstrahiert und dekodiert als Phoneme, die dann letztendlich zu sinnstiftenden Aussagen zusammengefügt werden.

Die Stimme bringt Gefühle durch die Modulation der Schnelligkeit, Lautstärke, Stimmhöhe, Stimmbeschaffenheit aber auch durch Sprechstörungen zum Ausdruck. Weitere Begleiterscheinungen sind: die Veränderung der Amplitude, Veränderung der Tonhöhe, Kontur der Tonhöhe, Niveau der Tonhöhe und das Tempo der Vokalisierungen. Lalljee (zit. in Argyle 1979/2002, S. 327) stellte in seiner Untersuchung fest, dass gefüllte und nicht gefüllte Sprechpausen die Wahrnehmung bezüglich der Gefühle beeinflussen. Ein steigender Ton bekommt eine Positivbewertung, ein fallender wird negativ konnotiert.

Über die Stimme werden Entscheidungen zu interpersonalen Einstellungen getroffen, so trägt der Tonfall etwas geringer zwar als die Mimik, jedoch stärker als die sprachlichen Inhalte dazu bei (Mehrabian 1972). Auf Personen, die fließender sprechen, attribuiert man mehr Kompetenz (Argyle 1979/2002, S. 329).

Auch lässt die Stimme über Lautstärke, Tonhöhe, persönliche Stimmbeschaffenheit wie Resonanz, Atmung, Akzent bezogen auf Gesellschaftsschicht oder Region Rückschlüsse auf die Persönlichkeit zu. Ellis (1967, zit. in Argyle 1979/2002, S. 330) stellte fest, dass Personen die den Akzent ihrer Oberschicht imitierten, zu ihrer Gesellschaftsschicht zugeordnet werden konnten. Auch neigt der Mensch dazu bei Stress zu seinem früheren Akzent zurückzukehren. Akzente der Mittelschicht und der Gebildeten zeigen eine klarere Artikulation, mehr Intonation, sind weniger verschwommen, in den Konsonanten klarer und das Stolpern über Worte findet weniger häufig statt (Argyle 1979/2002, S. 330). In Gruppen wird der Akzent demjenigen angepasst, mit dem man gerade redet (Argyle 1979/2002, S. 332).

Die Stimme ändert sich mit dem Alter. Trotzdem sind Menschen an ihren Stimmen klar zu erkennen.

Argyle vertritt den Standpunkt, dass neben den prosodischen Signalen auch „ein großer Bereich von nonverbalen Signalen in verschiedener Weise sich auf das Sprechen bezieht und als ein Bestandteil eines umfassenden Kommunikationssystems angesehen werden kann, in dem das Sprechen eine zentrale Bedeutung hat“ (Argyle 1979/2002, S. 334).

Gesichtsausdruck:

Argyle sieht das Gesicht als den wichtigsten Bereich des Körpers für nonverbale Signale. Das Gesicht besteht aus biologischer Sicht aus Mund, Augen, Nase. Die frühesten entwickelten mimischen Ausdrucksweisen waren die Intentionsbewegungen (z. B. das Zeigen der Zähne), oder die Versuche das Sehen zu verbessern, z. B. durch das weite Öffnen der Augen, oder das Hochziehen der Augenbrauen. Im Laufe der Entwicklung ritualisierten sich diese Ausdrucksweisen und einige standardisierte Signale wurden dadurch Bestandteile des angeborenen Repertoires. Das Gesicht selbst entwickelte sich als Kommunikationsbereich. (1979/2002, S. 201).

Der Gesichtsausdruck beinhaltet:

1. *Persönliche Eigenschaften*, die sich in den Strukturmerkmalen des Gesichtes zeigen, in seinem typischen Ausdruck und sich möglicherweise auch in einigen charakteristischen Reaktionsmustern zeigen. Die Kontrolle des Gesichtsausdruckes wird dem Menschen als Teil der kulturellen Sozialisation von den Eltern und den Menschen, die ihn begleiten, anezogen.
2. *Emotionen* werden deutlich durch sich langsam entwickelnde Ausdrucksmuster. Argyle geht weiter davon aus, dass beim Menschen die Äußerungen von Emotionen

und interpersonalen Einstellungen durch gesellschaftlich bedingte Regeln modifiziert, kontrolliert und teilweise von kognitiven Faktoren gelenkt werden.

3. *Interaktionssignale* zeigen sich bedingt durch das Sprechen, durch schnelle Bewegungen von Gesichtsbereichen. Durch die Entwicklung der Sprache erhielt die Mimik einen neuen Sinn, die Ergänzung und Unterstützung des Sprechens (1979/2002, S. 202). Soziale Interaktionen gehen mit schnellen und komplexen Abfolgen von Äußerungen des Gesichtes einher. Sie lenken die verbale Kommunikation und sind für die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen wesentlich (1979/2002, S. 209).

Wie genau Gefühle aus dem Gesichtsausdruck abgelesen werden können, hängt einerseits von der Anzahl der zur Verfügung stehenden alternativen Kategorien ab. Eine geringere Anzahl erleichtert die Differenzierung. Andererseits lässt sich ein Gefühl dann leichter von solchen Gefühlen unterscheiden, die in ihrem Ausdruck sehr verschieden sind. Nicht zuletzt ist die Beurteilung von der Fülle der Information über die Situation, über die der Betrachter verfügt, abhängig (1979/2002, S. 206).

Weiterhin vermittelt das Gesicht strukturelle Aspekte (dünne oder volle Lippen, hohe Stirn und hervorstehende Augen), beständig emotionale Ausdrücke und ihre Wirkungen (Mundkrümmung, Gesichtsspannung wie entschlossen, aggressiv, freundlich usw.) Aussagen über die Pflege (Make-up, raue Haut) und Brille (1979/2002, S. 211).

Über das Gesicht lassen sich durch kleine Mikrobewegungen Lügen entlarven (Ekman, 2004,20).

Blick:

Argyle bezeichnet die Augen als Rezeptoren, als Mittel, die nonverbalen Signale des anderen aufzunehmen. Er führt die Variablen *individueller Blick* wie er durch Zuhören, während des Sprechens gesendet wird und *Augenkontakt*, mit der vorherrschenden Dauer ein. Zum individuellen Blick gehört seiner Meinung auch die Dauer des Blicks (1979/2002, S. 217).

Der Blick ist bedeutend für:

- die *Interpersonelle Einstellungen*. Das Blickverhalten spielt eine wichtige Rolle beim Herstellen von Beziehungen. „Leute, die man gerne hat, schaut man mehr an“, meint Argyle (1979/2002, S. 220). Er zitiert Mehrabian (1972) der in einem Experiment nachweisen konnte, dass diejenige Person, die am meisten angesehen wurde, daraus

den Schluss zog, sie werde bevorzugt (1979/2002, S. 220). Aus weiteren Experimenten kommen die Ergebnisse, dass, wenn einer den anderen ansieht, dieser nicht nur meint, der andere hätte ihn gern, sondern er auch seinerseits den Anschauenden lieber mag (1979/2002, S. 220). Jemand der einen andern täuscht, sieht diesen weniger an (Exline 1965 zit. in Argyle 1979/2002, S. 220).

- die *Persönlichkeit*. Argyle sieht das Blickverhalten als ziemlich konsistentes Charaktermerkmal eines Menschen an, was unabhängig ist von der jeweiligen Situation und dem jeweiligen Gesprächspartner (1979/2002, S. 226).
- das *Sprechen*. Der Blick macht die Absicht deutlich eine Kommunikation zu beginnen. Steer (1972, zit. in Argyle 1979/2002, S. 229) stellte fest, dass Leute, die aufeinander zugehen, fast immer den Blick abwenden und sich erst in der nahen Phase der Begrüßung sich gegenseitig wieder ansehen. Am Ende der Begegnung findet ebenfalls ein Blickkontakt statt.
- den *emotionalen Zustand*. Negative Gefühle, wie Angst, Scham, Verlegenheit werden durch die Vermeidung des Blickes geleitet, bei der Freude beispielsweise zeigen sich Lachfalten um die Augen (1979/2002, S. 232).
- *biologische* und *kulturelle* Basis des Blickes. Zur Vollständigkeit dieses Punktes sei nur kurz erwähnt, dass der Säugling bereits in den ersten Stunden seines Lebens mit den Augen einem sich bewegenden Gegenstand folgt, mit drei oder vier Wochen reagiert er auf ein Augenpaar oder auf Masken mit den Augen. Es gibt kulturspezifische Blickausprägungen: Araber beispielsweise nehmen mehr Blickkontakt auf als Amerikaner oder Europäer. Auch der Blickort unterscheidet sich von Kultur zu Kultur.

Gesten und Körperbewegungen:

Argyle führt an, dass Körperbewegungen in dem gesamten Kommunikationsprozess, dem verbalen wie nonverbalen als eine Art Sprache fungieren, indem jeweils ein begrenztes Vokabular allgemein üblicher Zeichen der jeweiligen Kultur verwendet wird (1979/2002, S. 237). Sie veranschaulichen das Gesagte. Wahrscheinlich werden die Gesten dann verwendet, wenn die Geste leichter hervorzubringen ist, als die entsprechenden Wörter (1979/2002, S. 244). Innerhalb der Kulturen sagen Ekman und Friesen gibt es so genannte „Embleme“. Darunter werden nonverbale Handlungen verstanden, die auch eine direkte verbale Übersetzung haben (Argyle, 1979/2002, S. 244). Man weiß auch, dass sich die Bedeutung der Körperbewegungen mit dem sozialen Milieu verändert. Köpersignale so Birdwhistell (zit. in Argyle 1979/2002, S. 238) haben von sich aus keine Standardbedeutung wie Wörter, sondern sie erhalten ihre Bedeutungen über die Situationen: Ausnahme bilden die Gesichtsausdrücke für Gefühle, die über Gesten veranschaulicht werden. Gesten und

Gefühle in Kombination übermitteln den allgemeinen Erregungsgrad einer Person, der sich in allen Körperbereichen widerspiegelt. Außerdem angemerkt wird, dass ein Gefühl, das sich in einer charakteristischen Geste eines Menschen zeigt, anderen Menschen eine übereinstimmende Bedeutung übermitteln, also von diesen gelesen werden kann (1979/2002, S. 247).

Argyle vermutet zwischen der Persönlichkeit einer Person und den emotionalen Aspekten der Gesten einen engeren Zusammenhang (1979/2002, S. 251). Jedoch ist der Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit einer Person und deren Gesten von verschiedenen Prozessen abhängig. Zum einen spiegeln die Gesten den emotionalen Zustand wider, zum anderen kontrolliert der Mensch auch sein Verhalten und kann somit Gesten hervorbringen, die seinem inneren Zustand widersprechen. Der gestische Stil ist ebenfalls abhängig von dem gesellschaftlichen und beruflichen Hintergrund, dem Alter und Geschlecht, von Gesundheit und Fitness einer Person und Vielem mehr (1979/2002, S. 253).

Körperhaltung und Repertoire

Beim Menschen finden wir drei Haupthaltungen, das Stehen, das Sitzen, worunter auch Hocken und Knien gefasst werden und das Liegen (1979/2002, S. 255ff). Sie wird mit den jeweils verfolgten Tätigkeiten in Zusammenhang gebracht, z. B. können wir Strichfiguren (von Sarbin und Hardyck unveröffentlicht, doch aufgenommen von Argyle 1979/2002, S. 265f) ausgezeichnet in ihrer Tätigkeit über die Körperhaltung identifizieren. Körperhaltungen stehen ebenfalls mit Gefühlszuständen in Zusammenhang, sie sind in Konventionen eingebettet, in ihre Kultur verankert, situationsbedingt und zeigen in Verbindung mit Ritualen Symbolcharakter (1979/2002, S. 258).

Körperhaltung beim Sprechen

Veränderungen in der Körperhaltung bezeichnet Argyle als eine „Art Verlängerung der Gesten“, welche aus größeren und langsameren körperlichen Bewegungen bestehen (1979/2002, S. 264). Der Mensch wiederholt seine Körperhaltung, wenn dasselbe Gefühl oder dasselbe Thema auftaucht. Der Code jedoch ist individuell. Es ist allerdings davon auszugehen, dass er ohne Kenntnis des Individuums nicht gelesen werden kann (1979/2002, ebd.).

Körperkontakt

Er gilt als die ursprünglichste Form der sozialen Kommunikation und findet als aktive (durch motorische Aktivität im Sinne eines erforschenden Prüfens) oder passive Berührung (Aufnahme von Signalen durch eine äußere Einwirkung) statt. Die Kontaktmodi sind sehr

verschieden. Sie reichen von Berührungen mit der Hand, Arm, Mund zur Hand, Arm, Kopf, Knie, Oberkörper des anderen und finden Ausdruck als klapsen, schlagen, kneifen, streicheln, schütteln und Vieles mehr. Die Berührung ist wahrscheinlich in ihrer ursprünglichsten Bedeutung als Erhöhung von Intimität zu sehen und bewirkt eine verstärkte emotionale Erregung (1979/2002, S. 267f). Hervorgehoben sei die Affiliation, in ihrer Ausrichtung mit Ebenbürtigen freundschaftliche Beziehungen herzustellen, die in der Evolution ihre Ursprünge im Körperkontakt haben. Ebenso wird die Aggression hauptsächlich durch Körperkontakt zum Ausdruck gebracht. Berührungen dienen als Interaktionssignale in der Begrüßung und beim Abschied, als Aufmerksamkeitssignale und ermöglichen das Führen einer Person, um jenem z. B. den Weg zu weisen. Die gezielte Berührung im Kontakt mit einem Menschen, beispielsweise in einer therapeutischen Intervention, gilt als begünstigender Wirkfaktor in der Heilung.

Räumliches Verhalten

Es besteht in Folgendem aus der Nähe, Orientierung, Höhe, dem Territorialverhalten und der Bewegungen innerhalb einer räumlichen Anordnung. Veränderung der räumlichen Stellungen dienen als Interaktionssignale. Das räumliche Verhalten richtet sich nach quantitativen Gesetzen und ist an klare zugrunde liegende Strukturen gebunden. Nähe meint den Abstand zwischen zwei Menschen. Unter Orientierung wird der Winkel gefasst, in dem sich zwei Personen gegenüberstehen. Die Höhe als Ausdruck von Salienz und somit von Macht ist eine weitere Dimension in diesem Bereich. Veränderungen der Höhe in vertrauten Handlungen verändern das soziale Gefüge. Gedacht werden kann hier an den Bereich des Rednerpultes, die Plätze eines Gerichtssaals, denen besondere Bedeutung zugeordnet ist und die mit verschiedenen sozialen Rollen verbunden sind, und an die symbolische Bedeutung der verschiedenen Stockwerke eines Hauses, sowie die Größe und die Form eines Raumes und deren Gestaltung mit ihren Tabus, wer bestimmte Räume betreten darf und wer nicht (1979/2002, S. 281f). Argyle ordnet das räumliche Verhalten zu den sozialen Fertigkeiten insofern, dass man weiß, welche räumliche Stellung in einer Beziehung zu einer anderen Person die räumliche Richtige ist (1979/2002, S. 291).

Das Territorialverhalten so vermutet Argyle (1979/2002, S. 292), kommt vermutlich der Selbstdarstellung am nächsten. Hier sind Unterscheidungen zu treffen zum *persönlichen Raum* als dem Punkt, an dem jemand anderes anhält, weil dieser wie eine Hülle ausgewertet wird, und als erweiterter Raum der Person selbst gilt. Als *persönliches Territorium* bezeichnet man einen etwas größeren Bereich, der einem Einzelnen gehört, von ihm ausschließlich genutzt oder kontrolliert wird, und ihm so eine Privatheit oder eine soziale Intimität verschafft (Haus, Garten usw.). Das *Heimatterritorium* bezeichnet einen sonst

öffentlichen Bereich, der von Mitgliedern einer Gruppe in Anspruch genommen wird. Erwähnung findet hier noch der kulturelle Unterschied in der Auffassung von Nähe und räumlicher Stellung im Raum.

Zwischen Persönlichkeitsvariablen und räumlichem Verhalten besteht manche Beziehung. So gibt es Untersuchungsergebnisse, die aussagen, dass dominante Personen zentrale Plätze suchen.

Äußere Erscheinung

Attraktivität gilt als wichtiges Kriterium für die äußere Erscheinung. Zur äußeren Erscheinung zugerechnet werden als kontrollierbare Bereiche Kleidung, Abzeichen, Schmuck, Haartracht und die Aspekte des Gesichtes/Haut und des Körperbaues, die sich nur bedingt kontrollieren lassen. Die Kleidung gibt Auskunft über die Persönlichkeit, den Status, die Gruppenzugehörigkeit, über sie sexuelle Bereitschaft, über Aggressivität und andere interpersonelle Einstellungen. Sissons (1970 zit. in Argyle 1979/2002, S.310) konnte nachweisen, dass der Status eines Menschen entweder nur anhand einer Photographie mit seiner Kleidung oder anhand einer Tonbandaufnahme mit seiner Stimme oder anhand einer Photographie seines Gesichtes sehr genau eingeschätzt wurde. Goffman (1956) führt weiter an, dass es Menschen nicht gelang, über Verwendung von schichtfremden Symbolen, ihre Gesellschaftsschicht zu verschleiern. Kleidung wird bestimmt über Geschichtsepochen und modische Trends. Heutige unkonventionelle Methoden lassen Rückschlüsse auf Persönlichkeit und Individualität zu. Abzeichen und Schmuck lassen Schlüsse über Gruppenzugehörigkeiten zu. Eheringe zeigen die eheliche Verbindung an. Als Ausdrucksmoment für eine Auffassung oder als Signal einer Gruppenzugehörigkeit könnte die Tätowierung im Sinne einer besonderen Form des Schmuckes gesehen werden. Auch die Haartracht hat ihre soziale Bedeutung, die an verschiedene Epochen geknüpft ist und Gesicht und Haut vertreten die Identität und den emotionalen Zustand des Trägers.

Drei Dimensionen des Körperbaues wurden festgestellt und mit verschiedenen Persönlichkeitsaspekten assoziiert. Der ektomorphe (dünn, knochig) mit still und angespannt, der endmorphe (fettleibig) mit warmherzig und der mesomorphe (muskulös) Körperbau mit kühn und selbstsicher. Die äußere Erscheinung birgt auch Informationen über das Alter und das Geschlecht des Menschen. Irritationen treten beispielsweise dann auf, wenn das Alter mit der Kleidung besonders kaschiert wird. Ebenso der Beruf und soziale Rollen sind über Äußeres spezifizierbar. Gedacht werden kann hier an verschiedene Berufsuniformen, an die Robe des Richters oder das Gewand des Priesters (1979/2002, S. 303ff).

2.7.2 Definitionen der allgemeinen Variablen

Dissonanz

„Das Fremdwörterbuch“ (2001) definiert den Begriff „Dissonanz“ als Unstimmigkeit, Differenz. Fuchs et al (1995) beziehen sich auf Festinger (1957). Ihm zufolge handelt es sich bei kognitiver Dissonanz um einen Widerspruch zwischen verschiedenen kognitiven Elementen. Petzold versteht unter Dissonanz feine Veränderungen, die deutlich, teilweise aber auch subtil wahrgenommen werden können, ohne dass sie sich unmittelbar erklären lassen, so dass eine kognitive Dissonanz entstehen kann (1998, S. 198).

Sachinformation

Sachinformation meint Informationen, Fakten die Aufschluss über Gegebenheiten erlauben und die vielleicht auch Rückschlüsse auf die betrieblichen, Institutions- und Organisationsrahmen zulassen.

Inhalt

Mit Inhalt ist die Gesamtheit der Sachinformationen gemeint die letztendlich den Gegenstand des Themas bilden.

Beziehungsmodalitäten

Sie gliedern sich aus dem Verständnis der Integrativen Therapie auf in Kontakt, Begegnung, Beziehung und Bindung. Um eine möglichst genaue Spezifizierung gewährleisten zu können wurden die einzelnen Aufgliederungen auch für die Variablen der Forschung übernommen. Definitionen der einzelnen Variablen lauten:

Kontakt:

„Kontakt ist im wesentlichen ein Prozess leiblich konkreter, differenzierter Wahrnehmung, der das Eigene von Fremdem scheidet, die Dinge der Welt unterscheidet und durch die Stabilisierung einer Innen-Außen-Differenz die Grundlage der Identität schafft“ (Petzold, 1993, S. 1066). Kontakt ist Berührung sowie Abgrenzung in einem. Es ist die Kontaktfläche und die Scheidelinie zugleich, die es ermöglicht, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Begegnung:

„Begegnung ist ein wechselseitiges empathisches Erfassen im Hier-und-Jetzt geteilter Gegenwart, bei dem die Begegnenden im frei entschiedenen Aufeinanderzugehen ganzheitlich und zeitübergreifend ein Stück ihrer Geschichte und ihrer Zukunft aufnehmen

und in einen leiblichen (d. h. körperlich-seelisch-geistigen) Austausch treten, eine Berührtheit, die ihre ganze Subjekthaftigkeit einbezieht. Begegnung ist also ein Vorgang, in dem sich Intersubjektivität lebendig und leibhaftig realisiert“ (Petzold, 1993, S.1068).

Beziehung:

„Beziehung ist in die Dauer getragene Begegnung, eine Kette von Begegnungen, die neben gemeinsamer Geschichte und geteilter Gegenwart eine Zukunftsperspektive einschließt, weil die frei entschiedene Bereitschaft vorhanden ist, Lebenszeit miteinander in verlässlicher Bezogenheit zu leben“ (Petzold, 1993, S. 1069).

Bindung:

„Bindung entsteht durch die Entscheidung, seine Freiheit zugunsten einer freigewählten Gebundenheit einzuschränken und eine bestehende Beziehung durch, Treue, Hingabe und Leidensbereitschaft mit der Qualität der Unverbrüchlichkeit auszustatten“ (Petzold, 1993, S. 1070).

Atmosphäre

Zugegriffen wird auf die Definition der Atmosphäre aus der Integrativen Therapie: Atmosphären werden gesehen als „ergreifende Gefühlskräfte“ (Schmitz, 1969, 149) und als „Zusammenspiel von poly- bzw synästhetischen – subliminal und supraliminal – aufgenommenen Sinneseindrücken und ihrer mnestischen Resonanz“ die ganzheitlich, holographisch erfasst werden können (Petzold, 1993, S.139). Atmosphären sind sowohl „präsenisch“, (die Szenen können noch nicht kognitiv synthetisiert werden, die Atmosphäre ist bereits spürbar, die Szene aber noch nicht deutlich), episzenisch (eine Szene evoziert eine Atmosphäre, lässt sie zurück und sie wird in die nächste Situation mit hinübergenommen) und transsszenisch“ (Atmosphären übersteigen mit ihrer Fülle den szenischen Kontext, weil sie mit Resonanzen aus den Archien die Leibgedächtnisses angereichert sind oder weil sie aus dem makroökologischen Zusammenhang oder dem Megakontext mundaner Wirkungen, wie dem Zeitgeist einströmen) (Petzold ebd.).

2.7.3 Definitionen der Supervisionsvariablen

Funktionsvariable (the function of supervision- technical factor)

Zugegriffen wird hier auf die Funktionsvariablen der Supervision, wie sie von Holloway (1995, S. 33ff) herausgearbeitet wurden (Petzold, 1998, S. 30):

- Begleiten/Bewerten (monitoring/evaluating), in der das Moment der professionellen Kontrolle zum Tragen kommt;

- Unterweisen/Anweisen (instructing/advising) durch Zurverfügungstellung von Informationen im Sinne von Fachwissen und Handlungsvorschlägen;
- Modellfunktion (modelling), indem der Supervisor durch sein Verhalten und Tun als Modell dient;
- Beraten (consulting) im Sinne der Förderung von Problemlösungen in professionellen, klinischen und persönlichen Situationen;
- Unterstützung und empathische Begleitung (supporting and sharing) dienen der emotionalen Entlastung, dem Coping in schwierigen Situationen, der Burnoutprophylaxe und einem empathischen Mitgehen.

Ebenso wird hier auf die Funktionsvariablen der Integrativen Supervision wie sie Petzold ergänzt wurden zugegriffen (1998, S. 30):

- Metabeobachtung (Beobachten des Beobachtens);
- Metareflexion in ihrer bedeutendsten Funktion der supervisorischen Arbeit;
- Generelle Kompetenz- und Performanzförderung (enlargement of general competence and performance);
- Bereicherung der persönlichen und professionellen Arbeit (enrichment of personal and professional work);
- Bekräftigung des professionellen Selbstbewusstseins und der persönlichen Souveränität (empowerment of professional self-esteem and fostering of personal sovereignty).

Mündlich ergänzt wurden die Funktionsvariablen in einem Vortrag von Petzold (2003) um die Funktion des

- Generierens neuer Praxistheorien

Methodenvariable (the methods of supervision – technical factor)

Die Methoden, Techniken, Medien, die in der Supervision Verwendung finden, zählen zu den technischen Faktoren der Supervision. Sie sind wichtige Komponenten, die auch die Qualität und den Verlauf einer Supervision mitbestimmen. Petzold (1998, S. 30) stellt heraus, dass rein verbales Vorgehen, wie es manche Supervisionsformen kennzeichnet zu einer anderen Qualität des Supervisionsgeschehens führt als die Kombination von verbalen und aktionalen Methoden wie Rollenspiel, Bewegungsarbeit, Imaginationsansätze etc. und kreative Medien. Wir halten sie für die Variablen, welche für die nonverbale Kommunikation von besonderer Bedeutung sein könnten.

Aufgabenvariable (tasks of supervision – technical factor)

Neben mehreren Funktionen hat Supervision auch verschiedene prozessbestimmende Aufgaben. Holloway (1995, S. 38ff) arbeitete zit. von Petzold (1998, S. 31) folgende heraus:

- Förderung von Beratungsfertigkeiten (counseling skills);
- Strukturierung der Klientensituation (case conceptualization);
- Handhabung der professionellen Rolle (professional role);
- Förderung der emotionalen Bewusstheit (emotional awareness);
- Selbsteinschätzung (self evaluation).

Erweitert werden diese Variablen durch die Aufgabenvariablen der Integrativen Supervision (Petzold, 1998, S. 31):

- Handhabung der Berater/Klient-Beziehung und der in ihr auftauchenden Beziehungsmodalitäten und psychodynamischen Faktoren (Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand, Abwehr);
- Handhabung der eigenen Psychodynamik (Eigenübertragung, Gegenübertragung, Vitationen);
- Förderung der Fähigkeit zur theoretischen Explikation des Geschehens,
- Förderung des Verständnisses von Kontexteinflüssen als mikroökologischen Faktoren (affordance/effectivity, Petzold 1994a).

Mündlich ergänzt wurden die Aufgabenvariablen in einem Vortrag von Petzold (2003) um die Funktion der

- Vermittlung neuen Wissens aus der Forschung.

2.7.4 Definition der Supervisionsformen

Die Supervisionsformen wurden der Broschüre „Supervision – ein Beitrag zur Qualifizierung beruflicher Arbeit, Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V. entnommen. Die Studie wurde an Mitglieder der DGSv verteilt, die Supervisionsformen in ihrer Darstellung werden somit als bekannt angenommen. Zur Erklärung sei hier noch mal zusammengefasst wie die Supervisionsformen der Gesellschaft definiert wurden.

Einzel-supervision:

„Einzelpersonen begeben sich in Supervision, um ihre berufliche Rolle zu reflektieren, den Umgang mit Klient/innen bzw. Kund/innen zu verbessern, eine berufliche Krise zu meistern, um Entscheidungen vorzubereiten, die Balance zwischen persönlicher und beruflicher

Sphäre neu auszuloten oder um sich in einer neu übernommen Position unterstützen zu lassen“ (2003, S. 10).

Gruppensupervision:

„Verschiedene Personen kommen hier ausschließlich zum Zweck der Supervision zusammen. Sie arbeiten entweder in gleichen, ähnlichen oder unterschiedlichen beruflichen Rollen und Funktionen. Die Gruppenmitglieder sind nicht gemeinsam in einem institutionellen Rahmen tätig“ (2003, S. 14).

Teamsupervision:

„Supervisionen in Organisationen. Die Beratung und Begleitung von Teams, Projekt- oder Arbeitsgruppen, die an einer gemeinsamen Aufgabe in einer Organisation arbeiten, ist eine häufig angewandte Form der Supervision. Hier geht es z. B. um das Verständnis der Arbeitsprobleme mit Klient/innen, um die Verbesserung unzureichender Kooperation, um die Auseinandersetzung mit Leitungsfragen oder um die Entwicklung neuer Strukturen und Konzepte. Für das Gelingen solcher Supervision ist es erforderlich, dass die Leitung mit einbezogen und die Organisationswirklichkeit in den Blick genommen wird“ (2003, S. 28).

Coaching:

„Der Begriff für diese Beratungs- und Trainingsform stammt ursprünglich aus dem Sport und ist im Bereich der Profit-Organisationen als eigenständiges Format ausgeprägt worden. Unter Coaching wird i. d. R. die persönliche Beratung insbesondere für Führungskräfte in Organisationen verstanden. Dabei geht es um die Verbesserung strategischer konzeptioneller und sozialer Kompetenzen für die Lösung von Managementaufgaben. Mit dem erforderlichen Management-Wissen können Supervisor/innen Coaching durchführen“ (2003, S. 8).

Beratung:

Sie wird verstanden „als grundlegender Kommunikationsmodus der Supervision, der auf einem Arbeitsbündnis zwischen Supervisor/in und Supervisand/in beruht. Der/die Supervisand/in ist dafür verantwortlich, seine/ihre Anliegen einzubringen. Der/die Supervisor/in ist für einen angemessenen Bearbeitungsprozess der eingebrachten Themen, Fragen und Probleme und dessen Steuerung verantwortlich. Die Umsetzungsleistung von dem Ratsuchenden selbst erbracht. Die Beratung ist in diesem Sinne als Dialog angelegt“ (2003,8).

Es wurden die gängigsten Supervisionsformen ausgewählt und Interne Supervision, Konzept-, Kontroll-, Lehr-, Leitungs- und Projektsupervision deshalb nicht abgefragt. Auch auf eine Spezifizierung von Organisations- und Praxisberatung wurde verzichtet.

2.8 Fragestellungen

In der vorliegenden Studie wurde folgenden Fragestellungen nachgegangen:

1. Worauf achten Sie beim ersten Eindruck in der Begegnung mit dem Supervisanden?
2. Auf welche nonverbalen Signale bei ihrem Supervisanden achten Sie?
3. Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?
4. Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen?
5. Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?
6. Achten Supervisorinnen Ihrer Meinung nach auf andere nonverbale Signale als Supervisoren?
7. Würde ein Seminar zum Bereich nonverbale Kommunikation Sie interessieren? Welche Themen müssten dort behandelt werden?

Da im Bereich der Supervision kaum Daten zum Thema nonverbale Kommunikation vorhanden waren, auf die hätte zugegriffen werden können, stellten wir die Hypothese auf, dass SupervisorInnen die nonverbale Kommunikation in ihre Arbeit einbeziehen, sie auf sehr unterschiedliche Signale achten und Dissonanzen, die sie in der nonverbalen Kommunikation bemerken in ihre Arbeit einbeziehen. Auch nehmen wir an, dass sie nonverbale Kommunikation in ihre Arbeit in dem Sinne integriert haben, dass sie bewusst und reflektiert mit den gewonnenen Informationen umgehen, einzelne Bereiche der nonverbalen Kommunikation aber nicht genügend Beachtung finden. Wir gehen weiter von der Annahme aus, dass Supervisorinnen auf andere Signale achten als Supervisoren, und generell das Thema zur nonverbalen Kommunikation Interesse findet.

Das gewählte Vorgehen ist qualitativ explorativ, d.h. es werden vorab keine Annahmen über Häufigkeitsverteilungen gemacht.

2.9 Datenschutz

Aus Gründen des Datenschutzes wurden keine Variablen erhoben, welche einen Rückschluss auf die befragten SupervisorInnen ermöglichen würden. Jede der Studien wurde mit einem fortlaufenden Zahlencode versehen. Von den befragten Personen wurde das Geschlecht, Alter, Anzahl der Berufsjahre, die angebotene Supervisionsform, die Orientierung des Ausbildungsinstitutes, an dem die Ausbildung zur SupervisorIn erfolgte, erhoben. Die Daten wurden in einem Passwort geschützten PC eingegeben und zugriffssicher aufbewahrt. Die E-Mail-Adressen wurden gelöscht und die Briefumschläge, die Rückschlüsse auf den Ort und somit die Person zugelassen hätten, vernichtet.

3. Forschung

Die vorliegende Studie befasst sich mit der Bedeutung der nonverbalen Kommunikation in der Supervision und geht den Fragen nach, welche Signale SupervisorInnen in ihre supervisorische Arbeit einbeziehen, ob es Signale gibt die sie irritieren und wie sie mit nonverbalen Signalen arbeiten. Des Weiteren wird den Fragestellungen nachgegangen, ob Supervisoren und Supervisorinnen unterschiedliche oder ähnliche nonverbale Signale präferieren und welche Themen sie im Bereich der nonverbalen Kommunikation interessieren.

3.1 Die Forschungsmethode

Die Methode der Forschung ist eine qualitativ explorative Vorgehensweise. Zur Erhebung wurde ein offener Fragebogen erstellt, um den Befragten sowohl Raum für unmittelbare, unzensurierte Antworten zu geben, als auch die Möglichkeit reflektierte Antworten zu eröffnen, damit ein möglichst breites Spektrum erfasst werden konnte.

3.2 Die Entwicklung des Fragebogens

Vorausgegangen war sowohl eine ausführliche Literaturrecherche zum Thema „nonverbale Kommunikation in der Supervision – Koordination von Handlung und Wahrnehmung“ als auch ein Seminarangebot unsererseits zu diesem Thema. Die Literaturrecherche ergab vielfältige Ergebnisse, jedoch bezieht sich das Erforschte eher auf Therapiegebiete, die angrenzend für die Supervision bedeutsam werden könnten und eine Forschungspraxis erfordern, um in die supervisorische Praxis integriert werden zu können. Das, was sich zum Bereich der Supervision in Büchern findet, ist dem beschreibenden Vorgehen von Supervisionsprozessen und Möglichkeiten gewidmet.

Aufgrund der Fülle des Themas und den bis jetzt noch fehlenden Forschungsergebnissen im Bereich Supervision sollte deshalb erst einmal eine Art „Bestandsaufnahme“ erfolgen, auf welche Signale SupervisorInnen achten und wie sie diese in ihrer Arbeit umsetzen.

Dem endgültigen Fragebogen gingen drei Fassungen voraus. Die erste Fassung enthielt unzensurierte durch ein brainstorming erfasste Fragen, die dem Thema in seiner Breite Raum gaben. Sie war nicht gestaffelt und baute auch deshalb nicht aufeinander auf. Die Fassung wurde verworfen, weil sie nur eine Fülle von Antworten erbracht hätte, die nicht genügend miteinander in Bezug zu setzen waren und nur spekulative Rückschlüsse zugelassen hätte mit den Fragen: „Welches Potential vermuten Sie in der nonverbalen Kommunikation, das

Sie gerne für den supervisorischen Bereich nutzbar machen wollen“ oder „Welche Interventionen löst nonverbale Kommunikation bei Ihnen aus“. Sie bildete jedoch mit ihrem Breitenspektrum die Voraussetzung für die Konzentration in der zweiten Fassung und die Endversion der dritten Fassung. Diese baut aufeinander auf.

Die Entwicklung des Fragebogens dauerte, dadurch dass kein Rückgriff auf einen bereits bestehenden Fragebogen möglich war und somit ein prozesshaftes Erarbeiten erforderlich wurde, von Juni bis Oktober 2004.

3.3 Das Erhebungsinstrument: der Fragebogen

Es handelt sich um eine qualitativ explorative Studie. Um den Umgang mit nonverbaler Kommunikation zu messen wurde ein halbstandartisierter Fragebogen entwickelt. Die dritte Fassung enthält sowohl quantitative als auch qualitative Fragen. Im ersten Teil wurden Angaben zur Person erfragt (Geschlecht, Alter, Anzahl der Berufsjahre, die angebotene Supervisionsform, die Orientierung des Ausbildungsinstitutes, an dem die Ausbildung erfolgte). Im zweiten Teil beginnen die Fragen zum Thema, die hier der Vollständigkeit wegen nochmals aufgegriffen werden:

1. Worauf achten Sie beim ersten Eindruck in der Begegnung mit dem Supervisanden?
2. Auf welche nonverbalen Signale bei ihrem Supervisanden achten Sie?
3. Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?
4. Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen?
5. Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?
6. Achten Supervisorinnen Ihrer Meinung nach auf andere nonverbale Signale als Supervisoren?
7. Würde ein Seminar zum Bereich nonverbale Kommunikation Sie interessieren? Welche Themen müssten dort behandelt werden?

(siehe Fragebogen Anhang A)

Der entworfene Fragebogen wurde mit offenen Fragen konzipiert. Die Befragten konnten in einem freien Text antworten. Zuvor wurde über ein festes Kategoriensystem mit geschlossenen Fragen nachgedacht. Dies wurde jedoch verworfen, damit es möglich wird aus den Antworten der Befragten ein Kategoriensystem zu erstellen. Ein bereits erstelltes wäre den Antworten nicht gerecht geworden, hätte die Befragten eingeschränkt, mind maps

verhindert, eigene Präferenzen abgebildet und der Studie so die Möglichkeit genommen, grundsätzliche Betrachtungsweisen der SupervisorInnen einzufangen. Es sollte das erfasst werden, was präsent, bewusstseinsnah und somit in der täglichen Performanz auch anzutreffen ist. Die Fragen 1 und 2 sollen Aufschluss darüber geben, ob Ersteindruckssignale und die Signale in der weiteren supervisorischen Arbeit sich decken. Auch soll ersichtlich werden, ob und welche Signale durch Frage 1 im Ersteindruck erwähnt werden. Frage 3 erhielt die Möglichkeit einer Mehrfachwahlantwort, um eine feinere Differenzierung vornehmen zu können. Frage 4 wurde die Möglichkeit mit ja oder nein zu antworten vorangestellt. Anschließend erweitern sich Frage 3 und 4 um die Frage: „Wie arbeiten sie mit diesen Signalen?“ Die Erweiterung in Frage 3 dient der Erfassung wie nonverbale Kommunikation in die Supervision integriert ist. Frage 4 erhielt noch die weitere Spezifizierungsmöglichkeit „welche“. Mit dieser soll erfasst werden, ob die Signale die irritieren besondere Merkmale aufweisen und des Weiteren, ob SupervisorInnen Irritationen bewusst bemerken und wie sie dann mit diesen umgehen. Auch der fünften Frage wurde die Möglichkeit mit ja oder nein zu antworten vorangestellt. Die Frage dient der Erfassung ob der Konzentrationspunkt für nonverbales in allen Supervisionsformen gleich ist. Frage 6 wurde aufgegriffen um genderspezifischem Vorgehen Rechnung zu tragen. Sie beinhaltet weiter die Möglichkeit, Vermutungen der SupervisorInnen über Supervisoren und Supervisorinnen aufzugreifen und gleichzeitig durch Verknüpfung mit Frage 1 und 2 zu schauen, ob SupervisorInnen richtig vermuten oder die Attributionen jeder Grundlage entbehren. Trauen sich SupervisorInnen überhaupt zu spekulieren oder gehen sie sorgsam mit der Frage um und lassen diese unbeantwortet? Frage 7 soll Raum schaffen für Interessen zum Thema nonverbale Kommunikation, aber auch Lücken und Defizite aufzeigen. Im Abgleich mit Frage 1 und 2 soll geschaut werden, ob die genannten Bereiche noch vertieft werden sollen. Generell soll diese Frage auch erlauben einen Trend aufzuspüren, falls es diesen gibt.

Vorangestellt wurde dem Fragebogen die Instruktion, die ausdrücklich betont, dass es sich in dieser Studie um das Erfassen eines Themengebietes handelt, wobei jede persönliche Antwort wichtig ist und es sich keinesfalls um die Messung einer Kompetenz oder Performanz handelt. Wichtig war mir ebenfalls zu betonen, dass die Fragen so ausführlich wie möglich behandelt werden dürfen.

Die Fragen erscheinen auf den ersten Blick nicht unbedingt aufeinander bezogen. Die Brüche der Fragen wurden gezielt gesetzt, um möglichst offene Antworten zu erhalten, ohne dass dem Befragten ein Trend erkennbar ist, der ihn in seiner geistigen Flexibilität einschränken könnte.

Alle Fassungen wurden in einem ständigen Dialog mit FachkollegInnen entworfen, neu überarbeitet und ergänzt. Fassung 2 wurde in einer Pilotstudie getestet. Fassung 3 bildet die endgültige Studie „nonverbale Kommunikation“.

3.4 Pilotstudien

Der Fragebogen wurde in einer Pilotstudie auf Kohärenz und Verständlichkeit getestet. Die erste Pilotstudie, Fassung 2, wurde an drei bekannte SupervisorInnen unterschiedlicher Ausbildungsinstitute herausgegeben, um einen Überblick über Kategorisierungs- und Diskussionsmöglichkeiten zu erhalten. Frage 4 lautete ursprünglich „Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die sie irritieren?“ Die SupervisorInnen meldeten zurück, sie hätten eine Abneigung auf das Wort Irritation zu antworten, sie setzten es mit „Verwirrung“ und keinesfalls mit „Reiz“ gleich. Die Frage wurde darauf hin in ihrem Satzbau umgestellt und ergänzt durch das Wort „Dissonanz“ Sie lautete somit: „Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen? Auf „Irritation“ konnte jedoch nicht verzichtet werden, denn die zweite Pilotstudie, die an sieben unbekannte Supervisoren übermittelt wurde zeigte beim Begriff „Dissonanz“ eine Interpretationsschwäche. Frage 3 der ursprünglich die Ja/Nein Antwort nachgeordnet war erhielt Mehrfachwahlantwort, um eine feinere Differenzierung vornehmen zu können. Aus der in den Angaben zur Person enthaltene Frage: „Geben Sie: Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching, Beratung?“ wurde die Prozesssupervision herausgenommen. Die Studie wurde ausschließlich an SupervisorInnen, die Mitglieder im DGSv sind, verteilt. Hier wurde auf die von der Gesellschaft erstellte Broschüre zurückgegriffen, die den Begriff der Prozesssupervision nicht enthält. Das Ausfüllen des Fragebogens dauerte 5 – 10 Minuten.

3.5 Die Auswahl der Befragten

Die Auswahl der Befragten erfolgte nach dem Zufallsprinzip, um eine Benachteiligung der Befragten auszuschließen und jeder Person die gleiche Chance zur Auswahl zu gelangen zuzugestehen. Aus dem Auszug des Mitgliederverzeichnisses der DGSv wurden 100 SupervisorInnen auf dem Postweg und 100 SupervisorInnen per E-Mail der Fragebogen zugesandt. Die Auswahl traf 112 Frauen und 88 Männer. Es handelt sich bei dieser Studie nicht um eine genderspezifische Studie, wenn auch die Genderfragen mit Berücksichtigung finden sollen. An die E-Mail-Befragten erging die Zusage, dass die Adressen, um Anonymität zu gewährleisten, nach Erhalt der Rückantwort gelöscht würden. Alle SupervisorInnen

kommen aus einem durch Los ermittelten Postleitzahlenbereich, dem Postleitzahlenbereich „5“, um eine repräsentativere Studie zu gewährleisten.

3.6 Die Befragungssituation

Den über E-Mail angeschriebenen SupervisorInnen wurde die Möglichkeit bereitgestellt auch auf dem Postweg die Printversion anzufordern und zurückzusenden. Alle Befragten bekamen aus Gründen der Seriosität die Internetadresse mitgeteilt, die Angaben über Hintergrund der Studie und meine Person enthielt. Ziel dieses Vorgehens war, neben dem Bedürfnis Seriosität zu gewährleisten, den Befragten, die in dem Fragebogen von sich viel preisgeben mussten, auch etwas Persönliches von mir zu zeigen. Der Fragebogen wurde Mitte Oktober verschickt mit der Bitte um Rücksendung zum 5.11.04.

Bis zum diesem Zeitpunkt lagen 13 E-Mail Antworten vor, davon 10 ausgefüllte Fragebögen, zwei Anfragen den Bogen auf dem Postweg zu bekommen, und eine offene Rückantwort in der der Schreiber bekundete er habe keine Lust auf dieses Thema zu antworten, seine Ausbildung sei speziell auf die nonverbale Kommunikation ausgerichtet. Auf dem Postweg kamen bis zum 5. November 39 Rückantworten. Drei Nachzügler fanden sich bis zum 1.12.04 ein, zwei weitere Verspätungen konnten leider keine Berücksichtigung mehr finden.

Die eingegangenen Rückantworten zeigten große Offenheit und Vertrauen der Befragten. Einige hatten das Anschreiben genutzt, um ihre Gedanken zu komplettieren. Viele interessierten sich für den Ausgang der Studie, baten um Zusendung der Ergebnisse und fanden die Fragestellungen für ihre supervisorische Arbeit vertiefend.

3.7 Datenanalyse – Statistische Auswertung

Für die Eingabe der Fragebögen wurde eine Zeitperiode von zwei Monaten, für die Auswertung drei Monate veranschlagt. Jeder eingegangene Fragebogen wurde mit einer Nummer versehen.

Die Daten wurden deskriptiv mit dem Statistikprogramm SPSS Version 8.0 (Programm zur statistischen Datenanalyse) ausgewertet. Die Auswertung der Studie erfolgte über Häufigkeiten. Es wurde auf der Ebene von Kategorien ausgewertet in einem qualitativen Forschungsprozess. Für die kategorialen Werte kamen der Fischer-Exact-Test und der Chi-quadrat-Test zur Anwendung. Das Antwortformat war offen. Aufgrund der vielen Kategorien

konnte nur eine deskriptive Aussage erfolgen. Die Daten waren kategorial ausgeprägt und hatten alle Nominalskalenniveau. Alle Signifikanzen wurden auf 0.05 Niveaus ermittelt.

Aufgrund der kleinen Zellhäufigkeiten wurde oft auf den Fischer Exakt-Test zugegriffen. Sobald der Fischer-Exakt-Test in der Auswertung erschien wurde er auch genommen. Die Prüfung fand immer 2-Seitig statt ($p = ,0\dots$). Es handelt sich immer um den Fischer-Exakt-Test, es sei denn es wird ausdrücklich erwähnt, dass es sich um den Chi-Quadrat-Test handelt. Ebenso wurden die Texte von einer unabhängigen Person geratet. Sie wiesen eine hohe Interrater-Reliabilität auf.

Für die Tabellen werden nur die gültigen Werte genannt. Es kann sich deshalb ergeben, dass sich das N, d. h. die Bezugsgröße ändert.

3.8 Die Phasen der Datenanalyse

Hier soll eine kurze Erläuterung gegeben werden, welche Nennungen zu welchen Kategorien zusammengefasst wurden. Auch wird kurz skizziert, welche Besonderheiten die Bildung von „string“-variablen notwendig machte und welche Besonderheiten es im Allgemeinen gab.

Angaben zur Person:

Bei den quantitativen Fragen nach der Supervisionsform und Schule in der SupervisorInnen ihre Ausbildung absolviert hatten, waren Mehrfachnennungen möglich.

Frage 1 und 2:

Ergebnisse der Pilotstudie zeigten die Möglichkeit bei den ersten beiden Fragen auf Argyl (2002/1979) zurückzugreifen. Die Texte konnten nach seinen verschiedenen Verwendungsbereichen von Körpersprache und seiner Differenzierung verschiedener Körpersignale geordnet und in ihrer „reinen Nennung“ in Variablen gegliedert werden. Um den in Frage 1 und 2 genannten Beziehungsmodalitäten gerecht zu werden mussten noch weitere Variablen hinzugenommen werden. Hier wurde auf die Beziehungsmodalitäten der Integrativen Therapie (Petzold, 1998) zugegriffen. (Die Zuhilfenahme der Variable „Andere“ dient dazu die Informationen zu sammeln, die keine unmittelbaren nonverbalen Signale sind und jeweils nur einmal genannt wurden.)

Frage 3 und 4:

Für die Fragen 3 und 4 wurde neben den im Text einordbaren Variablen eine „string“-variable gebildet, damit die Beispiele für supervisorisches Vorgehen, welche

Dissonanzsignale die SupervisorInnen nennen und wie sie damit arbeiten, ohne Datenverlust bearbeitet werden konnten. Die Kategorisierung der string-Variablen ist kontextabhängig bearbeitet worden. Der Frage 3 und 4 wurden dann Funktions- und Aufgabenvariablen sowie die Methodenvariable der Integrativen Therapie (Petzold 1998) zugeordnet.

Die string-Variablen „bsp sup“ enthält die im Label erfassten Beispiele für Supervision bezogen auf die Frage „*Wie arbeiten sie mit diesen Signalen?*“ (3) Sie wurden kategorisiert zu: Begleiten/Bewerten, Unterweisen/Anweisen, Unterstützung/empathische Begleitung, Methoden/Techniken/Medien, Förderung der emotionalen Bewusstheit, Handhabung der eigenen Psychodynamik und Förderung zur theoretischen Explikation. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Begleiten/Bewerten: Konfrontativ, Beobachten

Unterweisen/Anweisen: Intervention

Unterstützung/empathische Begleitung: Entschleunigung, reframen, coping

Methoden/Techniken/Medien: Gestaltorientiert, Aufstellungsarbeit, Techniken allgemein

Förderung der emotionalen Bewusstheit: Körperhaltung, Spiegeln, Doppelbotschaften, räumliches Verhalten, Verdeutlichen, Widerspruch, besonders Deutlich, Verstärken, Suche nach Bedeutung

Handhabung der eigenen Psychodynamik: eigene Wahrnehmung

Förderung zur theoretischen Explikation: Lernen

Die string-Variablen „welcheS“ enthält die im Label erfassten Beispiele für die genannten Dissonanzsignale bezogen auf die Frage *welche Dissonanzsignale SupervisorInnen bekannt sind* (4). Sie wurden kategorisiert zu: Widerspruch, Dissonante Körperbewegungen, Kontaktrückzug, Deutungen, besondere Auffälligkeiten, Emotionalität und restliche Kategorien. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Widerspruch: Widerspruch, Doppelbotschaften, inadäquate Botschaften

Dissonante Körperbewegungen: dissonante Körperbewegungen

Kontaktrückzug: Kontaktrückzug, Schweigen

Deutungen: Angst, Widerstand, devot, Versorgungshaltung, sexualisierte Körpersignale, inadäquate Signale, Ablenkung

Besondere Auffälligkeiten: extrem still, prägnante Körperhaltung

Emotionalität: Stimme, starke Berührtheit

Restliche Kategorien: Substanzmissbrauch

Die string-variable „bspwiesu“ enthält die im label erfassten Beispiele für die genannte Arbeit mit Dissonanzsignalen bezogen auf die Frage: „*Wie arbeiten Sie mit diesen Signalen?*“ (4). Sie wurden kategorisiert zu: Begleiten/Bewerten, Unterweisung/Anweisung, Unterstützung/empathische Begleitung, Metareflexion, Methoden/Techniken/Medien, Förderung der emotionalen Bewusstheit, Berater/Klient/Beziehung und Handhabung der eigenen Psychodynamik. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Begleiten/Bewerten: Beobachten, Akzeptieren, Konfrontieren

Unterweisung/Anweisung: Lösungssuche

Unterstützung/empathische Begleitung: in Beziehung gehen, Distanz herstellen, reframe,

Metareflexion: eigene Supervision, Metaebene

Methoden/Techniken/Medien: paradoxe Intervention

Förderung der emotionalen Bewusstheit: Spiegeln, Verdeutlichen, Verstärken, Hintergrund

Berater/Klient/Beziehung: Gegenübertragung, Übertragung,

Handhabung der eigenen Psychodynamik: eigene Resonanz

Frage 5:

Bei den SupervisorInnen, die in Frage 5 keine vollständige Rangfolge angeben konnten, weil sie eine Supervisionsform nicht anboten, wurde die Frage dennoch gewertet in der Rangfolge die zur Verfügung stand. Ebenso wurde die Frage gewertet, wenn erkennbar war, dass SupervisorInnen zwar eine Supervisionsform nicht anboten, sie sich jedoch in die Frage hineindenken konnten und diese beantwortet hatten.

Frage 6:

Frage 6 erlaubte ebenfalls den Zugriff auf die Ausarbeitung von Argyl (2002/1979), kam aber Anfangs ohne die Einrichtung einer string-variable, die die Besonderheiten der Frau und die Besonderheiten des Mannes erfasste, nicht aus.

Durch die Setzung einer string-variable ließen sich die „*Besonderheiten der Frau*“ in folgende Kategoriensysteme fassen: Äußeres, konkrete Körpersignale, Awareness, innere Gliederung, Deutung, Verbal, Nonverbal, Emotion und restliche Kategorien. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Äußeres: Äußeres, Ausstrahlung, Ausdruck

Konkrete Körpersignale: Sprache, Gesicht, Blick, Feinmotorik, Gestik, Körperhaltung, Stimme

Awareness: Intuition, Breitbandwahrnehmung, Untertöne

Innere Gliederung: -

Deutung: Widerspruch, aggressive Signale, Blockaden

(Die Kategorie „Deutung“ wurde hier gewählt, weil die Signale unmittelbar in einer deutenden Interpretation angesprochen und verwendet wurden.)

Verbal: -

Nonverbal: Nonverbales

Emotion: Fühlen, sensibler

Restliche Kategorien: Ermunterung, Beziehungssignale, Resonanzerleben in Bezug auf die SupervisorInnen

Durch die string-variable ließen sich die „*Besonderheiten des Mannes*“ wie folgt kategorisieren: Äußeres, konkrete Körpersignale, Awareness, innere Gliederung, Deutung, Verbal, Nonverbal, Emotion und restliche Kategorien. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Äußeres: Äußeres, Statusverhalten, Geschlecht, Gesamtausdruck

Konkrete Körpersignale: Sprache, Stimme, Grobmotorik, Gestik

Awareness: -

Innere Gliederung: prozessorientiert, lösungsorientiert, Argument, Logik, Struktur, straighter

Deutung: Appell, Tricks

(Die Kategorie „Deutung“ wurde hier gewählt, weil die Signale unmittelbar in einer deutenden Interpretation angesprochen und verwendet wurden.)

Verbal: verbales

Nonverbal: -

Emotion: -

Restliche Kategorien: Hören, eigene Wahrnehmung, andere

Um einen guten Vergleich zu erlauben wurde für die Besonderheiten der Frau und die Besonderheiten des Mannes die gleiche Kategorisierung vorgenommen. Die Kategorien wurden von den SupervisorInnen jedoch unterschiedlich gefüllt.

Frage 7:

Zum Seminarinteresse (Frage 7) wurden die *explizit genannten* Themen über eine string-variable gesammelt und die Ausarbeitung von Argyle (2002/1979) hinzugezogen. Die Kategorien wurden den Funktions- und Aufgabenvariablen sowie der MethodenvARIABLE der Integrativen Therapie (Petzold 1998) zugeordnet, ergänzt durch „Sachinformation“ und „Selbsterfahrung“ und wie folgt kategorisiert: Theorie/Praxis: Sachinformation / Vermittlung von neuem Wissen und Forschung, Selbsterfahrung, Methoden/Techniken/Medien, Berater/Klient/Beziehung, Handhabung der eigenen Psychodynamik und Förderung der theoretischen Explikation. Die einzelnen Kategorien enthalten folgende Nennungen:

Theorie/Praxis: Sachinformation / Vermittlung von neuem Wissen und Forschung:
Geschlechtsdifferenzen, Wissens- und Forschungsstand, Kenntnisse verschiedener Schulen, Manipulationsmöglichkeiten, optimale Nutzung, Rückmeldung, Bedeutung der nonverbalen Kommunikation, diagnostische Möglichkeiten, Gruppenprozess, Prozess, Interventionen bei Diskrepanzen, andere Themen

Theorie/Praxis: Selbsterfahrung: blinde Flecken, emotionaler Ausdruck

Theorie/Praxis: Methoden/Techniken/Medien: Kreative Medien

Theorie/Praxis: Berater/Klient/Beziehung: Übertragung

Theorie/Praxis: Handhabung der eigenen Psychodynamik: Umgang mit der Gegenübertragung, eigene Wahrnehmung

Theorie/Praxis: Förderung der theoretischen Explikation: lernen

Allgemein:

Folgerichtig fehlende Einträge wurden mit „sys.mis“ 99 codiert, fehlende Einträge zeigen sich als Fehleintrag in der Variablenzeile.

Besonderheiten innerhalb der Datenanalyse

Fragebogen 7 und Fragebogen 40 wurden aus der Bewertung wegen zu geringer Beantwortung herausgenommen (N 53 auf N 51)

Folgende Variablen wurden wegen Nicht-Nennung herausgenommen:

Bei Frage 1 betreffend den Ersteindruck: Nonverbale Kommunikation beim Reden, nonverbale Kommunikation in der Gesellschaft und Körperhaltung beim Sprechen

Bei Frage 2 betreffend auf welche Signale die SupervisorInnen bei ihren Supervisanden achten: nonverbale Kommunikation in der Gesellschaft

Bei Frage 7 betreffend des Interesses an einem Seminar: Blick, Körperhaltung beim Sprechen, Körperkontakt, Räumliches Verhalten, Äußere Erscheinung

4. Die Ergebnisse

Nachfolgend werden die Ergebnisse der Studie erläutert und dargestellt.

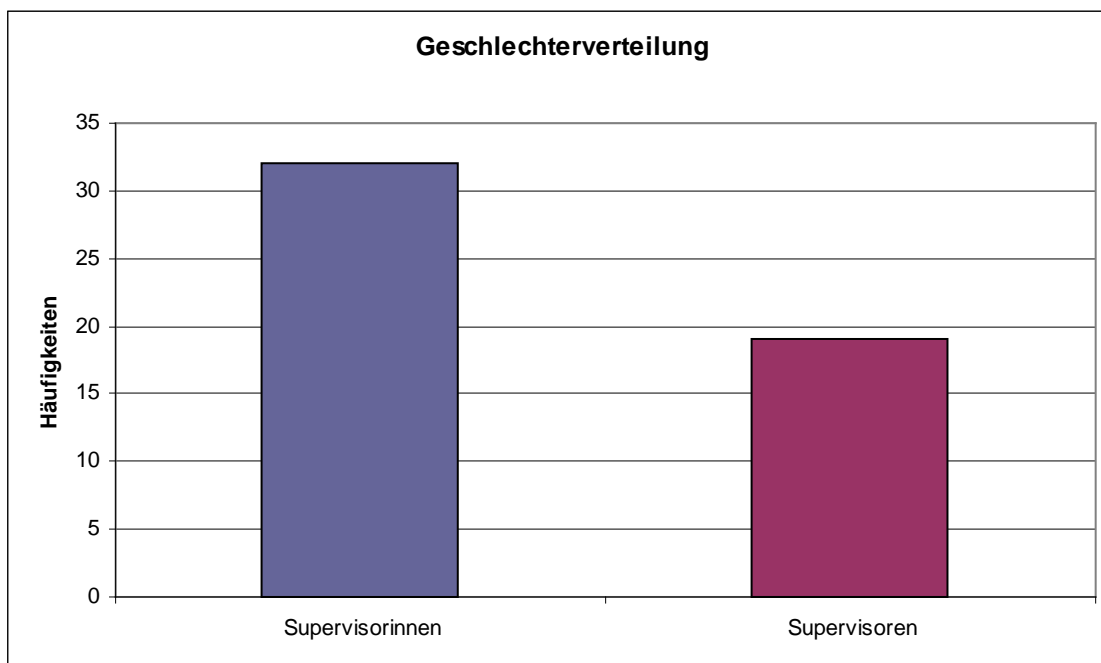
4.1 Die Rücklaufquote

Die durchschnittliche Rücklaufquote für die Gesamtstichprobe (N = 200) betrug 26,5 %. Von 53 Bögen kamen 51 zu Auswertung (N = 51). Zwei mussten wegen unvollständiger Daten aus der Auswertung herausgenommen werden.

4.2 Die demographischen Daten der Studie

Für die Tabellen werden nur die gültigen Werte genannt. Es kann sich deshalb ergeben, dass das N sich ändert, d. h. die Bezugsgröße ändert sich. Aus Gründen der besseren Übersichtlichkeit werden die Häufigkeiten graphisch dargestellt. Die Prozentangaben sind dem darunter stehendem Fließtext zu entnehmen. Kommen genderspezifische Aspekte mit zum tragen, so wurde für die Supervisorinnen die blaue Farbe gewählt, für die Supervisoren die rote. Angaben, die beide Geschlechter betreffen, sind in den Graphiken außerhalb dieser Farbbereiche dargelegt. Die graphischen Darstellungen unterscheiden sich voneinander. Es wurde diejenige Darstellungsart gewählt, welche die beste Übersicht gewährleistet.

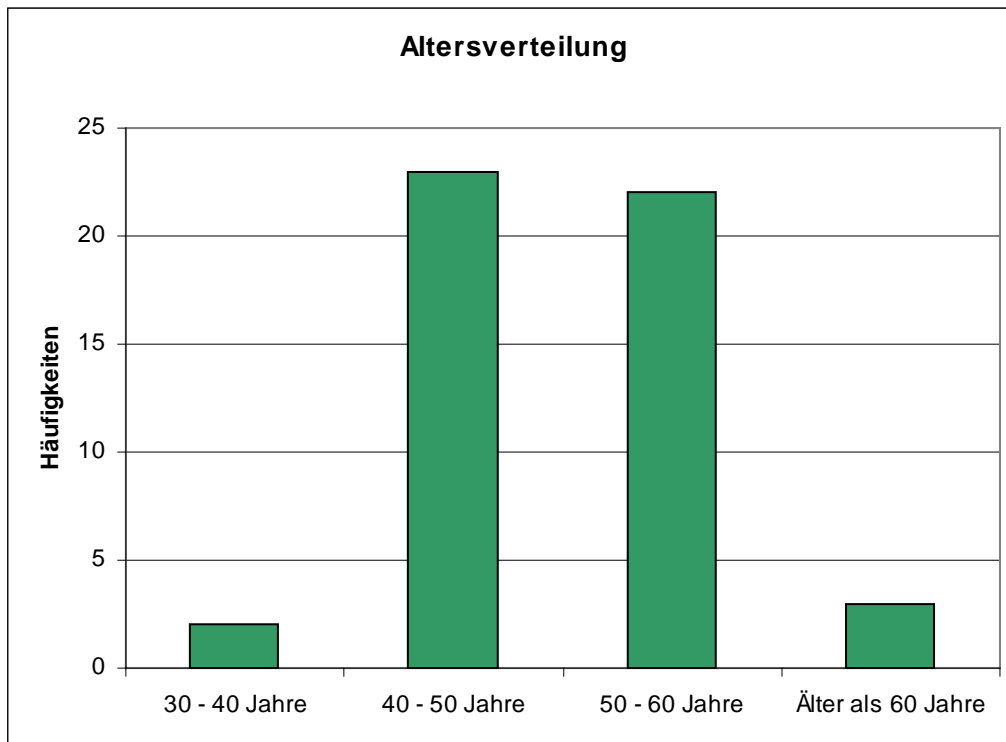
Geschlecht der SupervisorInnen



Anmerkung. N = 51.

Von den 51 Befragten, die antworteten waren 62,0 % Frauen (n = 32) und 37,3% Männer (n = 19). Im Vorfeld entfielen 112 Sendungen auf Frauen, 88 auf Männer. Der Rücklauf der Männer verglichen mit dem der Frauen fällt unwesentlich geringer aus. Es antwortete jeder 5. Mann und jede 4. Frau (N = 51).

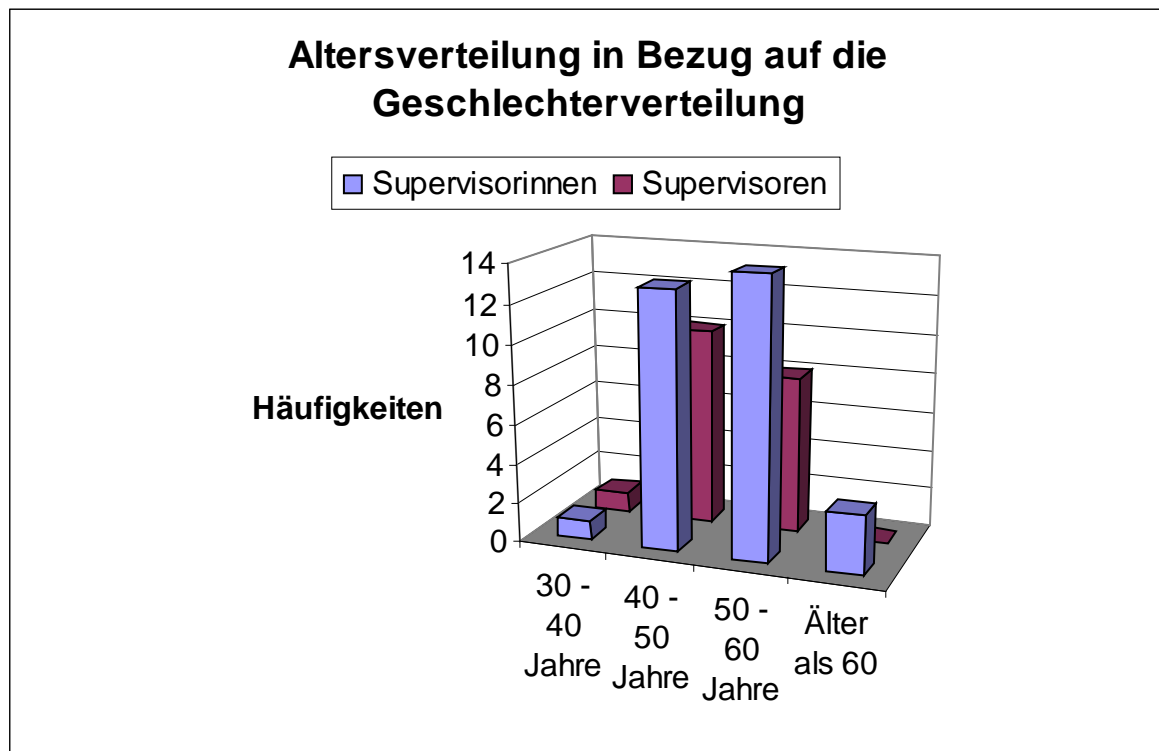
Alter der SupervisorInnen



Anmerkung. n = 50.

Die meisten der SupervisorInnen, 46,0 % befinden sich in der Altersgruppe zwischen 40 und 50 Jahren (n = 23), dicht gefolgt mit 44,0 % von der Altersgruppe der 50- bis 60-Jährigen (n = 22). Nur 4,0 % (n = 2) sind zwischen 30 und 40 Jahre alt. 6,0 % (n = 3) sind älter als 60 Jahre. (n = 51).

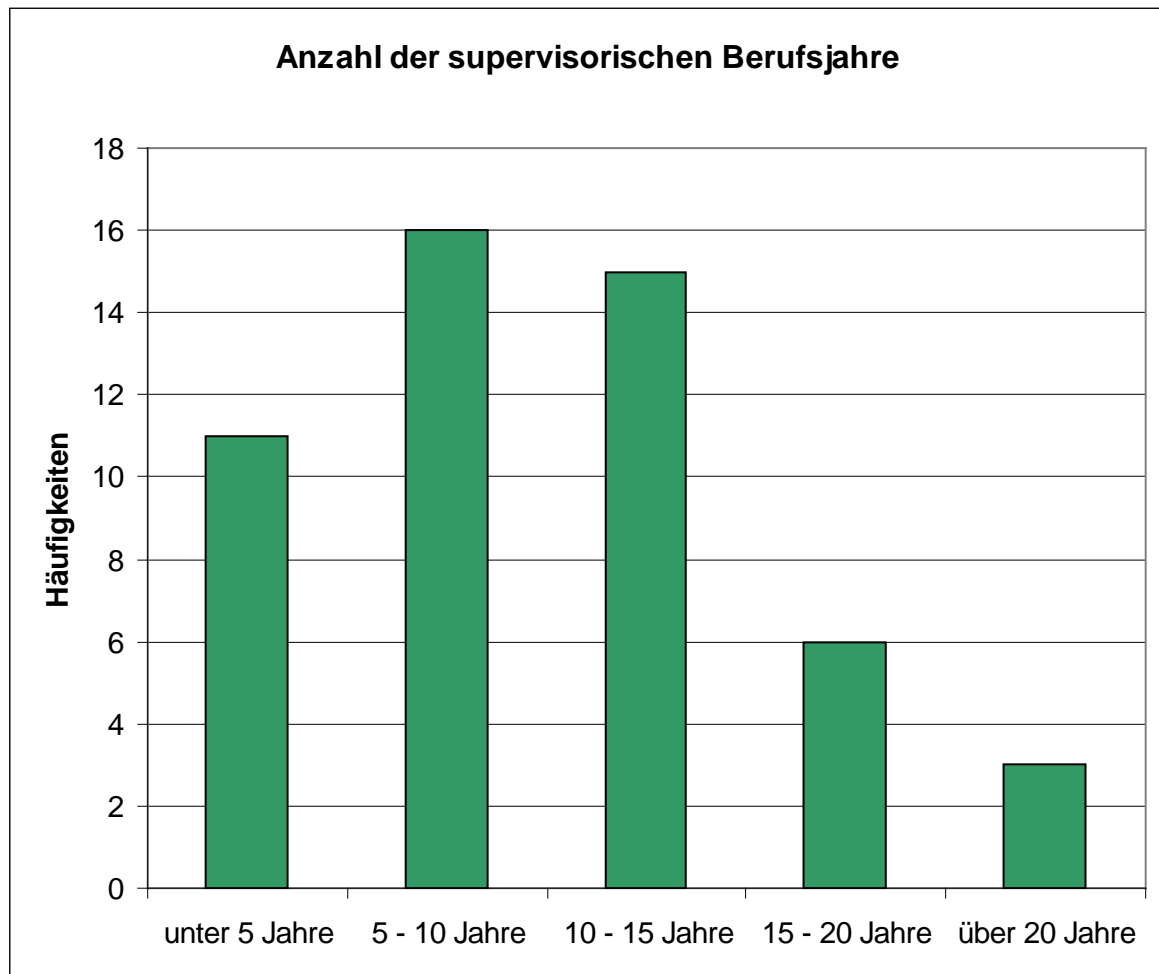
Alter und Geschlecht der SupervisorInnen



Anmerkung. n = 50.

50 von 51 haben ihr Alter und Geschlecht angegeben. Es antworteten 38,0% (n = 19) Männer und 62,0 % (n = 31) Frauen, d. h. eine Frau kreuzte keine Alterszugehörigkeit an. Es zeigen sich deutliche Verdichtungen im Bereich der 40- bis 50-Jährigen und der 50- bis 60-Jährigen. Im erstgenannten Bereich finden sich 20,0 % der Männer (n = 10), 26,0 % der Frauen (n = 13) und im zweiten 16,0 % der Männer (n = 8) und 28,0 % Frauen (n = 14). Im Alter zwischen 30 bis 40 Jahren befindet sich jeweils mit 2,0 % nur ein Mann und eine Frau, der Bereich älter als 60 wird von 6,0 % der Frauen (n = 3) abgedeckt. Ein signifikantes Ergebnis liegt nicht vor (n = 50).

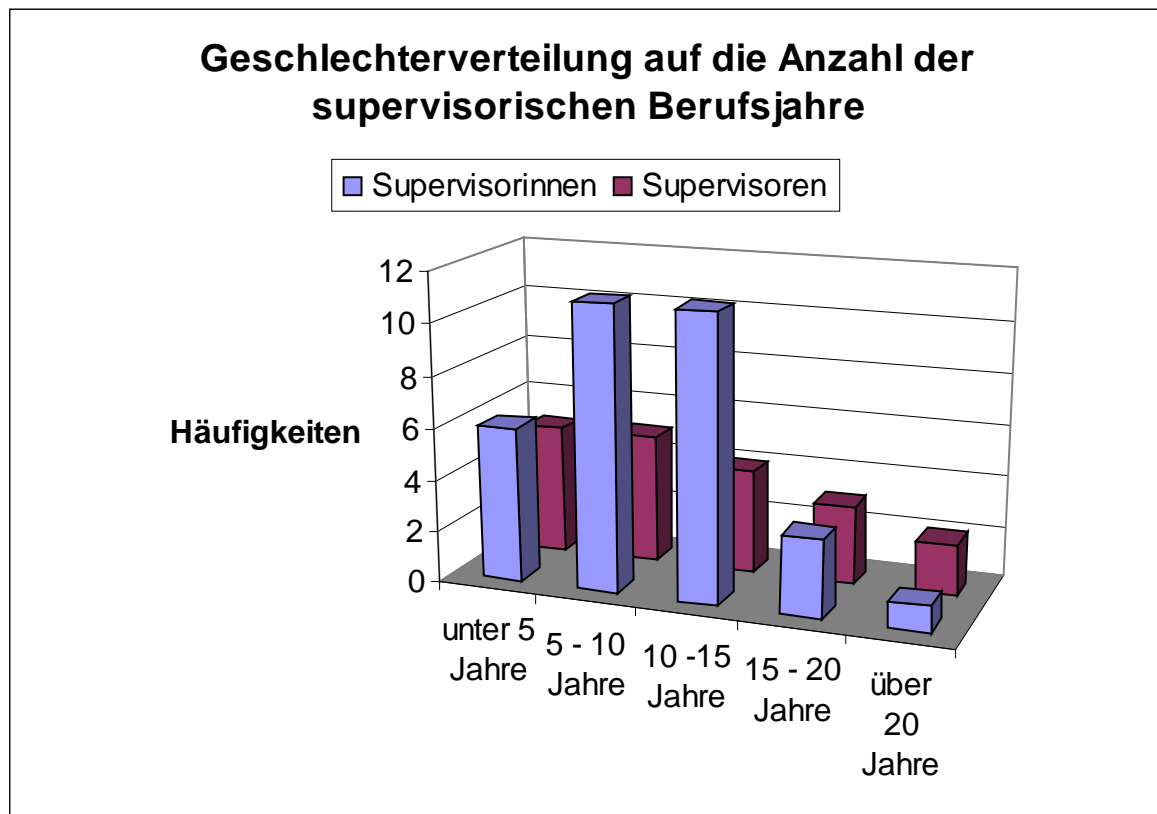
Berufsjahre der SupervisorInnen



Anmerkung. N = 51.

Die meisten, 31,4 % der SupervisorInnen (n = 16) arbeiteten 5 bis 10 Jahre als SupervisorInnen dicht gefolgt von 29,4 % (n = 15), die 10 bis 15 Jahre im Beruf arbeiten und 21,6 % SupervisorInnen (n = 11) die unter 5 Jahre Berufserfahrung angaben. Deutlich weniger, 11,8% SupervisorInnen (n = 6) arbeiten 15 bis 20 Jahre in ihrem Beruf und nur 5,9 % SupervisorInnen (n = 3) geben an über 20 Jahre supervisorisch tätig zu sein (N = 51).

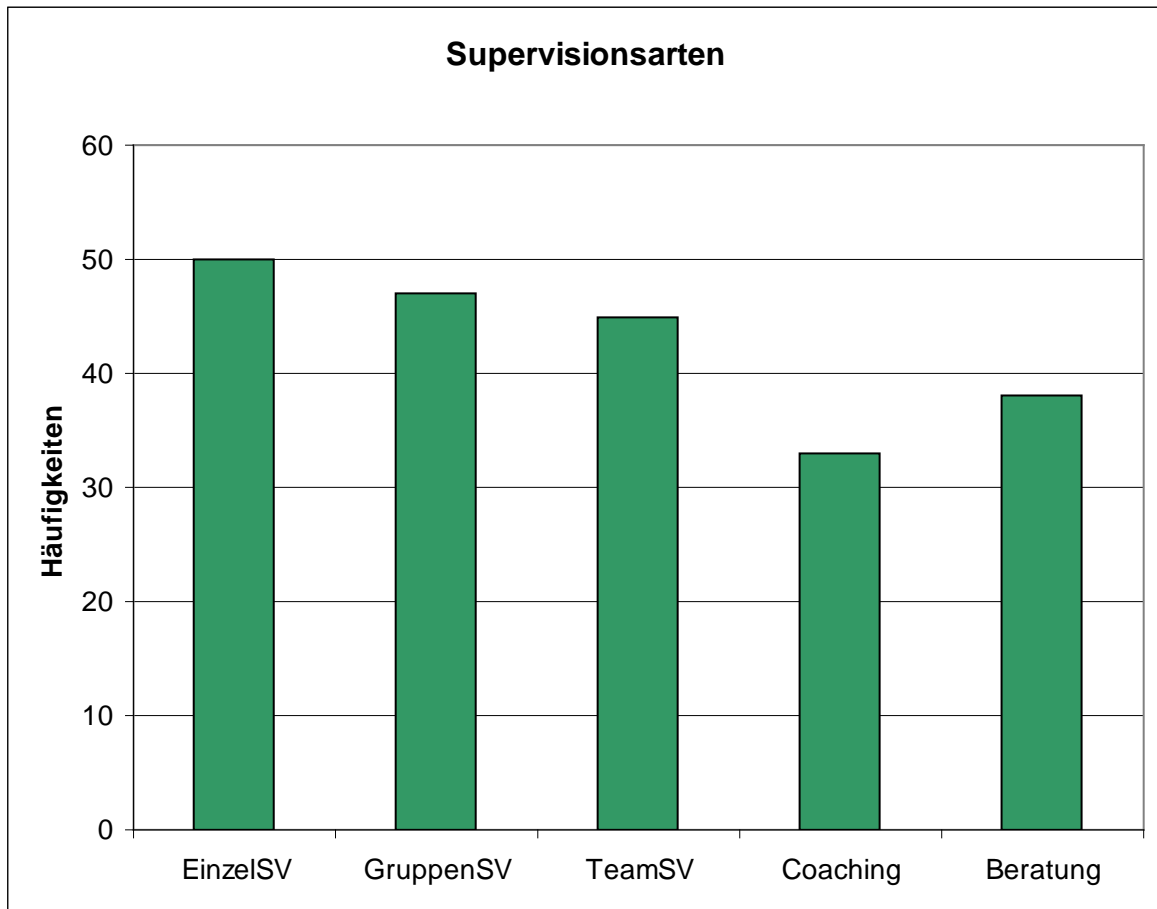
Geschlecht und Supervisorische Berufsjahre



Anmerkung. N = 51.

Jeweils 34,4 % (n = 11) der Frauen geben an zwischen 5 und 10 Jahre und 10 bis 15 Jahre supervisorisch tätig zu sein, während 18,8 % (n = 6) unter 5 Jahre, 9,4 % (n = 3) 15 bis 20 Jahre und 3,1 % (n = 1) über 20 Jahre Tätigkeit ankreuzten. Bei den Männern kreuzten jeweils 26,3 % (n = 5) Tätigkeit unter 5 Jahren und 5 bis 10 Jahren an. 21,1 % (n = 4) geben an 10 bis 15 Jahre, 15,8 % (n = 3) 15 bis 20 Jahre und 10,5 % (n = 2) über 20 Jahre tätig zu sein. Ein signifikantes Ergebnis liegt nicht vor (N = 51).

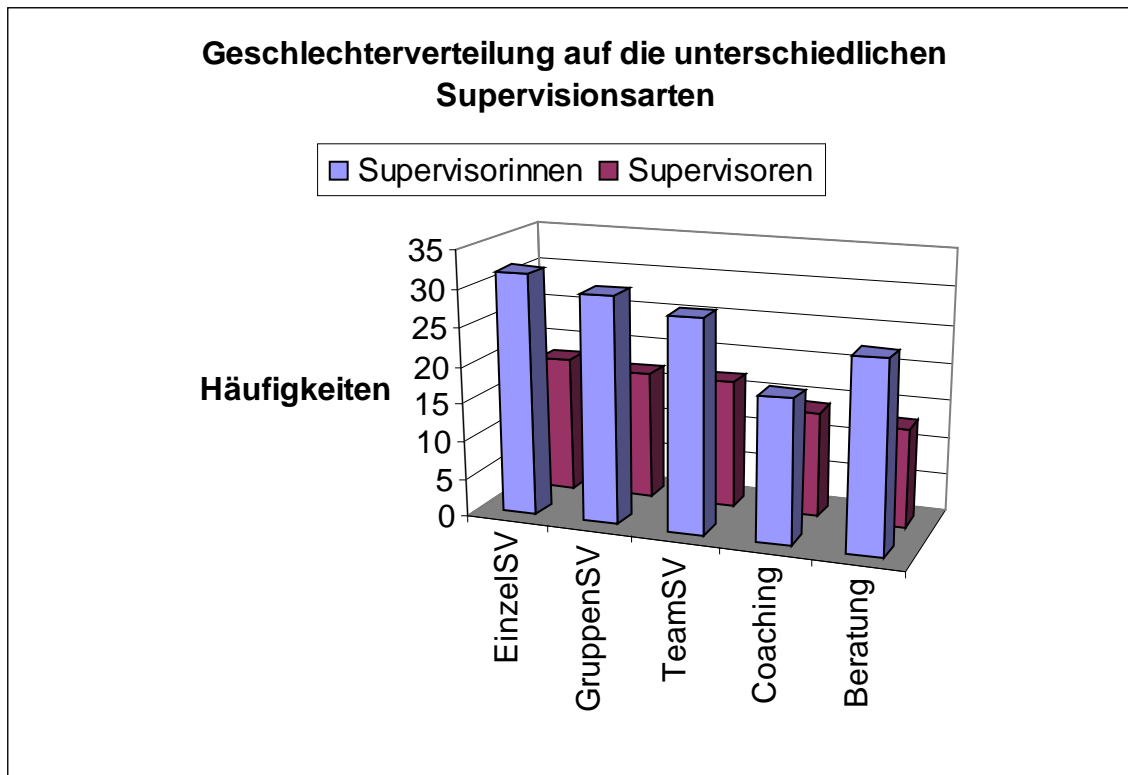
Art der Supervision



Anmerkungen. N =51; Mehrfachnennungen möglich; SV = Supervision.

Auf die Frage welche Art von Supervision sie geben antworteten fast alle, 98 % (n = 50), mit Einzelsupervision, 92,2 % (n = 47) geben Gruppensupervision, 88,2 % (n = 45) Teamsupervision, und 74,5 % (n = 38) geben Beratung. Am wenigsten, mit 64,7 % (n = 33), ist das Coaching vertreten (Mehrfachnennungen möglich, N =51).

Geschlecht und Art der Supervision

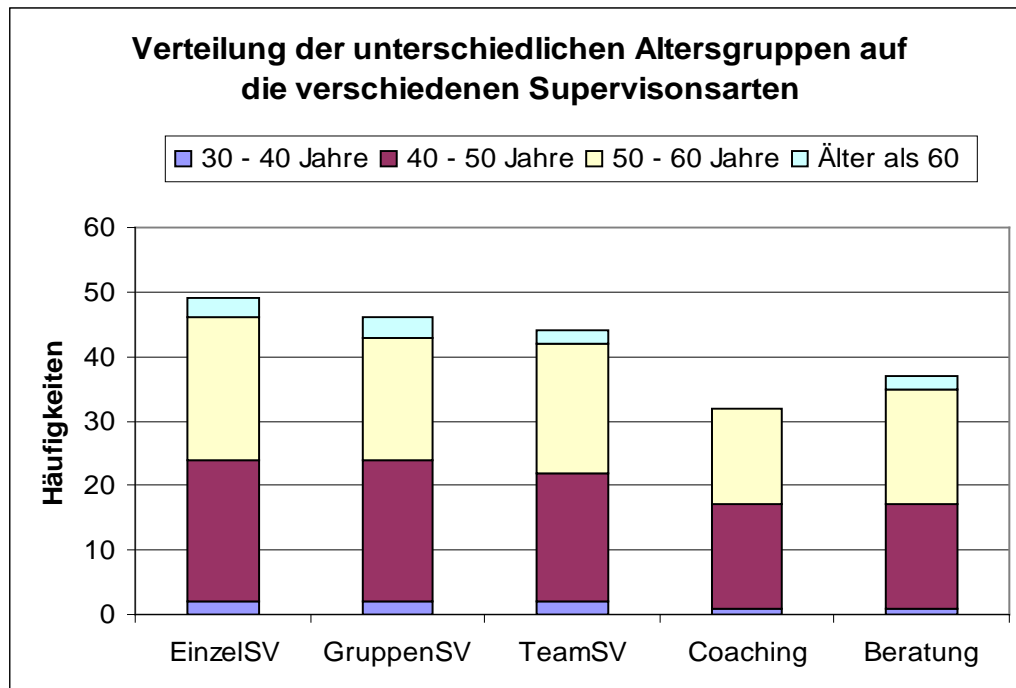


Anmerkungen. n =50; Mehrfachnennungen möglich; SV = Supervision.

Bei der Supervisionsart bezogen auf das Geschlecht geben, 36,0 % (n = 18) Supervisoren und 64,0 % (n = 32) Supervisorinnen Einzelsupervision. Von den 18 männlich Befragten halten 36,2 % (n = 17) Gruppensupervision, 37,8 % (n = 17) Teamsupervision, 42,4 % (n = 14) Coaching und 34,2 % (n = 13) Beratung ab. Bei den Frauen geben 63,8 % (n = 30) Gruppensupervision, 62,2 % (n = 28) Teamsupervision, 57,6 % (n = 19) Coaching und 65,8 % (n = 25) Beratung. Ein signifikantes Ergebnis liegt nicht vor (Mehrfachnennungen möglich, n = 50).

Alter und Art der Supervision als Kreuztabelle sind als Zusatz wie folgt zu diesem Punkt gefasst:

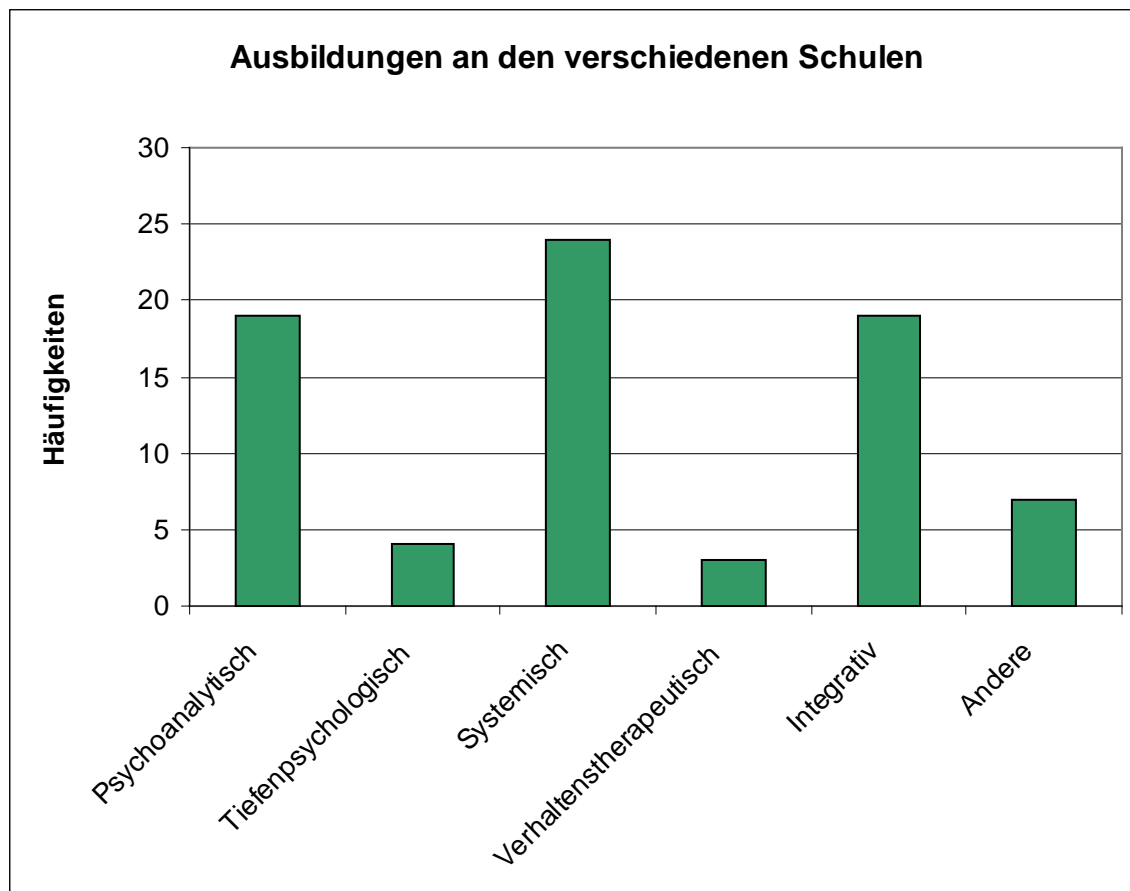
Alter und Art der Supervision



Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; SV = Supervision.

Auf 51 Fragebögen machten hier 49 zu dieser Frage in Bezug auf Alter und Supervisionsart ihre Angaben. Einzelsupervision geben alle 49 erfassten SupervisorInnen aller Altersstufen. Gruppensupervision geben 4,1 % (n = 2) der 30- bis 40-Jährigen, 44,9 % (n = 22) der 40- bis 50-Jährigen, 38,8 % (n = 19) der 50- bis 60-Jährigen, und 6,1 % (n = 3) die älter sind als 60. Teamsupervision geben 4,1 % (n = 2) der 30- bis 40-Jährigen, 40,8 % (n = 20) der 40- bis 50-Jährigen, 40,8% (n = 20) der 50- bis 60-Jährigen, und 4,1 % (n = 2) überschreiten 60 Jahre. Coaching gaben 2,0 % (n = 1) der 30- bis 40-Jährigen, 32,7 % (n = 16) der 40- bis 50-Jährigen, 30,6 % (n = 15) der 50- bis 60-Jährigen. Hierbei ist keiner der über 60-Jährigen vertreten. Beratung geben 2,0 % (n = 1) der 30- bis 40-Jährigen, 32,7 % (n = 16) der 40- bis 50-Jährigen, 36,7 % (n = 18) der 50- bis 60-Jährigen, und 4,1 % (n = 2) die älter sind als 60 (Mehrfachnennungen möglich, n = 49).

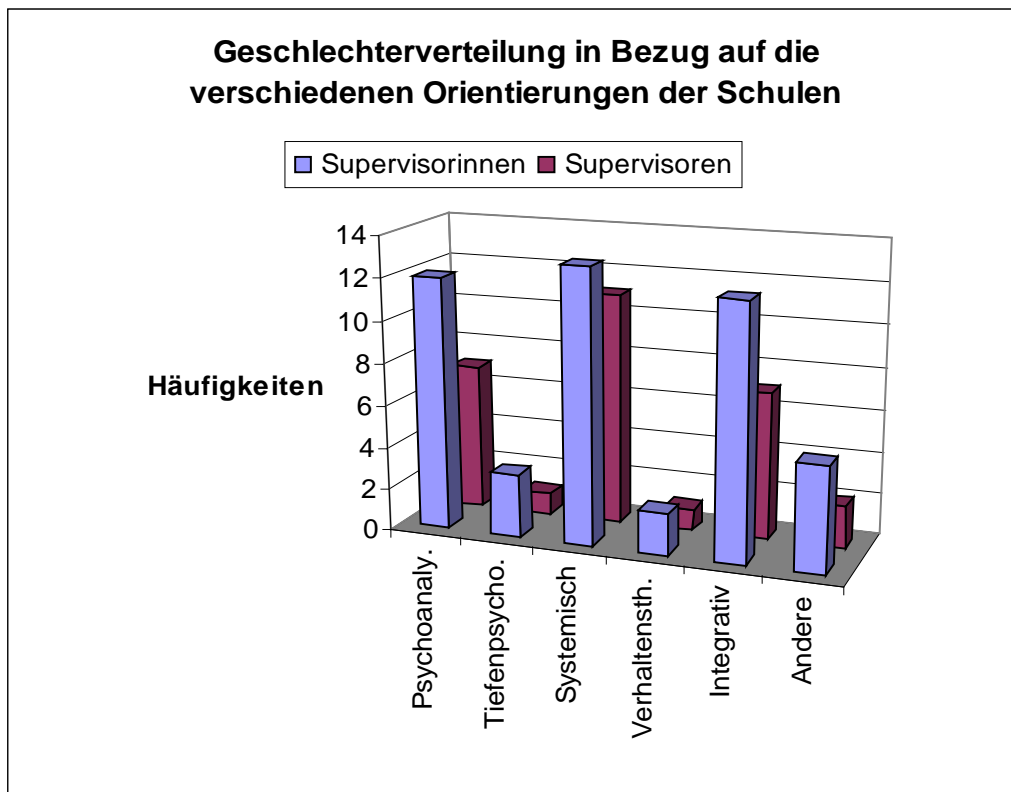
Orientierung der Schule



Anmerkungen. N =51; Mehrfachnennungen möglich.

47, 1 % (n = 24) der SupervisorInnen, die geantwortet haben, sind systemisch ausgebildet, jeweils 37,3 % (n = 19) psychoanalytisch und integrativ. Deutlich hinter diesen werden mit 7,8 % (n = 4) die Orientierungen an eine tiefenpsychologische Schule genannt, nur 5,9 % (n = 3) zeigen eine verhaltenstherapeutische Orientierung. 13,7 % (n = 7) finden sich in den genannten Richtungen nicht wieder und geben eine „andere“ Orientierung und Ausbildung an (Mehrfachnennungen möglich, N = 51).

Orientierung und Geschlecht



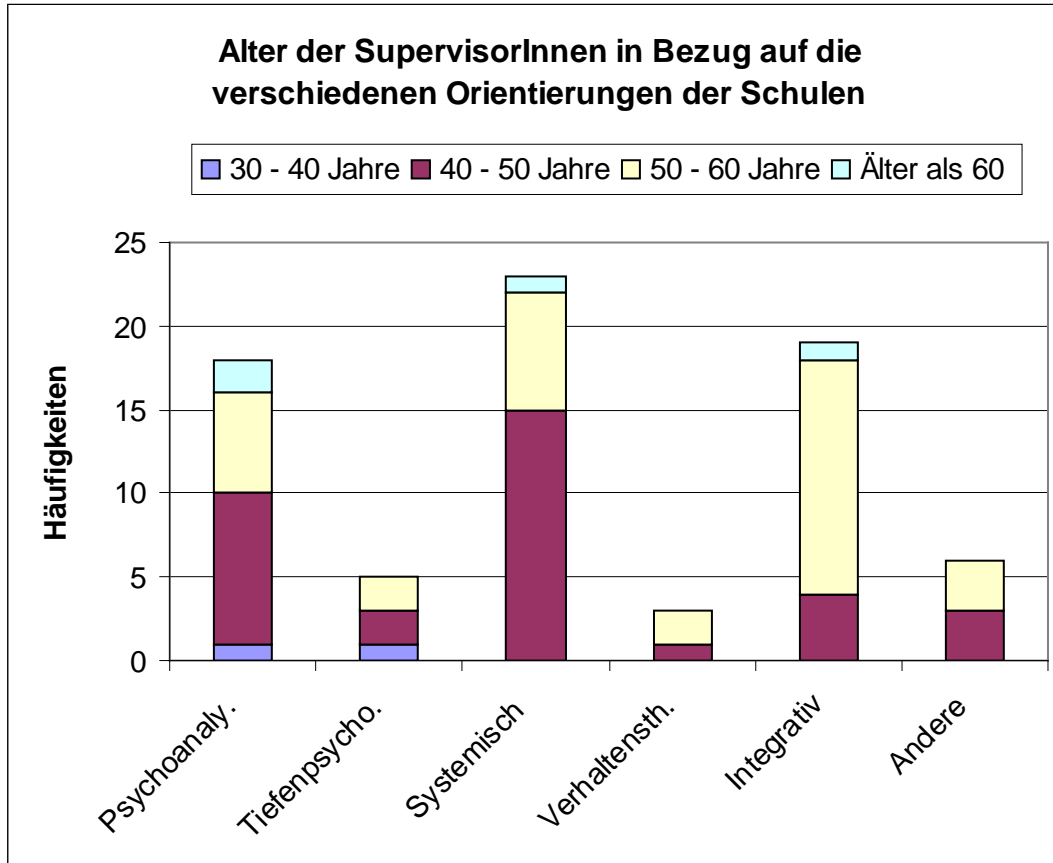
Anmerkungen. N = 51; Mehrfachnennungen möglich;

Die meisten der Supervisoren sind mit 57,9 % (n = 11) systemisch ausgebildet, darauf folgen die psychoanalytische Ausbildung und die integrative Ausbildung mit 36,8 % (n = 7) auf gleicher Ranghöhe. Weit zurück liegen die tiefenpsychologischen und verhaltenstherapeutischen Richtungen mit jeweils 5,3 % (n = 1) ebenfalls auf gleicher Höhe. Mit 10,5 % (n = 2) sind andere Schulen vertreten. (Mehrfachnennungen möglich, N=51).

Bei den Supervisorinnen sieht es anders aus. Hier sind die systemische mit 40,6 % (n = 13), die psychoanalytische mit 37,5 % (n = 12) und die integrative Therapie mit 37,5 % (n = 12) fast auf den gleichen Rängen zu finden. Die tiefenpsychologische mit 9,4 % (n = 3) und verhaltenstherapeutische Richtung mit 6,3 % (n = 2) bilden ebenfalls die „Schlusslichter“. 15,6 % (n = 5) der Frauen sind an andere Schulen orientiert. (Mehrfachnennungen möglich, N=51).

Alter und Orientierung der SupervisorInnen

Wir haben uns entschieden die Ergebnisse der Kreuztabelle zum Alter und der Orientierung hierher zu setzen, ebenso könnte der Punkt aber auch bei dem Alter selbst stehen:



Anmerkungen. n = 50; Mehrfachnennungen möglich;

Die 30- bis 40-jährigen SupervisorInnen finden sich je einmal (2,0 %) in der psychoanalytischen und systemischen Ausbildung wieder. Von den 40- bis 50-Jährigen (n = 23) gehören 18 % (n = 9) einer psychoanalytischen, 4,0 % (n = 2) einer tiefenpsychologischen, 30 % (n = 15) einer systemischen 2,0 % (n = 1) verhaltenstherapeutischen, 8,0 % (n = 4) einer integrativen Richtung und 6,0 % (n = 3) einer anderen Richtung an. Von den 50- bis 60-Jährigen (n = 22) gehören 12,0 % (n = 6) einer psychoanalytischen, 4,0 % (n = 2) einer tiefenpsychologischen, 14,0 % (n = 7) einer systemischen, 4,0 % (n = 2) verhaltenstherapeutischen, 28,0 % (n = 14) einer integrativen Richtung und 6,0 % (n = 3) einer anderen Richtung an. Von den über 60-Jährigen (n = 3) verfügen 4,0 % (n = 2) über eine psychoanalytische und jeweils einer (2,0 %) über eine systemische und integrative Ausbildung. (Mehrfachnennungen möglich, n = 50).

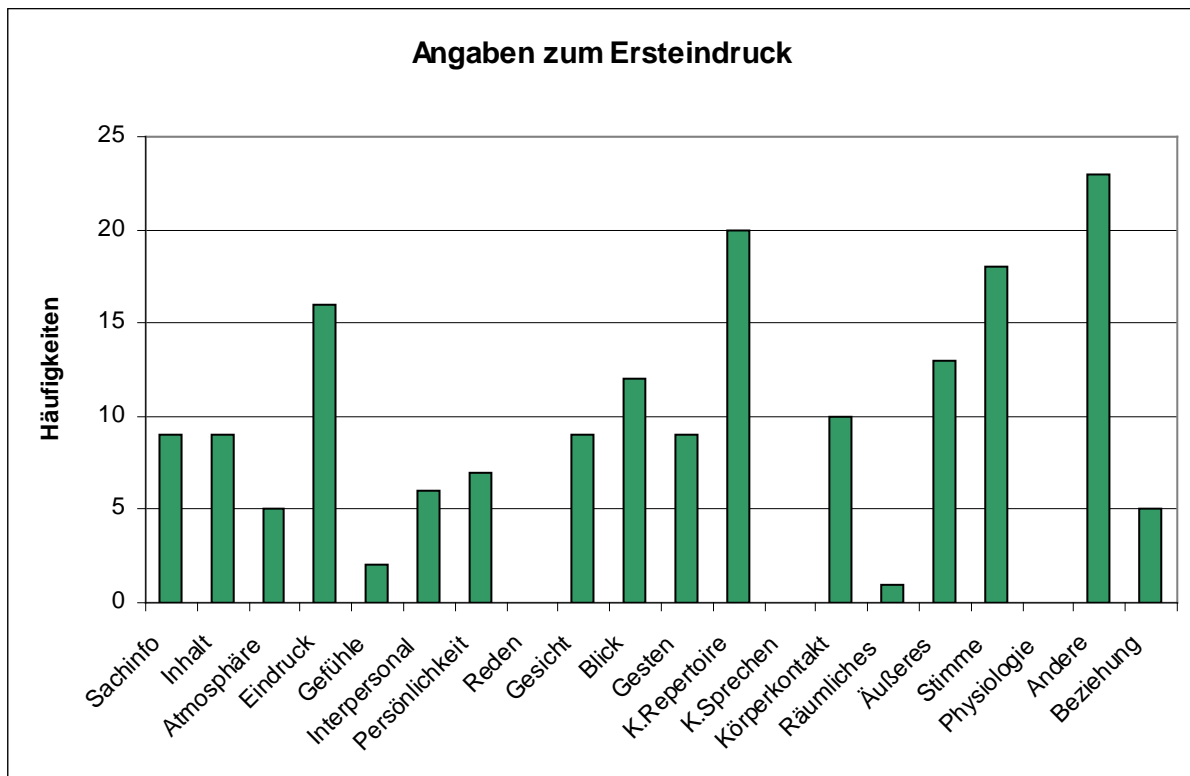
Orientierung und Geschlecht

Auf Signifikanz getestet, zeigt sich kein signifikantes Ergebnis.

Die DGSv nennt 585 Mitglieder für den Postleitzahlenbereich 5, 200 wurden angeschrieben. Gerne hätten wir die Anzahl der SupervisorInnen erfahren, die aus den verschiedenen Schulen kommen, um die Rücklaufquote der einzelnen Schulen genauer aufschlüsseln und miteinander in Verbindung setzen zu können. Auf unsere Nachfrage konnte der Verband darüber jedoch keine Auskunft geben, da die Schule und Richtungen dort selbst nicht statistisch erfasst wurden.

4.3 Die Daten aus den Hauptfragen der Studie

Frage 1: Worauf achten Sie beim ersten Eindruck in der Begegnung mit dem SupervisorInnen?

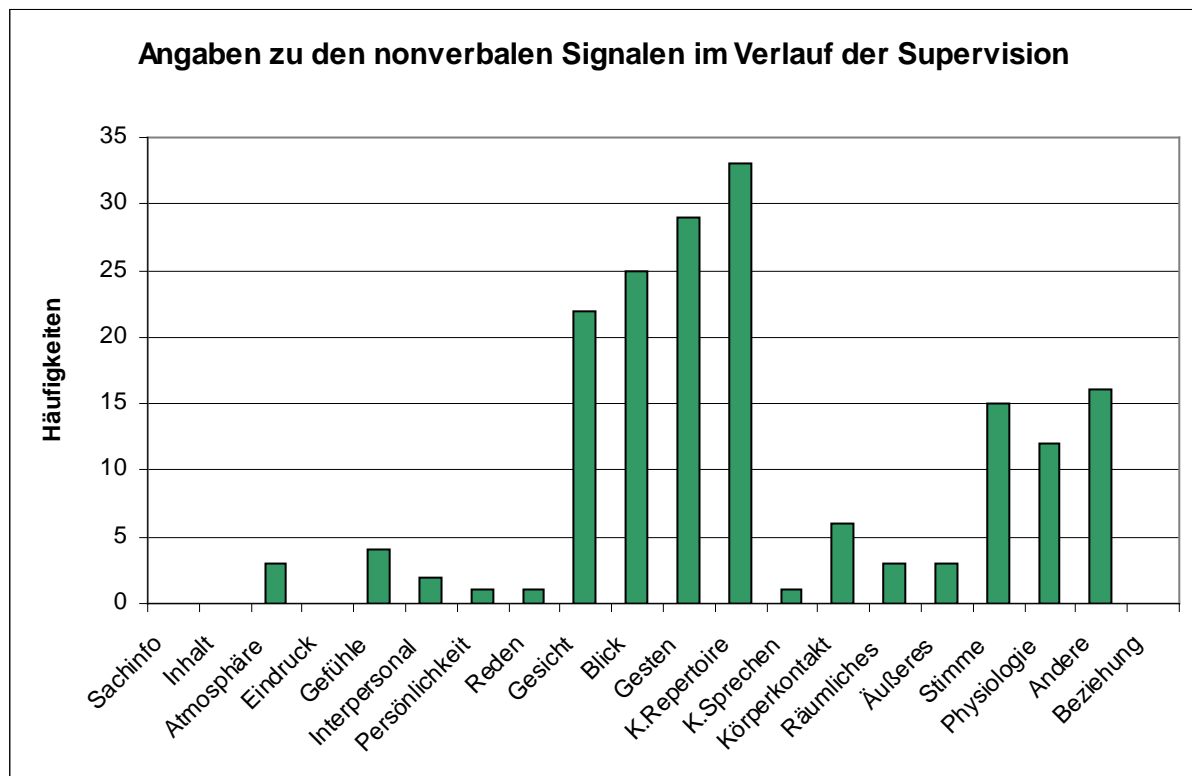


Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; Interpersonal = Interpersonale Einstellungen, K.Repertoire = Körperhaltung/Repertoire, K.Sprechen = Körperhaltung beim Sprechen.

SupervisorInnen achten beim Ersteindruck mit 40,8 % am häufigsten auf die „Körperhaltung und das Repertoire“ (n = 20), die „Stimme“ mit 36,7 % (n = 18), den „Gesamteindruck“ mit 32,7% (n = 16), die „Äußere Erscheinung“ mit 26,5 % (n = 13) den „Blick“ (n = 12). Im

Mittelfeld liegen „Körperkontakt“ mit 20,4 % (n = 10) und auf jeweils gleichen Rängen die „Sachinformation“, der „Inhalt“, der „Gesichtsausdruck“ und die „Gesten“ und „Körperbewegungen“ mit jeweils 18,4 % (n = 9). Dicht dahinter befinden sich die Mitteilungen über die „Persönlichkeit“ mit 14,3 % (n = 7), die „interpersonale Einstellung“ mit 12,2 % (n = 6) die „Atmosphäre“ mit 10,2 % (n = 5) und die „Beziehungsgestaltung“ mit 10,2 % (n = 5) Beachtung. Die Beziehungsgestaltung wurde nachträglich aufgegliedert nach den Beziehungsmodalitäten der Integrativen Therapie. So entfallen auf den „Kontakt“ 10,2 % (n = 5), die „Begegnung“ 6,1 % (n = 3) und auf die „Beziehung“ 2,0 % (n = 1). (Die Beziehungsmodalität „Bindung“ wurde nicht genannt; sie ist mehr dem therapeutischen Bereich zugeordnet.) Die wenigste Beachtung finden die „Gefühle“ mit 4,1 % (n = 2) und das „räumliche Verhalten“ mit 2,0 % (n = 1). An erster Stelle stehen hier jedoch mit 46,9 % die Körpersignale „Andere“, (n = 23) die von den SupervisorInnen nicht klar spezifiziert wurden und deshalb nicht eindeutig kategorisiert werden konnten (n = 49, Mehrfachnennungen möglich).

Frage 2: Auf welche nonverbalen Signale bei ihrem Supervisanden achten Sie?



Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; Interpersonal = Interpersonale Einstellungen, K.Repertoire = Körperhaltung/Repertoire, K.Sprechen = Körperhaltung beim Sprechen.

Die häufigsten Nennungen zu dieser Frage sind die „Körperhaltung und Körperrepertoire“ mit 67,3 % (n = 33), dicht gefolgt von „Gesten und Körperbewegungen“ mit 59,2 % (n = 29), „Blick“ mit 51,0 % (n = 22) und dem „Gesichtsausdruck“ mit 44,9 % (n = 22). Nach kurzem Abstand darauf genannt wurden: mit 30,6 % die „Stimme“ (n = 15) und die „Physiologie“ mit 24,5 % (n = 12). Andere Signale bekamen ohne nähere Spezifizierung eine Nennung von 32,7 % (n = 16). Immerhin 12,2 % (n = 6) orientieren sich auch am „Gesamteindruck“ und dem „Körperkontakt“. Auf den letzten Rängen rangieren genannt von 6,1 % (n = 3) die „Atmosphäre“, das „Äußere Erscheinungsbild“ und das „räumliche Verhalten“. 4,1 % (n = 2) geben an, auf die „interpersonalen Einstellungen“ zu achten und mit 2,0 % (n = 1) werden die „Mitteilungen über die Persönlichkeit“ und die „nonverbale Kommunikation beim Reden“ und die „Körperhaltung beim Sprechen“ genannt. Die genannten Signale bilden die Signale ab, die zum derzeitigen Moment im Focus der befragten SupervisorInnen waren. Sicherlich müsste man jetzt hier eine Studie anschließen, die untersucht, ob diese Signale auch zeitübergreifend genannt werden (n = 49, Mehrfachnennungen möglich).

Vergleiche zu den Fragen 1 und 2

Auf Signifikanz getestet zeigen sich folgende Ergebnisse auf die 1. Frage zur 2. Frage: Diejenigen, die beim Ersteindruck anführen auf Sachinformation zu achten (33,3 %), führen signifikant häufiger auch den Gesamteindruck an, im Vergleich zu denjenigen (7,5 %), welche die Sachinformation nicht extra anführen ($p = ,067$). Ebenso lässt sich sagen, dass jemand der beim Ersteindruck auf die Sachinformation achtet, auch häufiger als erwartet im supervisorischen Verlauf auf die Stimme achtet, (77,8 %), als jene die nicht auf die Sachinformation achten (20,0 %). Dies gilt auch wenn die Beachtung auf dem Inhalt und der Stimme liegt ($p = ,002$).

SupervisorInnen, die angeben, im Ersteindruck auf interpersonale Einstellungen achten schauen weniger häufig, als aufgrund einer Häufigkeitsverteilung erwartet, auf Gesten und Körperbewegungen (83,3 %), als diejenigen die nicht auf interpersonale Einstellungen achten (34,9 %), ($p = ,035$). Auch wer auf interpersonale Einstellungen im Erstkontakt achtet, gibt an weniger das äußere Erscheinungsbild im Verlauf zu bemerken (66,7 %), als jene die nicht interpersonale Einstellung berücksichtigen (97,7 %), ($p = ,036$).

Wer beim Ersteindruck mehr auf den Gesichtsausdruck achtet erwähnt signifikant häufiger als diejenigen die den Gesichtsausdruck nicht benennen (35 %), dass er ihn auch mehr im Verlauf registriert (88,9 %). Für diese Person zeigt dies die Wichtigkeit des Gesichtes überhaupt, so dass er auch später darauf achtet ($p = ,007$).

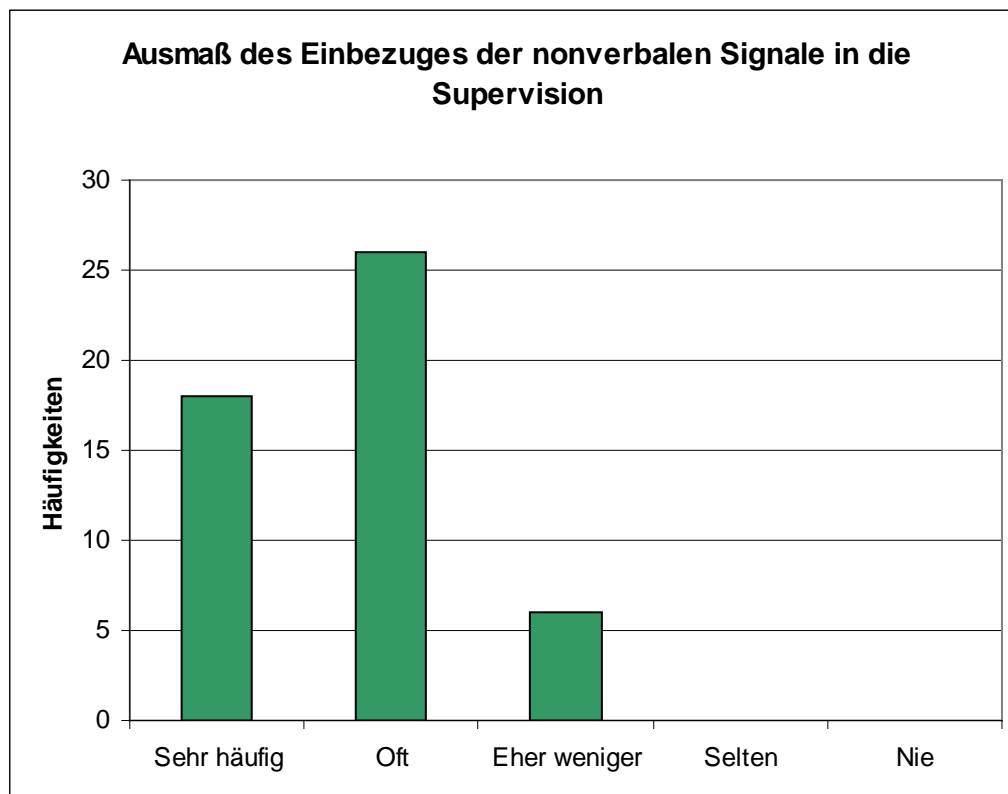
SupervisorInnen die beim Ersteindruck auf den Gesichtsausdruck achten, achten signifikant häufiger im Verlauf auf die Gesten und Körperbewegungen (100,0 %) als diejenigen die den Gesichtsausdruck nicht im Blick haben (50,0 %), ($p = ,007$).

Diejenigen die beim Ersteindruck auf den Blick achten, geben verglichen mit denjenigen, die angeben nicht darauf zu achten, signifikant weniger oft an, nämlich in keinem Fall ($n = 0$) auf die Physiologie zu achten (0 % vs. 29,7 %). Das Signifikanzniveau liegt bei $p = ,045$.

Diejenigen, die angeben im Ersteindruck auf Körperkontakt zu achten (90,0 %), geben verglichen mit denjenigen, die dies nicht explizit benennen (51,3 %), signifikant häufiger an, im Verlauf auf Gesten und Körperbewegungen zu achten (90 % vs. 31,3 %; $p = ,034$).

Wer von den SupervisorInnen angibt, die Gesten und die Körperbewegungen im Erstkontakt zu registrieren, hat signifikant auch häufiger die Körperhaltung im Blick (100,0 %), verglichen mit denen, die nicht auf Gesten und Körperbewegungen achten (60,0 %), ($p = ,022$). Alle, die auf Gesten und Körperbewegungen achten, haben auch die Körperhaltung und das Körperrepertoire im Blick.

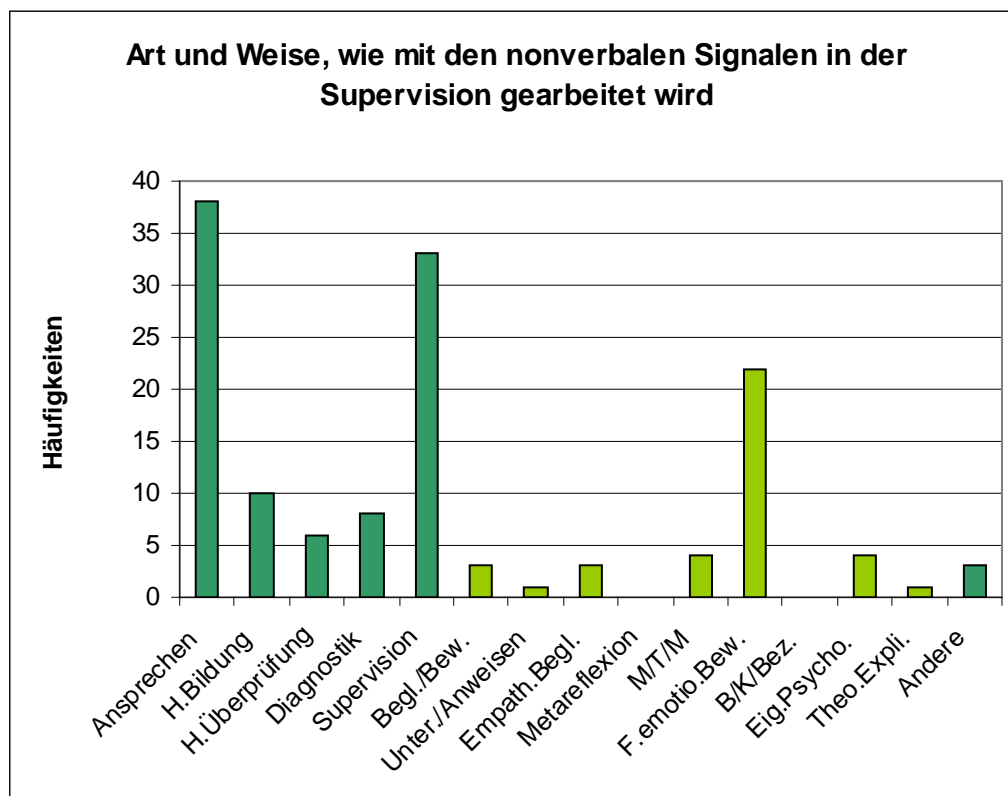
Frage 3: Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?



Anmerkung. $n = 50$.

Auf die Frage „Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?“ antworten bei einer Enthaltung 51,0 % (n = 26), die SupervisorInnen, dass sie die Signale oft in die Supervision einbeziehen. 35,3 % (n = 18) tun dies sehr häufig und 11,8 % (n = 6) geben an, eher weniger mit den Signalen zu arbeiten. Die Kategorien „selten“ und „nie“ wurden nicht genannt, d. h. alle SupervisorInnen nutzen die nonverbalen Signale in der Supervision. Sie sind gängiges Handwerkszeug im supervisorischen Alltag und scheinen dort fest integriert. (n = 50)

Frage 3: Wie arbeiten Sie mit den Signalen?



Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Supervision wurde nachträglich in neun Unterkategorien unterteilt; Ansprechen = Ansprechen, Benennen; H. Bildung = Hypothesenbildung, H. Überprüfung = Hypothesenüberprüfung, Begl./Bew. = Begleiten/Bewerten, Unter./Anweisen = Unterweisen/ Anweisen, Empath. Begl. = Unterstützung/Empathische Beleitung, M/T/M = Methoden/Techniken/Medien, F. emotio. Bew. = Förderung der emotionalen Bewusstheit, B/K/Bez. = Berater/Klient/Beziehung, Eig. Psycho. = Handhabung der eigenen Psychodynamik, theo. Expli. = Förderung zur theoretischen Explikation.

80,9 % (n = 38) „benennen“ das, was sie am Supervisanden sehen. 21,3 % (n = 10) nutzen die Signale zur „Hypothesenbildung“. 12,8 % (n = 6) geben an durch diese ihre „Hypothesen zu überprüfen“ und 17,0 % (n = 8) arbeiten „diagnostisch“ mit ihnen. Von den 23 SupervisorInnen, die systemisch arbeiten und den Einbezug der dissonanten Signale angegeben haben benennen signifikant weniger, nämlich 4,3 %, mit den nonverbalen Signalen diagnostisch zu arbeiten als SupervisorInnen anderer Richtungen mit 30,4 % (p =

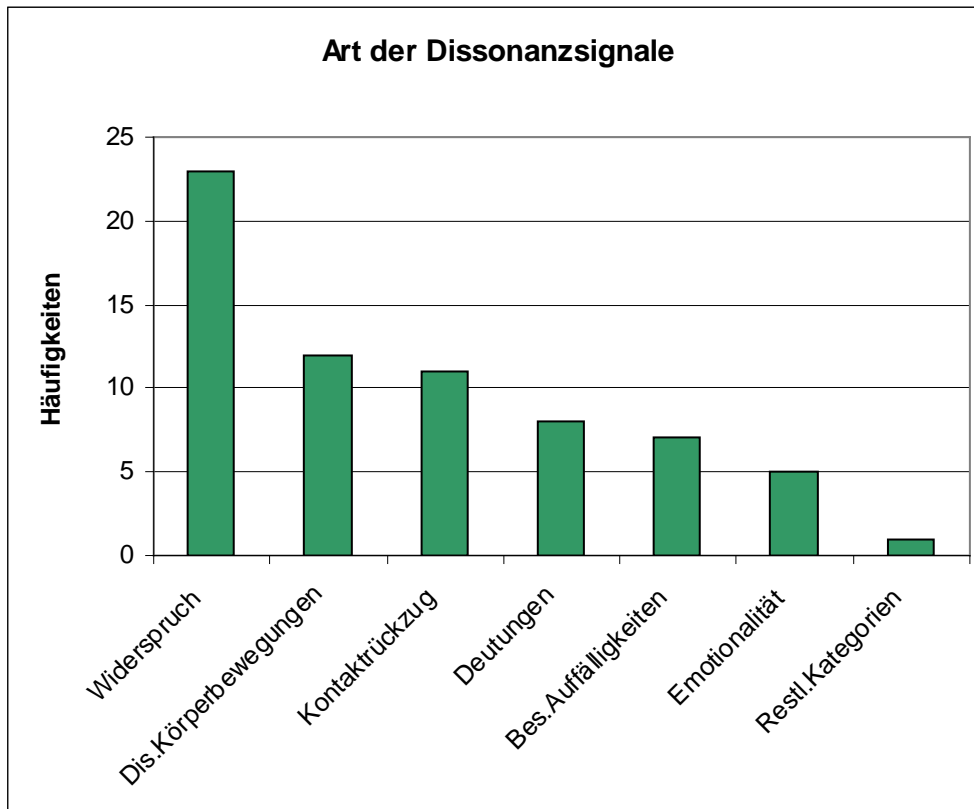
047). 33 Befragte, das sind 70,2 %, nutzen die Signale um „supervisorisch“ zu arbeiten. Die ersten sechs Variablen (Benennen, Hypothesenbildung, Hypothesenüberprüfung, Diagnostik, Supervisorisch, Andere) entstanden als „Statements“. Sie wurden als klare Auffassungen vertreten. Dadurch, dass wir die Variable „Supervision“ dazu genommen haben, wollten wir ausdrücken, das hier deutlich wurde, dass sich die SupervisorInnen in einen Prozess begeben haben. Dieser kristallisierte sich als so bedeutsam heraus, dass er einer Spezifizierung unterzogen wurde. Dabei wurde festgestellt, dass er sich in die Supervisionsvariablen der Integrativen Therapie eingliedert. Die 70,2 % der Befragten (n = 33), die supervisorisch arbeiten, brachten nun folgende Ergebnisse: Die **Funktionsvariablen** der Supervision nutzen 6,4 % (n = 3) in dem Sinne, das sie mit den Signalen begleitend und bewertend, also konfrontativ und beobachtend arbeiten. 2,1 % (n = 1) benennen das Unterweisen und Anweisen im Sinne einer Intervention und 6,4 % (n = 3) nutzen sie zur Unterstützung und empathischen Begleitung, indem sie den Prozess entschleunigen, reframe und Copingstrategien verwenden. Die **Methodenvariable** als technischen Faktor nutzen 8,5 % (n = 4) der SupervisorInnen so, dass sie sagen, dass sie aufgrund der Signale, verschiedene Methoden, Techniken und Medien einsetzen. Die **Aufgabenvariable** als Förderung der emotionalen Bewusstheit kommt bei 46,8 % (n = 22) SupervisorInnen zum tragen. Sie spiegeln, verdeutlichen und suchen nach Bedeutung. 8,5 % (n = 4) geben an durch die nonverbalen Signale die eigene Psychodynamik zu reflektieren und einer (2,1 %) benennt, dass er die Signale zur Förderung der theoretischen Explikation und somit zum Lernen heranzieht (n = 47, Mehrfachnennungen möglich).

6,4 % (n = 3) blieben in ihren Antworten sehr unspezifisch, waren deshalb nicht klar zuordnungsfähig und wurden unter „Andere“ zusammengefasst. (Mehrfachnennungen möglich). Vier SupervisorInnen machten zu diesem Teil der Frage keine Angaben, zum Teil gaben sie an, dass sie das auf Grund der Antwortenfülle, die auf sie zukäme, nicht tun (n = 47, Mehrfachnennungen möglich).

Frage 4: Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen?

Auf diese Frage antworten 92,2 % (n = 47) von 51 Befragten. 78,4 % (n = 40) kennen Dissonanzsignale, 13,7 % (n = 7) antworteten mit nein.

Frage 4: Welche Arten der Dissonanz Signale kennen Sie?

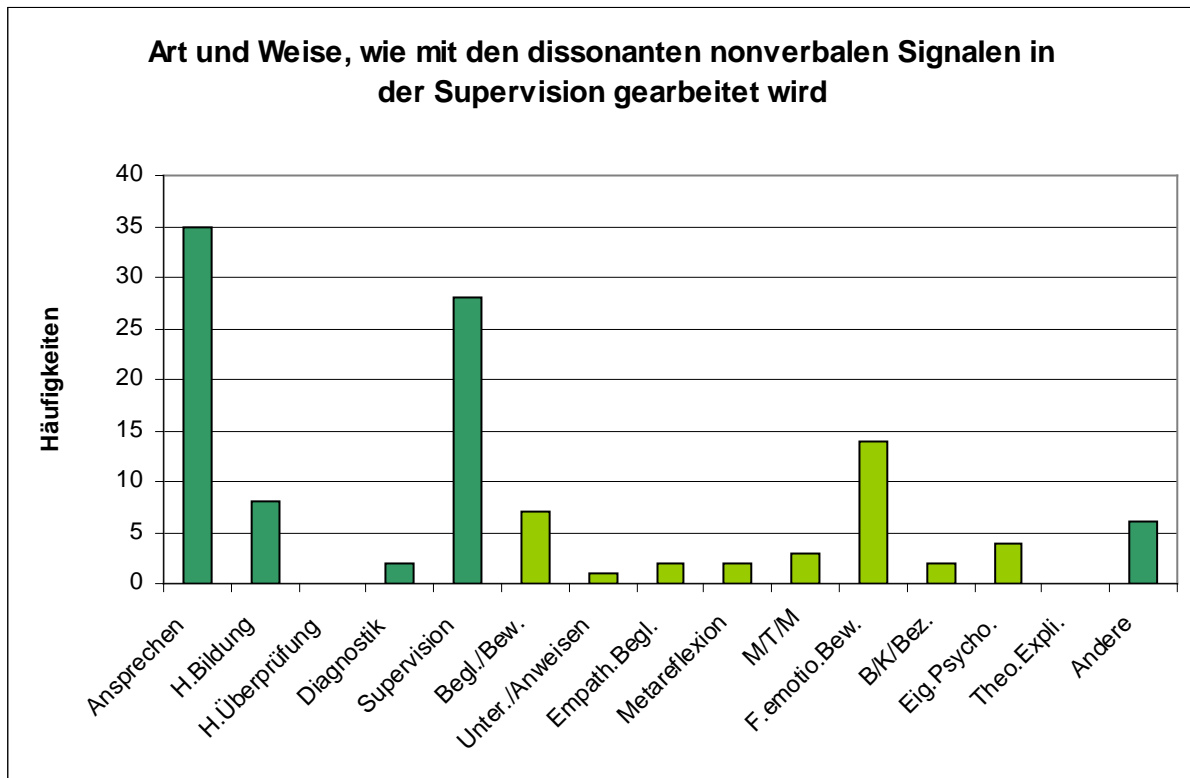


Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen möglich, Dis.Körperbewegungen = Dissonante Körperbewegungen, Bes.Auffälligkeiten = Besondere Auffälligkeiten.

Auf die Frage, welche nonverbalen Signale ihrer SupervisorInnen sie kennen, die Irritationen, bzw. Dissonanzen bei ihnen auslösen geben SupervisorInnen folgendes an: Von den 51 Befragten geben 48,9 % (n = 23) an, Widerspruch als Dissonanzsignale zu kennen. Unter Widerspruch sind hier auch Doppelbotschaften und inadäquate Botschaften gefasst, aber auch die klare Benennung mit dem Wort „Widerspruch“. 25,5 % (n = 12) führen dissonante Körperbewegungen an. Der Text, den die SupervisorInnen innerhalb einer offenen Frage verfassten, lässt erkennen, dass die SupervisorInnen darunter „auffällige Bewegungen“ verstehen die von der Verbalität abweichen. 23,4 % (n = 11) benennen Kontaktrückzug des Supervisanden, wie zum Beispiel schweigen in der unmittelbaren Situation, und bei 17,0 % (n = 8) SupervisorInnen führen Dissonanzen bereits unmittelbar zu Deutungen. Sie wurden konkret benannt als Angst, Widerstand, devotes Verhalten, Versorgungshaltung, sexualisierte Körpersignale, inadäquate Signale oder Ablenkung. 14,9 % (n = 7) SupervisorInnen vermerkten besondere Auffälligkeiten insgesamt wenn jemand „extrem“ still wurde oder sich eine für sie prägnante Körperhaltung (ohne direkte Bewegungsmodalitäten) zeigte. 10,6 % (n = 5) SupervisorInnen geben an auf Emotionalität wie sie in der Stimme erkennbar wird oder auch auf eine starke Berührtheit zu achten.

Einmal (2,1 %) wird Substanzmissbrauch als dissonantes Kriterium gewertet (n = 47, Mehrfachnennungen möglich).

Frage 4: Wie arbeiten Sie mit den Signalen?



Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Supervision wurde nachträglich in neun Unterkategorien unterteilt. Ansprechen = Ansprechen, Benennen; H.Bildung = Hypothesenbildung, H.Überprüfung = Hypothesenüberprüfung, Begl./Bew. = Begleiten/Bewerten, Unter./Anweisen = Unterweisen/ Anweisen, Empath. Begl. = Unterstützung/Empathische Beleitung, M/T/M = Methoden/Techniken/Medien, F.emotio.Bew. = Förderung der emotionalen Bewusstheit, Eig.Psycho. = Handhabung der eigenen Psychodynamik, theo.Expli. = Förderung zur theoretischen Explikation.

74,5 % (n = 35) der 47, die auf die Frage antworteten, „benennen“ dass, was sie am Supervisanden sehen. 17,0 % (n = 8) nutzen die Signale zur Hypothesenbildung, und 4,3 % (n = 2) arbeiten diagnostisch mit ihnen. 28 Befragte, das sind 59,6 % derjenigen, die auf diese Frage antworteten, nutzen die Signale um supervisorisch zu arbeiten. 12,8 % (n = 6) blieben hier in ihren Antworten sehr unspezifisch und waren deshalb nicht klar zuordbar. Die Hypothesenüberprüfung wurde zur Frage 4 nicht mehr genannt (Mehrfachnennungen möglich, n = 47).

Hier folgt nun die Aufschlüsselung der 59,6 % (n = 28) die im supervisorischen Prozess arbeiten: Zur Bewertung konnten deshalb auch hier die Supervisionsvariablen der Integrativen Therapie herangezogen werden. Sie gliedern sich wie folgt auf: Die

Funktionsvariablen der Supervision nutzen 12 SupervisorInnen. 14,9 % (n = 7) arbeiten „begleitend und bewertend“, 1 (2,1 %) benennt den Nutzen zur „Unterweisen und Anweisung“ und unternimmt mit den Supervisanden in solchen Situationen einen Lösungsversuch. 4,3 % (n = 2) nutzen sie zur „Unterstützung und empathischen Begleitung“ indem sie in Beziehung gehen, Distanz zu den Problemen herstellen oder Situationen reframen. 4,3 % (n = 2) betonen aufgrund der Dissonanzsignale in Metareflexion zu gehen, eigene Supervision zu nehmen und die Metaebene auszuloten.

Die **Methodenvariable** als technischen Faktor nutzen 6,4 % (n = 3) der SupervisorInnen so, dass sie sagen, dass sie aufgrund der Signale, verschiedene „Methoden, Techniken und Medien“ einsetzen. Hier erfolgte keine genauere Benennung.

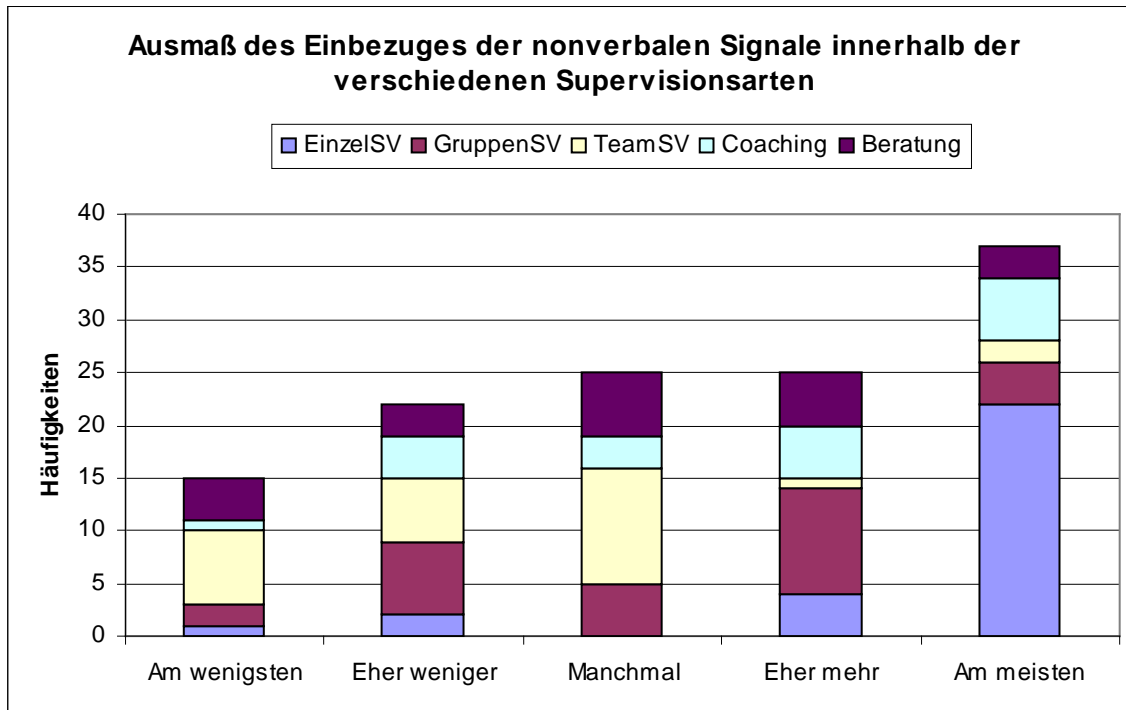
Die **Aufgabenvariable** „Förderung der emotionalen Bewusstheit“ ist bei 29,8 % (n = 14) SupervisorInnen von besonderer Bedeutung. Sie nutzen die Dissonanzsignale zum Spiegeln, Verdeutlichen, Verstärken und dazu den Hintergrund zu beleuchten. 4,3 % (n = 2) führen die Überprüfung der „Berater/Klient/Beziehung“ als Bewusstwerdung der Gegenübertragung und Übertragung an. 8,5 % (n = 4) der 47, die auf diese Frage antworteten, geben an, durch die nonverbalen Signale die „eigene Psychodynamik“ im Sinne der eigenen Resonanz zu reflektieren.

In mehreren Ebenen wurde untersucht, ob sich Signifikanzen finden im Umgang mit Dissonanzsignalen. Hier ließen sich keine Signifikanzen finden. Ebenso konnte keine Signifikanz gefunden werden in der Abgleichung zwischen der Art der Orientierung die SupervisorInnen haben und auf welche dissonanten Signale diese achten.

Die Anzahl der Berufsjahre verglichen damit wie SupervisorInnen mit dissonanten Signalen umgehen ergibt jedoch einen Unterschied zwischen den Berufsjahren und ob diese überhaupt dissonante Signale kennen: Diejenigen, die eher weniger Berufsjahre (unter 5 / 50 % und 5 bis 10 / 50 %) verwenden die dissonanten Signale signifikant häufiger zur Hypothesenbildung. Der Pearson Chi-Square bei 9,750 ist signifikant auf dem Niveau $p = ,045$ (X^2 (df = 4) oder (4; 95 %) = 9,75; $p = ,045$).

Frage 5: Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?

42,0 % (n = 21) geben an die nonverbalen Signale in allen Supervisionsformen gleichrangig zu nutzen. 58,0 % (n = 29) antworteten mit „Nein“ zu antworten (n = 50).



Anmerkung. Gruppengrößen (n) sind unterschiedlich aufgrund der unterschiedlichen Einsatzdichte (siehe Diskussion); SV = Supervision.

Der Übersicht wegen werden die Supervisionsarten nacheinander dargestellt, (Mehrfachnennungen waren möglich. Das N variiert je nach Gruppenart und wird der folgenden angestellt.)

Einzel-supervision:

58,0 % (n = 29) nehmen eine Differenzierung im Einsatz der nonverbalen Signale vor. In die Einzelsupervision sagen alle diejenigen die differenzieren, werden mit 75,9 % am meisten, (n = 22) die nonverbalen Signale einbezogen. 13,8 % (n = 4) sagen, sie beziehen die nonverbalen Signale hier eher mehr ein und 6,9 % (n = 2) sind der Meinung sie tun dies eher weniger. 3,4 % (n = 1) geben an in der Einzelsupervision die nonverbalen Signale am wenigsten einzubeziehen (n = 29).

Gruppensupervision:

Das Bild der Gruppensupervision zeigt sich durchmischt. 35,7 % (n = 10) setzen die nonverbalen Signale eher mehr ein, 25,0 % (n = 7) eher weniger, 17,9 % (n = 5) manchmal und 7,1 % (n = 2) am wenigsten. Nur 14,3 % (n = 4) gehen davon aus, sie in der Gruppensupervision am meisten zu nutzen (n = 28).

Teamsupervision:

Für die Teamsupervision lassen sich folgende Werte ermitteln. 27 SupervisorInnen sagen hier, sie beziehen mit 40,7 % (n = 11) die nonverbalen Signale manchmal ein. Nur 3,7 % (n = 1) und sehen hier eher mehr und 7,4 % (n = 2) den meisten Einbezug der Signale. 22,2 % (n = 6) geben eher weniger an, 25,9 % (n = 7) sagen, dass die nonverbalen Signale hier den wenigsten Einbezug finden (n = 27).

Coaching:

Die meiste Uneinigkeit scheint im Bereich Coaching zu herrschen, eine Präferenz bildet sich nicht heraus. 19 SupervisorInnen, die für den Bereich coachen kreuzten, finden hier werden die nonverbalen Signale mit 31,6 % (n = 6) am meisten einbezogen, 26,3 % (n = 5) eher mehr, 21,1 % (n = 4) eher weniger, 15,8 % (n = 3) manchmal, 5,3 % (n = 1) am wenigsten (n = 19).

Beratung:

In der Beratung sieht es ähnlich wie im Coaching aus. 21 SupervisorInnen die sich im Beratungsbereich analysiert haben, vertreten mit 28,6 % (n = 6) die Meinung manchmal die nonverbalen Signale einzubeziehen. 23,8 % (n = 5) tun dies ihrer Auffassung nach eher mehr und 19,9 % (n = 4) am wenigsten. 14,3 % (n = 3) sagen sie beziehen die nonverbalen Signale eher weniger ein und ebenso viele sind der Auffassung sie achten im Coaching am meisten auf Nonverbales (n = 21).

Es konnte keine Signifikanz gefunden werden zu der Frage „Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?“ Die meisten Fachkollegen konnten, auch wenn sie bei den allgemeinen Fragen keine Rangfolge angaben, sich hier sehr wohl in eine Rangfolge reindenken. Anregung: Die Formulierung des Reindenkens kann hier explizit benannt werden. Es darf auch Mehrfachnennungen geben und nicht nur eine Rangfolge.

Frage 6: Achten SupervisorInnen Ihrer Meinung nach auf andere nonverbale Signale als Supervisoren?

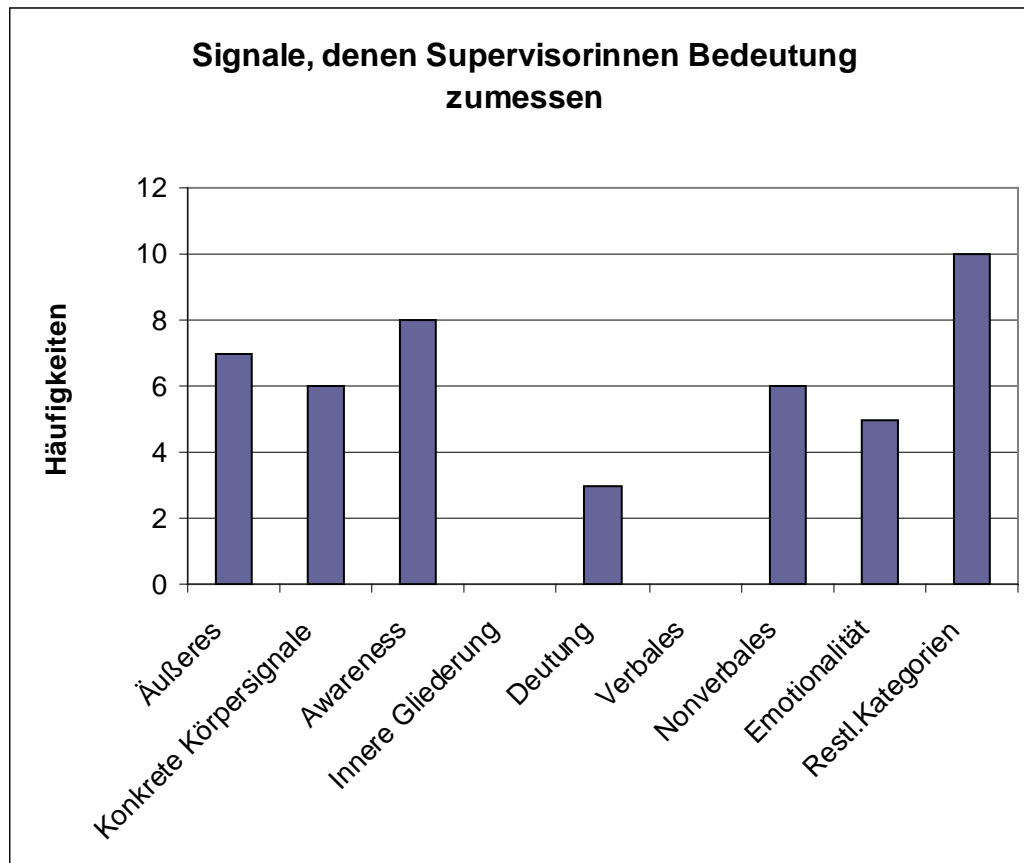
40 SupervisorInnen antworteten auf diese Frage. Davon meinen 58,8% (n = 30), dass es geschlechtsspezifische Unterschiede in der supervisorischen Arbeit gibt, 19,6 % (n = 10) halten das für nicht wahrscheinlich.

Es wurde der Frage nachgegangen, ob männliche und weibliche Supervisoren einen Unterschied in ihrer geschlechtstypischen Betrachtungsweise vermuten. 82,4 % der Männer sagen, es gibt Geschlechtsdifferenzen, oder geschlechtstypische Betrachtungsweisen, im Gegensatz zu 69,6 % der Frauen. Das Ergebnis wird jedoch nicht signifikant. Hoch Signifikant mit $p = ,009$ im Fisher`s Exact Test wird jedoch folgendes Ergebnis: Bezogen auf die Frage, ob je nach Orientierung mehr oder weniger Geschlechtsdifferenzen angenommen werden, sagen die SystemikerInnen signifikant häufiger (47,1 %), dass es keine Geschlechtsdifferenzen gibt, verglichen mit NichtsystemikerInnen, die zu 8,7 % diese Aussage treffen.

Von weiterem Interesse war das Ergebnis was beide Geschlechter vermuten, worauf Supervisoren und Supervisorinnen achten. Hier wird eine beschreibende Form gewählt, weil sich keine Signifikanz herausgebildet hat, wir aber doch denken, das Ergebnis ist von Bedeutung. Um einen guten Vergleich zu erlauben wurde für Besonderheiten der Frau und Besonderheiten des Mannes die gleiche Kategorisierung vorgenommen, die Kategorien wurden aber aufgrund unterschiedlicher Nennungen unterschiedlich gefüllt. Die Kategorien beim Mann konnten in Äußeres, Konkrete Körpersignale, Innere Gliederung, Deutung, Verbales, Restliche Kategorien gebildet werden. Bei der Frau ergaben sich die Kategorien Äußeres, konkrete Körpersignale, Awareness, Deutung, Nonverbales, Emotionalität, restliche Kategorien. 5 neue Kategorien, die sich nicht überschneiden, wurden gefunden. Der Mann hat die Zusatzkategorien Innere Gliederung, Verbales, die Frau Awareness, Nonverbales und Emotionalität. Verbales und die Innere Gliederung wurde nicht mit den Frauen in Verbindung gebracht wurde, der Bereich Nonverbalität, Awareness und Emotionalität nicht mit den Männern. Die übrigen Kategorien ergaben Werte, die für beide Geschlechter etwa gleich sind. Anregung: Die Restkategorie kann bei der nächsten Forschung noch einmal eine besondere Berücksichtigung finden, sie fällt bei der Frau mit 22,2 % relativ hoch aus.

Beachtet werden muss, es sind nur die Einschätzungen von 30 SupervisorInnen, die hier zum Tragen kommen. Es kann sich somit nur um eine Tendenz handeln. Die Kategorien

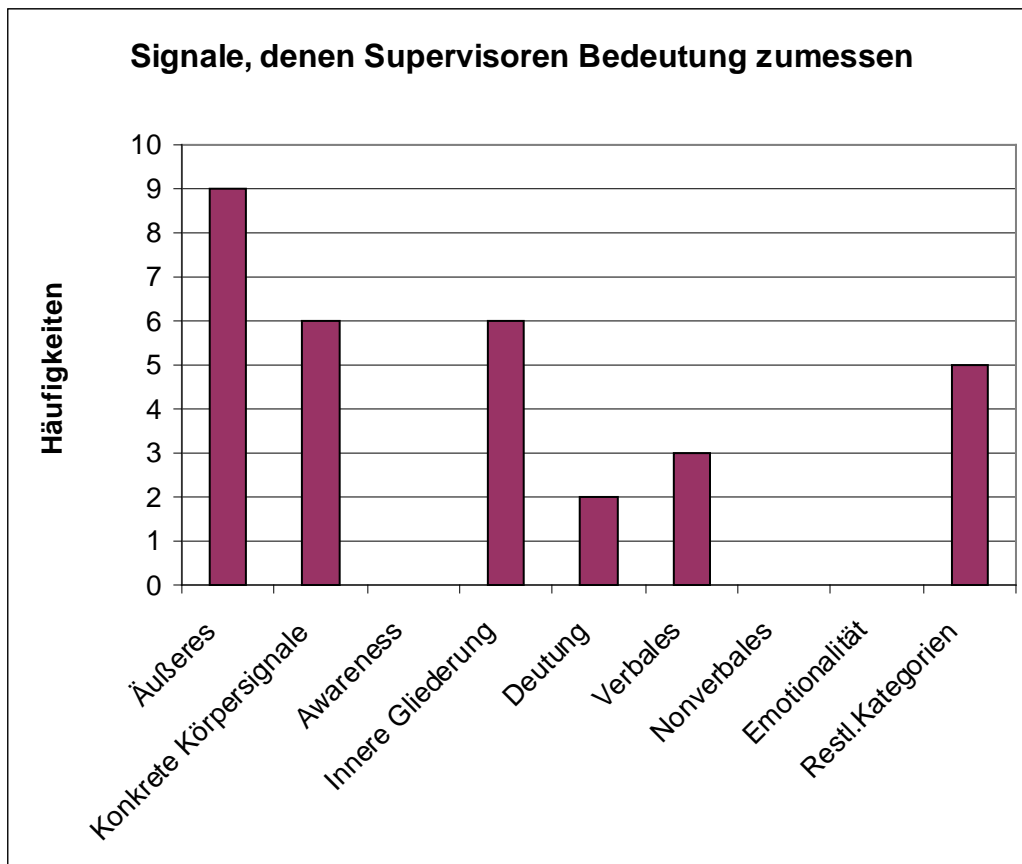
wurden so objektiv wie möglich gefasst, dennoch wäre eine andere Kategorienbildung sicherlich denkbar. Aufgrund des kleinen N wurde darauf verzichtet zu schauen wer auf wen was attribuiert. In der Signifikanzüberprüfung wurde diesbezüglich auch kein signifikantes Ergebnis gefunden.



Anmerkungen. n = 40; Mehrfachnennungen möglich.

17,5 % (n = 7) Supervisorinnen der 40 die Frage 6 beantwortet haben sagen, Frauen achten auf „Äußeres“ wie beispielsweise Ausstrahlung und Ausdruck und auf Äußeres allgemein (hier auch als Äußeres bezeichnet). 15,0 % (n = 6) attribuieren auf „konkrete Körpersignale“, wie Sprache, Gesicht, Blick, Feinmotorik, Gestik, Körperhaltung, Stimme. 20,0 % (n = 8) sind der Meinung, dass Frauen besonders auf Intuition, Breitbandwahrnehmung, Untertöne achten, in der Studie ist dies unter „Awareness“ gefasst. 7,5 % (n = 3) halten Frauen besonders fähig Widerspruch, aggressive Signale und Blockaden zu „deuten“. Eine „innere Gliederung“ gestehen den Frauen 0 % (n = 0) der SupervisorInnen zu. „Verbales“ 0 % (n = 0) ist ebenfalls nicht im Focus zu den Frauen genannt worden, im Gegensatz dazu wird von 15,0 % (n = 6) der SupervisorInnen die „Nonverbalität“ und der Focus auf „Emotionalität“ aufgeführt, auf den 12,5 % (n = 5) Nennungen entfielen. Diese meinen Frauen seien sensibler und könnten sich mehr auf den Bereich des Fühlens einstellen. 25,0 % (n = 10) entfallen auf „restliche Kategorien“, wie Ermunterung, Beziehungssignale, Resonanz erleben im Bezug auf den SupervisorInnen. Sie

wurden als Restkategorien gefasst, weil eine eindeutige Kategorisierung für einen Bereich nicht gegeben war (n = 40, Mehrfachnennungen möglich).

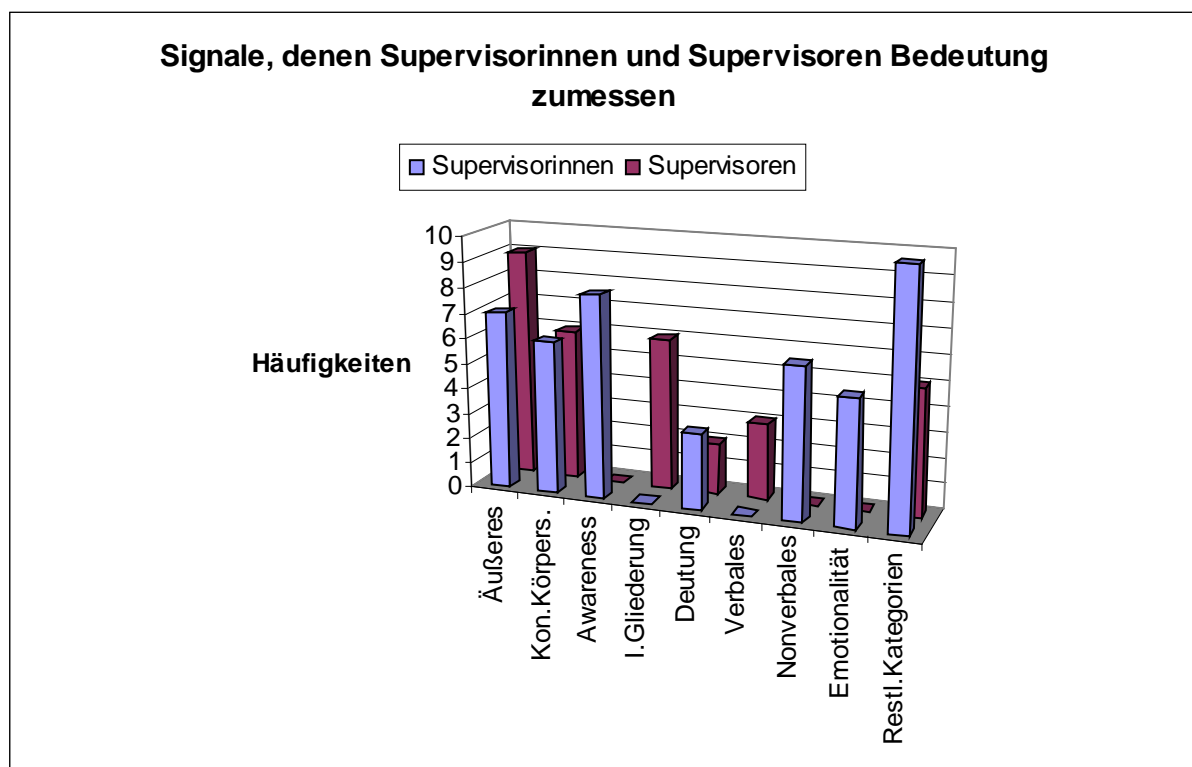


Anmerkungen. n = 40; Mehrfachnennungen möglich.

Männer achten mit 22,5 % (n = 9) Nennungen, so sagen Supervisoren und Supervisorinnen der 30, die geschlechtsspezifische Unterschiede für möglich halten, auf „Äußeres“. Zum Äußeren wurden hier Äußeres allgemein benannt, Statusverhalten, Geschlecht und Gesamtausdruck. 15,0 % (n = 6) meinen, Männer achten mehr auf „konkrete Körpersignale“, wie Sprache, Stimme, Grobmotorik, Gestik und 5,0 % (n = 2) halten die Männer besonders begabt Appelle und Tricks zu erfassen was in dieser Studie unter „Deutung“ gefasst wurde. (Die Kategorie Deutung wurde bei den Männern wie auch den Frauen gewählt, weil die Signale unmittelbar in einer deutenden Interpretation angesprochen und verwendet wurden.) Bei 5,0 % (n = 2) wurde der Begriff „Verbales“ mit den Männern in Verbindung gebracht, während „Nonverbal“ gar nicht (n = 0) zu ihnen attribuiert wurde, ebenso wie die Emotionalität mit 0 % (n = 0) und die Awareness 0 % (n = 0). Aber 15,0 % (n = 6) der 30 Supervisoren und Supervisorinnen attribuieren bei der männlichen Vorgehensweise auf eine „Innere Gliederung“. 12,5 % (n = 5) entfallen auf „restliche Kategorien“, wie Hören, eigene Wahrnehmung, anderes, was ebenfalls in keine klare Zuordnung gegriffen werden konnte (n = 40, Mehrfachnennungen möglich).

Innerhalb dieser Kategorien selbst bildeten sich keine Signifikanzen heraus. Im Zusammenhang mit dieser Frage wurden jedoch einige interessante signifikante Ergebnisse gefunden: Von den psychoanalytisch Orientierten sagen signifikant häufiger (77,8 %), dass männliche Supervisoren auf das Äußere ihrer KlientInnen achten im Vergleich zu den nicht psychoanalytisch orientierten (22,2 %). Das Ergebnis wird auf einem Niveau von $p = ,013$ signifikant. SupervisorInnen, die über eine IT – Ausbildung verfügen geben signifikant weniger häufig an (11,1 %), dass sie davon ausgehen, dass männliche Supervisoren auf Äußeres achten, verglichen mit denen die keine IT Ausbildung haben (88,9 %). Das schlägt sich nieder auf einem Signifikanzniveau von $p = ,049$. Noch ein Ergebnis wird auf dem Niveau von $p = ,049$ signifikant: SystemikerInnen (66,7 %) geben häufiger als NichtsystemikerInnen (33,3 %) an, dass sie davon ausgehen, dass der männliche Supervisor eine innere Gliederung präferiert.

Um einen unmittelbaren Vergleich zu erlauben, werden die Annahmen der Supervisoren und Supervisorinnen noch einmal in einer Tabelle präsentiert:



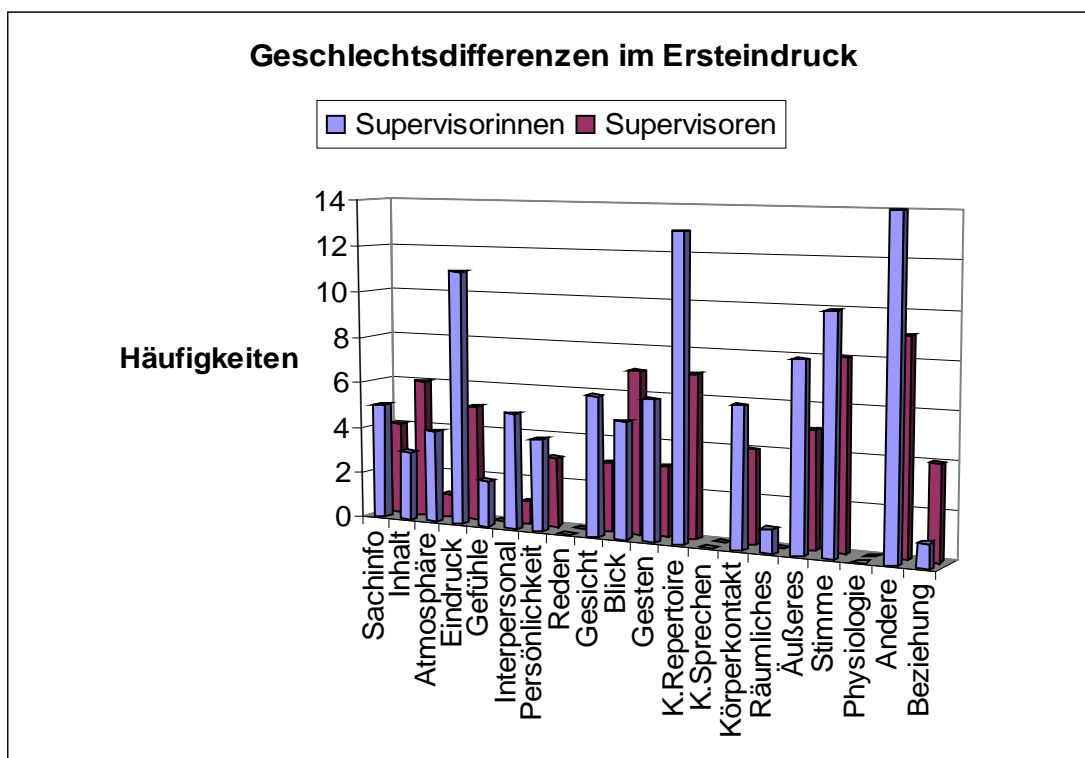
Anmerkungen. n = 40; Mehrfachnennungen möglich, I.Gliederung = Innere Gliederung.

Exkurs: Männer, Frauen und nonverbale Signale

An dieser Stelle werden die Ergebnisse und Aufzeichnungen zu den Überlegungen ob Supervisoren und Supervisorinnen auf ähnliche oder unterschiedliche nonverbale Signale achten wiedergegeben.

Geschlechtsdifferenzen bei Supervisorinnen und Supervisoren in der Betrachtung des Ersteindrucks

In der Gegenüberstellung auf welche nonverbalen Signale Frauen und Männer achten zeigt sich folgendes Ergebnis: Wiedergegeben und gegenübergestellt werden hier die Ergebnisse der Frage 1 worauf Supervisorinnen und Supervisoren im Ersteindruck achten. Die prägnantesten Ergebnisse werden herausgenommen. Auf die Prozentangaben wird zugunsten der Übersichtlichkeit und weil es sich um eine Exkursion handelt verzichtet.



Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; Interpersonal = Interpersonale Einstellungen, Reden = nonverbale Kommunikation beim Reden, Gesten = Gesten und Körperbewegungen, K.Repertoire = Körperhaltung/Repertoire, K.Sprechen = Körperhaltung beim Sprechen, Räumliches = Räumliches Verhalten, Äußeres = Äußere Erscheinung, Beziehung = Kontakt, Begegnung, Beziehung.

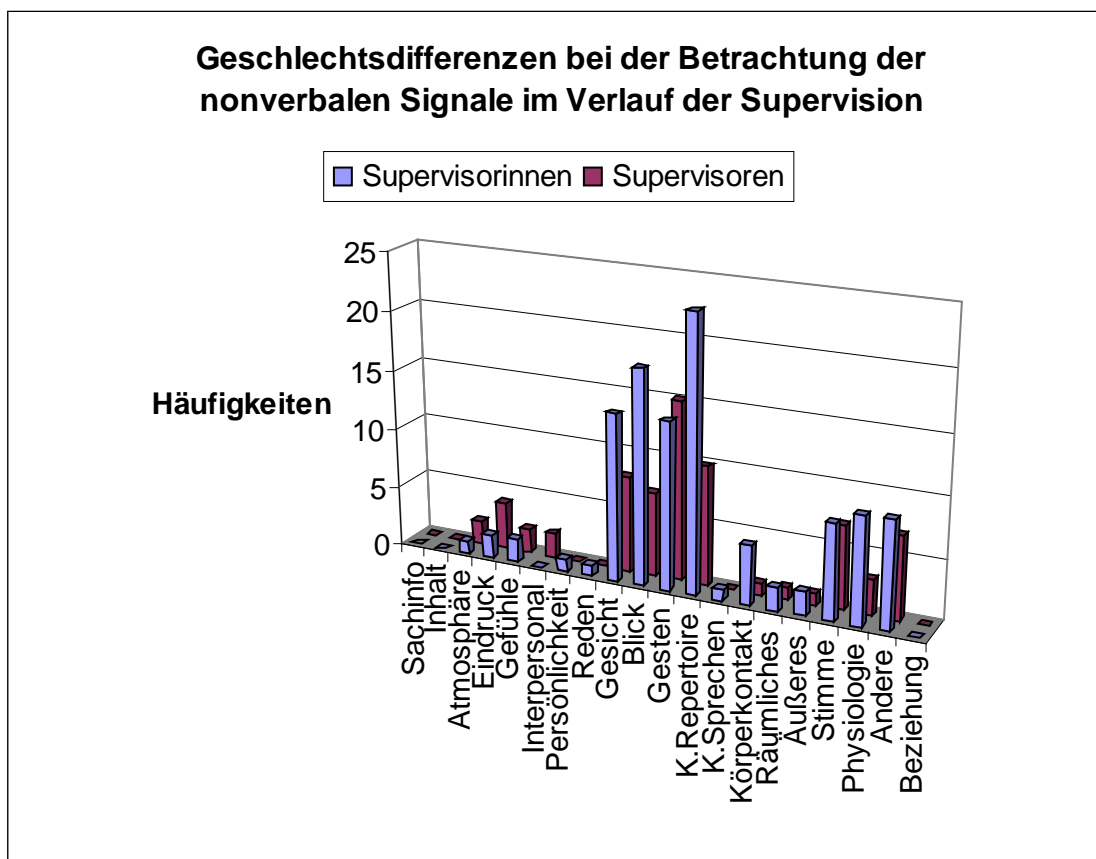
Frauen gaben an während des Ersteindrucks am häufigsten auf die Körperhaltung (n = 13), Gesamteindruck (n = 11), Stimme (n=10) und die äußere Erscheinung (n = 8) zu achten. Zum Mittelfeld gehörig nennen sie den Gesichtsausdruck (n = 6), Gesten und Körperbewegungen (n = 6), Körperkontakt (n = 6), das Thema Sachinformation (n = 5),

interpersonale Einstellungen (n = 5), Blick (n = 5), Mitteilungen über die Persönlichkeit (n = 4) und die Atmosphäre (n = 4) zu achten. Am wenigsten wurden das Thema Inhalt (n = 3), Gefühle (n = 2), Beziehungsgestaltung (n = 1) und räumliches Verhalten genannt.

Männer gaben an während des Ersteindrucks am häufigsten auf die Stimme (n = 8), den Blick (n = 7), die Körperhaltung (n = 7) und den Inhalt des Themas zu achten (n = 6). Weiter folgen der Gesamteindruck (n = 5), die äußere Erscheinung (n = 5) die Sachinformationen in den Themen (n = 4) die Beziehungsgestaltung (n = 4) den Körperkontakt (n = 4). Am wenigsten wurden die Mitteilungen über die Persönlichkeit (n = 3), der Gesichtsausdruck (n = 3), Gesten und Körperbewegungen (n = 3) die Atmosphäre (n = 1), interpersonale Einstellung (n = 1) und räumliches Verhalten (n = 1) genannt. Keine Nennung entfiel auf die Gefühle.

Die Kategorie „andere Körpersignale“ als Informationen die wegen ihrer geringen Spezifizierung nicht zuordnungsfähig waren, nahm bei beiden Geschlechtern deutlichen Raum ein (m: 9 vs. f: 14); (n = 49, Mehrfachnennungen möglich).

Bezogen darauf auf welche Signale Männer und Frauen im Verlauf achten zeigt sich Folgendes:



Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; Interpersonal = Interpersonale Einstellungen, Reden = nonverbale Kommunikation beim Reden, Gesten = Gesten und Körperbewegungen,

K.Repertoire = Körperhaltung/Repertoire, K.Sprechen = Körperhaltung beim Sprechen, Räumliches = Räumliches Verhalten, Äußeres = Äußere Erscheinung, Beziehung = Kontakt, Begegnung, Beziehung.

Frauen gaben an in der Supervision am häufigsten auf die Körperhaltung (n = 23), den Blick (n = 18), Gesten und Körperbewegungen (n = 14) und den Gesichtsausdruck (n = 14) zu achten. Deutlich abgesetzt folgt neu die Physiologie (n = 9), die Stimme (n = 8) und der Körperkontakt (n = 5). Mit jeweils 2 Nennungen bilden die Gefühle, der Gesamteindruck, das räumliche Verhalten, die äußere Erscheinung und mit je einer Nennung die Atmosphäre, die Mitteilung über die Persönlichkeit, nonverbale Kommunikation beim Reden und die Körperhaltung beim Sprechen den Schluss. Nicht genannt wird von den Supervisorinnen die interpersonale Einstellung.

Männer gaben an in der Supervision am häufigsten auf die Gesten und Körperbewegungen (n = 15), die Körperhaltung (n = 10), den Gesichtsausdruck (n = 8) und die Stimme zu achten (n = 7). Dann folgen der Gesamteindruck (n = 4), neu die Physiologie (n = 3), mit jeweils 2 Nennungen die Atmosphäre, die Gefühle, die interpersonalen Einstellungen, und mit jeweils einer Nennung Körperkontakt, räumliches Verhalten, und die äußere Erscheinung. Nicht genannt werden von den Supervisoren die Mitteilungen über die Persönlichkeit, die nonverbale Kommunikation beim Reden und die Körperhaltung beim Sprechen. Auch die Beziehungsmodalitäten sind nicht mehr vertreten.

Die Kategorie „andere Körpersignale“ nahm während der Beobachtung der nonverbalen Signale im Verlauf bei beiden Geschlechtern etwas weniger Raum ein als bei der Beobachtung beim Ersteindruck (m: 7 vs. f: 9); (n = 49, Mehrfachnennungen möglich).

Die übrigen Kategorien, wie Awareness, Verbales, Nonverbales, Emotionalität, Innere Gliederung erlauben keinen Vergleich zu den Fragen des Ersteindrucks und ihrer Spezifizierungen im Verlauf. Zum Teil tauchen sie in deren Kategorie „Anderes“ auf, zum Teil waren die Fallzahlen so gering, dass die nicht näher entschlüsselt werden konnten, die reduzierten Kategorien der Supervisoren und Supervisorinnen zeigten keinerlei Signifikanz. Die Berufsjahre im Zusammenhang zu Geschlechtsdifferenzen gesehen, ergaben ebenfalls kein signifikantes Ergebnis.

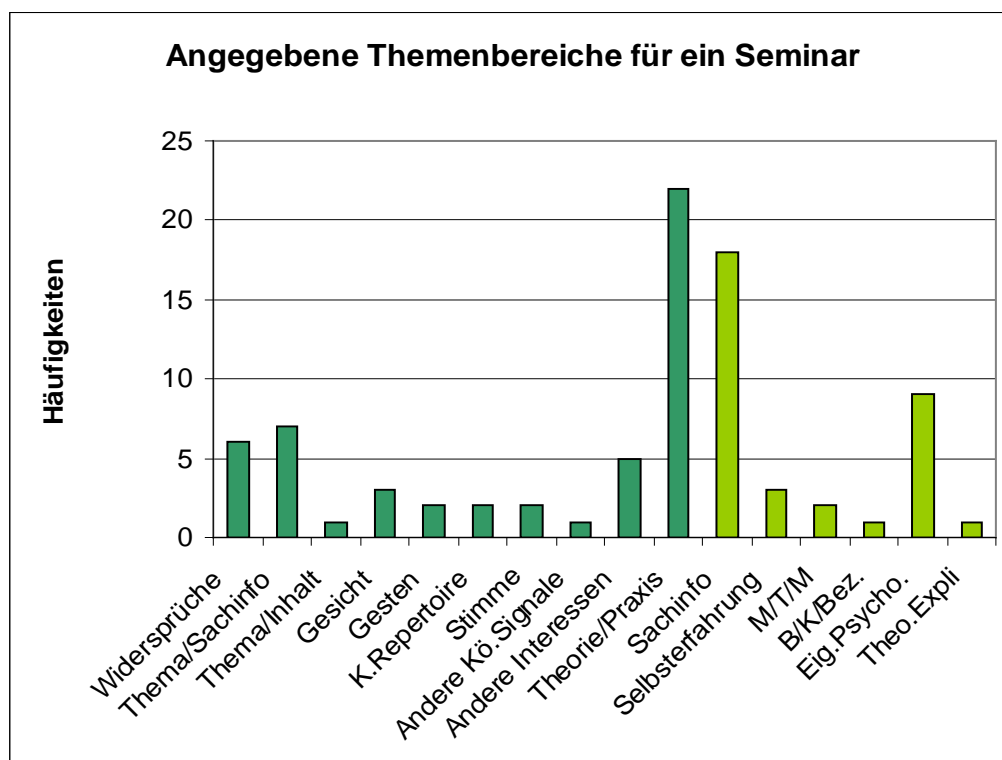
Auch die Frage, ob es signifikante Unterschiede im Ersteindruck bei Männern und Frauen gibt, muss mit Nein beantwortet werden. Männer und Frauen unterscheiden sich nicht signifikant darin worauf sie beim Ersteindruck achten. Bezug nehmend auf welche Signale SupervisorInnen in der Supervision achten (Frage 2) sagen 78,9 % der Männer, vgl. mit 45,2

% der Frauen, sie achten im Verlauf mehr auf Körperbewegungen und Gesten. Der Unterschied wird signifikant auf einem Niveau von $p = ,037$.

Im genderspezifischen Abgleich wie SupervisorInnen die nonverbalen Signale in die Supervision einbeziehen bildet sich ab: Männer (29,4 %) nutzen die nonverbalen Signale signifikant häufiger als Frauen (3,4 %) zur Hypothesenüberprüfung. Das Signifikanzniveau liegt bei $p = ,020$. Verwiesen sei an der Stelle auf das kleine „N“, denn insgesamt geben nur 6 Probanden an, die Signale zur Hypothesenüberprüfung zu nutzen.

Frage 7: Würde ein Seminar zum Bereich nonverbale Kommunikation Sie interessieren? Welche Themen müssten dort behandelt werden?

30 der Befragten (58,8 %) bekunden Seminarinteresse, für 19 (37,3 %) ist ein Seminarangebot uninteressant. Es ist davon auszugehen, dass die beiden, die auf diese Frage nicht geantwortet haben ebenfalls als Nein-Antwort gewertet werden können (N = 51).



Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Theorie/Praxis/Verschränkung wurde nachträglich in sechs Unterkategorien unterteilt; Gesten = Gesten und Körperbewegungen, K.Repertoire = Körperhaltung/Repertoire, Andere Kö.Signale = Körpersignale, M/T/M = Methoden/Techniken/Medien, B/K/Bez. = Berater/Klient/Beziehung, Eig.Psycho. = Handhabung der eigenen Psychodynamik, Theo.Expli. = Förderung zur theoretischen Explikation.

Als Interessengebiete benannt wurde die Theorie und Praxisverschränkung an erster Stelle mit 44,9 % (n = 22), gefolgt von dem Thema / Sachinformation mit 14,3 % (n = 7) und dem Wunsch, mit Widersprüchen besser umgehen zu können mit 12,2 % (n = 6). Als Kleinstinteressensgebiete werden hier die andern Themen der Vollständigkeit halber angeführt: Gesichtsausdruck mit 6,1 % (n = 3), Gesten- und Körperbewegungen mit 4,1 % (n = 2), Körperhaltung und Repertoire mit 4,1 % (n = 2), Stimme mit 3,9 % (n = 2), Anderes mit 2,0 % (n = 1), das Thema Inhalt mit 2,0 % (n = 1) und generell andere Seminarinteressen mit 10,2 % (n = 5). Die Kategorien „Thema Sachinformation“ und „Thema Inhalt“ nur dann gepunktet, wenn diese vom Begriff her ohne nähere Spezifizierung genannt wurden.

Theorie und Praxisverschränkung wurde dann genommen, wenn spezielle Themen genannt wurden und es sich dabei um die Verknüpfung von Theorie und Praxis handelt. Die Beispiele zur Theorie und Praxisverschränkung wurden später erneut über eine string-variable nachbearbeitet und aufgeschlüsselt. Die Kategorien wurden in Anlehnung an die Fragensauswertung 1 und 2 und somit an die Aufzeichnungen von Argyle nochmals aufgenommen, um einen Vergleich zu ermöglichen. Nachfolgend handelt es sich um die Entschlüsselung der Interessen, die über eine Theorie/Praxisverschränkung verknüpft und der supervisorischen Praxis zugänglich gemacht werden sollen (n = 49, Mehrfachnennungen möglich). Sie wurden kategorisiert und zusammengefasst zur:

Theorie und Praxisverschränkung: „Sachinformation“, wenn es sich um Verschränkung der Theorie mit der Praxis in Bezug auf die spezifizierte Sachinformationen handelte, die von den 30 SupervisorInnen, die Seminarinteresse bekundeten 18 (36,7 %) mal genannt wurden als: Geschlechtsdifferenzen, Wissens- und Forschungsstand, Kenntnisse verschiedener Schulen, Manipulationsmöglichkeiten, optimale Nutzung, Rückmeldung, Bedeutung der nonverbalen Kommunikation, diagnostische Möglichkeiten, Gruppenprozess, Prozess, Interventionen bei Diskrepanzen, andere Themen (Mehrfachnennungen möglich). 3 mal (6,1 %) genannt wurde das Bedürfnis nach „Selbsterfahrung“, um blinde Flecken aufzuspüren und einen emotionalen Ausdruck zu fördern. „Methoden/Techniken/Medien“ waren Thema von 2 SupervisorInnen (4,1 %), die explizit beispielsweise den Umgang und die Verwendung von Kreative Medien ansprachen. Jeweils 1-mal (2,0 %) wurde der Wunsch nach Klärungsbedarf für die Übertragung in der „Berater/Klient/Beziehung“ und die „Förderung der theoretischen Explikation“ durch „Lernen“ überhaupt geäußert. Größeres Interesse bestand bei 9 SupervisorInnen (18,4 %) in der Exploration der „Handhabung der eigenen Psychodynamik“, wie der Umgang mit der Gegenübertragung und die Förderung der eigenen Wahrnehmung (n = 49, Mehrfachnennungen möglich).

Es gibt keinen systematischen Zusammenhang im Bezug der Geschlechter und deren Seminarinteresse, weder was die eigenen Interessen anbelangt, noch auf Themen, die genannt wurden. Des Weiteren findet sich kein systematischer Zusammenhang, wie sehr jemand die nonverbalen Signale einbezieht und welche Themen er für das Seminar vorschlägt. Auch fand sich keine Signifikanz auf die Frage, ob SupervisorInnen die Dissonanzsignale wahrnehmen ein besonderes Interesse haben am Seminar. Ebenfalls kein signifikantes Ergebnis fand sich, ob Fachkollegen einer bestimmten Orientierung ein besonders Seminarinteresse bekunden. Das Interesse an einem Seminar hängt ebenfalls nicht davon ab, wie lange jemand arbeitet. Eine weitere Frage war: Ist die Art der Supervision von Bedeutung für das Seminarinteresse?“ Hierauf konnte die Antwort gefunden werden: Diejenigen, die coachen bekunden signifikant weniger Interesse an einem Seminar zur nonverbalen Kommunikation (51,5 %), vgl. mit denjenigen, die nicht coachen (12,5 %) (p012).

5. Diskussion

Die Diskussion umfasst Ergebnisse aus der Rücklaufquote, den demographischen Daten und der Hauptstudie.

5.1 Die Rücklaufquote in der Diskussion

Die Rücklaufquote ist mit 26,5 % eher gering einzustufen. Insgesamt war der Rücklauf auf dem Postweg größer, vermutlich wegen der größeren Anonymität. Die Studie hat wegen des geringen Rücklaufes keinen repräsentativen Charakter, sie zeigt lediglich einen Trend. Die meisten, die geantwortet haben, zeigen große Offenheit und Vertrauen, was sich in der Ausführlichkeit der Antworten niederschlägt. Bis auf zwei Nachzügler hielten die Befragten, die geantwortet haben, den genannten Zeitraum ein, drei konnten wegen geringer Verzögerung noch in die Auswertung aufgenommen werden.

5.2 Die demographischen Daten der Studie in der Diskussion

Prägnante Erkenntnisse aus den Angaben zur Person, bezogen auf Geschlecht, Alter, Berufsjahre, Art der Supervision und Orientierung der Schule werden hier wiedergegeben.

Die Entsendung der Studienbögen erfolgte nach dem Zufallsprinzip und war nicht genderspezifisch angelegt, so dass im Vorfeld 112 Sendungen auf Frauen und 88 auf Männer entfielen. Der Rücklauf der Männer verglichen mit dem der Frauen fällt unwesentlich geringer aus. Es antwortete jeder 5. Mann und jede 4. Frau, damit zeigten die Frauen geringfügig mehr Antwortbereitschaft als die Männer.

Die meisten der SupervisorInnen, die antworteten, sowohl Männer und Frauen, befinden sich in der Altersgruppe zwischen 40 und 50 Jahren ($n = 23$), dicht gefolgt von der Altersgruppe der 50- bis 60-Jährigen ($n = 22$). Das Ergebnis ist schlüssig. Die Zahlen, dass sich im Alter zwischen 30 und 40 Jahren nur 2 SupervisorInnen befinden, lassen sich daraus erklären, dass SupervisorInnen bereits über eine fundierte Berufsausbildung und einige Berufserfahrung verfügen müssen, bevor sie sich in Ausbildung begeben und die Ausbildung selbst ebenfalls noch einige Zeit in Anspruch nimmt. Auch wurden die Fragebögen nur an Mitglieder der DGSv versendet. Die Aufnahme in den DGSv beinhaltet hohe Aufnahmevoraussetzungen, wie die vorausgegangene langjährige Berufsausbildung und langjährige Berufstätigkeit unter Supervision, so dass die „NachwuchssupervisorInnen“ die in der Alterskasse der 30- bis 40-Jährigen zu finden wären, hier vermutlich gar nicht erfasst werden konnten. Besonders ist, dass jenseits der 60 Jahre nur drei SupervisorInnen geantwortet haben. Das

Intervisionsteam kommt zu der Annahme, dass SupervisorInnen oft im Laufe ihrer Lebenszeit das Feld gewechselt haben und sich u. U. somit nicht mehr angesprochen gefühlt haben könnten auf die Studie zu antworten. Keine gültige Antwort findet sich auf die Frage, warum jenseits der 60 nur 3 Supervisorinnen geantwortet haben und kein männlicher Supervisor. Ist die Bereitschaft, dass Frauen antworten generell größer, wie aus den mittleren Sparten zu entnehmen ist? Es ist kaum zu vermuten, dass sich die Männer ab 60 bereits aus dem Berufsleben zurückziehen.

Bezogen auf das Geschlecht und die supervisorischen Berufsjahre zeigt sich bei 5 bis 10 Jahren und 10 bis 15 Jahren Berufserfahrung ein deutlicher Frauenüberhang mit 5 Männern zu 11 Frauen und 4 Männern zu 11 Frauen. Unter 5 Jahre Berufserfahrung finden sich 5 Männer und 6 Frauen. Über 20 Jahre Erfahrung verfügen 2 Männer und 1 Frau. Es ist am Ergebnis zu erkennen, dass die Frauen eher im mittleren Feld etabliert sind (bei 5 -10 und 10 bis 15 Jahren) und die Männer in den ersten beiden Berufsjahrbereichen (bei unter 5 und 5 – 10 Jahren). Die Repräsentanz wird dann, mit Zunahme der Berufsjahre geringer. Beziehungsweise könnte man auch fragen, ob die Zahl der Neueinsteiger der Männer höher ist und sich weniger Frauen für das Berufsfeld der Supervision interessieren. Auch hier haben nur drei der Ältestenriege, also jene, die über 20 Jahre Berufserfahrung haben, geantwortet. Arbeiten weniger Männer und Frauen bis zum Ende ihrer Berufs- (Lebenszeit) als SupervisorInnen. Fühlen sie sich wie vorhin bei den Ergebnissen bezüglich der Altersverteilung vermutet, wegen einem möglichen Feldwechsel nicht angesprochen. Es ist kaum anzunehmen, dass es den „Alten“ zu müßig war, auf eine Umfrage zu antworten?

Befragt zu der Art der Supervision überrascht nicht, dass alle SupervisorInnen, mit einer Ausnahme Einzelsupervision geben und Gruppen- (n = 47) und Teamsupervision (n = 45) mit hohem Prozentanteil vertreten sind. Nur noch 38 der SupervisorInnen geben Beratung, die wenigsten (n = 33) Coaching. Einzelsupervision wird von 32 Frauen gegeben und 18 Männern. 17 Männer und 30 Frauen geben an, Gruppensupervision zu geben, Teamsupervision wird von 17 Männern und 28 Frauen gegeben, Coaching von 14 Männern und 19 Frauen und bei der Beratung sind es 13 Männer und 25 Frauen. Das heißt, dass im Bereich Coaching der Frauenanteil deutlich zurückgeht und es entsteht die Frage, ob sich diese in diesem Bereich weniger beheimatet fühlen. Ist das Coaching mehr ein männliches Berufsfeld, sind dort mehr männliche Qualitäten gefragt, weil Coaching ziel- und leistungsorientiert ist? Trauen die Frauen sich dies weniger zu oder gibt es eine mangelnde Nachfrage für die Frauen, suchen Firmen eher männliche Coacher aus? Warum ergibt die Analyse ihrem Trend nach weniger Coaching und Beratung? Obwohl sich alle Supervisionsarten den Altersangaben nach gleichmäßig durchmischt zeigen, fällt dennoch

auf, dass fast alle die zum Alter, als auch zur Supervisionsart Angaben machten, Einzelsupervision geben, keiner der 3 Älteren coached, und Coaching und Beratung bei allen Altersstufen geringer vertreten ist .

Die meisten der SupervisorInnen, die unsere Studie so ansprechend fanden, dass sie bereit waren auf Frage nach der Schule bzw. die Art der Ausbildung zu antworten sind systemisch (n = 24) ausgebildet, ein Großteil psychoanalytisch und integrativ (n = 19). Deutlich hinter diesen werden die Orientierung zu einer tiefenpsychologischen Schule genannt (n = 4), nur 3 zeigen eine verhaltenstherapeutische Orientierung. 7 finden sich in keiner der vorhin genannten Richtungen wieder und geben eine „andere“ Orientierung und Ausbildung an. Dass nur drei SupervisorInnen aus der verhaltenstherapeutischen Richtung geantwortet haben erstaunt, sind doch gerade sie mit Forschungsarbeiten sehr vertraut und auch die Supervision gilt als eine ihrer Domänen. Die Richtung, der sich SupervisorInnen zugehörig fühlen, und der im Gesamtpool vertretenen SupervisorInnen der Gesellschaft für Supervision, konnten leider nicht miteinander verglichen werden, da der Verband keine Statistik darüber führt, welche Ausbildungsrichtung überhaupt und wie oft vertreten ist.

Männer, die auf diese Studie antworteten, scheinen einem Trend nach eher eine systemische Vorliebe zu haben. Frauen verteilen ihre Ausbildungspräferenzen zu fast gleichen Teilen auf die psychoanalytische, systemische und integrative Richtung. Deutlich gering sind die Anteile beider Geschlechter im tiefenpsychologischen und verhaltenstherapeutischen Bereich. Entspricht die systemische Ausrichtung der Männer auf deren Attribution der inneren Gliederung, wie es im Ergebnis der Frage 6 deutlich wird, wo Systemiker vermehrt sagen, dass männliche Supervisoren nach einer inneren Gliederung handeln? In einer Nachfolgestudie könnten die Frauen und Männer befragt werden, warum sie sich für ihre Ausbildung entschieden haben.

Betrachtet man Alter und die Art der Orientierung so ist interessant, dass bei den 40- bis 50-Jährigen die häufigste Ausbildung die systemische ist. In der integrativen Supervision dominiert das „Alter“. Bereits 14 SupervisorInnen, die diese Richtung angeben, sind zwischen 50 und 60 Jahre alt. Für die Integrative Therapie oder den DGSv ist dies kein freudiges Ergebnis, denn hier fehlt es an Nachwuchs. Nur vier der 40 -50-Jährigen gehören der integrativen Richtung an, die 30- bis 40-Jährigen sind gar nicht vertreten. Fehlt den jüngeren das Interesse an einer Integrativen Ausbildung oder fühlen diese sich im DGSv nicht gut aufgehoben? Wegen zu niedriger Zahlen kann bei den 30- bis 40-Jährigen und den über 60-Jährigen keine Präferenzaussage getroffen werden.

5.3 Die Daten aus den Hauptfragen der Studie in der Diskussion

Frage 1: Worauf achten Sie beim ersten Eindruck in der Begegnung mit dem Supervisanden?

Es wurden die nonverbalen Signale im ersten Eindruck in der Begegnung mit dem Supervisanden am häufigsten genannt, die sozusagen ohne tieferes Hinspüren erkennbar sind wie die „Körperhaltung und das Repertoire“ (n = 20), die „Stimme“ (n = 18), „Gesamteindruck“ (n = 16) und die „Äußere Erscheinung“ (n = 13). Tendenziell kann man sagen, obwohl keine Rangfolge der Signale nach Nennung gebildet wurde, erschien die Körperhaltung wenn sie genannt wurde, oft auch als eine der ersten Nennungen. Vielleicht könnte man so sagen: die SupervisorInnen rastern erst einmal den Supervisanden ab. Wie wirkt er, stimmt das, was er über sein äußeres Erscheinungsbild zeigt mit dem Gesagten überein. Trotzdem lässt sich keine allgemeine Tendenz herausbilden, dass SupervisorInnen generell aus der groben Abrasterung zum Feinschliff kommen. Weil dies eben so unterschiedlich war, wurden die Nennungen allgemein gezählt und auf die Suche nach den Querverbindungen verzichtet. Signale, die ein genaueres Hinschauen und ein Innehalten erfordern, rangieren im Mittelfeld, wie der „Blick“ (n = 12), „Körperkontakt“ (n = 10) und auf jeweils gleichen Rängen die „Sachinformation“, der „Inhalt“, der „Gesichtsausdruck“ und die „Gesten“ und „Körperbewegungen“ mit jeweils der gleichen Anzahl Nennungen (n = 9) aber auch die Mitteilungen über die „Persönlichkeit“ (n = 7), die „interpersonale Einstellung“ (n = 6) die „Atmosphäre“ (n = 5) und die „Beziehungsgestaltung“ (n = 5). Die „Gefühle“ (n = 2) und das „räumliche Verhalten“ (n = 1) wurden am wenigsten benannt, was hier nicht ganz schlüssig erscheint. Gerade die räumliche Platzierung bietet doch bereits erste Informationen über Strukturen und Hierarchien in einem Unternehmen oder in der Darstellung der eigenen Position und des eigenen Status. Vielleicht ist es aber auch so, dass diese erst nach dem Erstkontakt reflektiert und analysiert werden. Dass die Kategorie „Andere“ mit 23 Nennungen an erster Stelle steht, weist auf eine gewisse Unschärfe in den Antworten hin. Die zu Hilfenahme der Variable „Andere“ diente dazu die Informationen zu sammeln die keine unmittelbaren nonverbalen Signale sind, jeweils nur einmal genannt wurden und in ihren Aussagen zu unspezifisch waren. Hierunter fielen beispielsweise Übertragung/Gegenübertragung, Kongruenz/Diskrepanz, „erster Satz“, Anschlussfähigkeit, Aussprache, wie die Problematik beschrieben wurde. Dies lässt den Schluss zu, dass die SupervisorInnen innerhalb der Studie nicht genügend Differenzierungsarbeit geleistet haben.

Frage 2: Auf welche nonverbalen Signale bei ihrem Supervisanden achten Sie?

Im Verlauf des supervisorischen Prozesses verändert sich das Aufmerksamkeitsbild. Die Spitze bilden Körperhaltung und Körperrepertoire (n = 33), „Gesten und Körperbewegungen“, (n = 29), „Blick“ (n = 22) und der „Gesichtsausdruck“ (n = 22). Es folgen dann die „Stimme“ (n = 15) und als neu entstandene Kategorie die „Physiologie“ (n = 12). Immerhin 6 SupervisorInnen orientieren sich auch am „Gesamteindruck“ und dem „Körperkontakt“. Schlusslichter bilden die Atmosphäre (n = 3), das „Äußere Erscheinungsbild“ (n = 3), das „räumliche Verhalten“ (n = 3), die „interpersonalen Einstellungen“ (n = 2), die „Mitteilungen über die Persönlichkeit“ (n = 1), die „nonverbale Kommunikation beim Reden“ (n = 1) und die „Körperhaltung beim Sprechen“ (n = 1).

Die Fragen 1 und 2 sollen weiteren Aufschluss darüber geben, ob Ersteindruckssignale und die Signale in der weiteren supervisorischen Arbeit sich decken. Auch soll ersichtlich werden, ob und welche Signale durch Frage 1 im Ersteindruck erwähnt werden. Es schließt sich deshalb ein Vergleich der ersten mit der zweiten Frage an:

Während sich bei der Betrachtung des Ersteindruckes ein relativ buntes Bild zeigt, kristallisieren sich bei der Betrachtung der nonverbalen Signale im Verlauf der Supervision deutliche Trends heraus. Sowohl beim Ersteindruck als auch im Verlauf stehen die Körperhaltung und das Repertoire an erster Stelle. Gesamteindruck und äußere Erscheinung sind zwar beim Ersteindruck wichtig, verlieren später aber an Gewicht. Der Blick gewinnt zunehmend an Bedeutung.

Gesten und Gesichtsausdruck kommen im supervisorischen Verlauf in den Vordergrund. Die Stimme behält ihre Nennungen und somit wird ihre Bedeutung nur von anderen im Rang verschoben. (Sie benötigt unter Umständen eine genauere Fokussierung.) Sachinformation, Thema, Beziehungsgestaltung verschwinden ganz im Verlauf. Dafür tauchen im Verlauf mit größerer Bedeutung die Physiologie und mit nur einer Nennung die Mitteilungen über die Persönlichkeit und die nonverbale Kommunikation beim Sprechen auf. Die Atmosphäre, Gefühle, interpersonale Einstellungen, Körperkontakt und räumliches Verhalten scheinen sowohl beim Ersteindruck als auch später im Verlauf wenig Bedeutung zu haben. Die Atmosphäre als eine diskrete Anmutung läuft vermutlich mit, braucht aber auch eine besondere Fokussierung des Bewusstseins, im Gegensatz zu den Gesten, welche die Aufmerksamkeit unmittelbar auf sich ziehen. Die „Anderen“ nonverbalen Signale sind im Verlauf der Supervision leicht reduziert. Vielleicht kann das ein oder andere aber auch eine Einordnung erfahren. Tendenziell kann man sagen: Im Erstkontakt wird die „Beziehung“ als

solches gelegt, es wird eine Arbeitsbasis hergestellt. Gesamteindruck, Atmosphäre, Körperkontakt, das Äußere der SupervisandInnen und die Beziehung als solche bilden die „Basisqualität“. Sie werden abgetastet, gescannt und fundamntiert. Sind diese „Arbeitsvorbereitungen“ gelaufen, kann im Verlauf der Supervision die Fokussierung auf den Gesichtsausdruck, den Blick, die Gesten und Körperbewegungen und das Körperrepertoire gelenkt werden. An der Basis selbst wird nur noch wenig geändert, sie verliert an Bedeutung.

Auf jeden Fall freut uns das Ergebnis, dass die nonverbalen Signale die Ekman et al. (2004) als wichtig empfinden, auch führend in den Nennungen sind in Form von Mimik, Gestik und Körperbewegung, Blick und Körperhaltung.

Zu wenig Beachtung findet noch die Stimme. Sie kann zwar 15 Nennungen im Bezug auf die supervisorische Arbeit verbuchen, doch sind dies eben nur 30,6 % der SupervisorInnen die angeben, auf sie achten. Damit verliert sie gegenüber dem Erstkontakt 3 Nennungen. Die Stimme als weiteres emotionales Signal, so Ekman, steht dem Gesichtsausdruck an Wichtigkeit nicht nach, hat aber ein paar interessante Extras aufzuweisen“ sie ist u. a. „ ein Vermittlungssystem, das in der Regel nach Belieben abgeschaltet werden kann“ (2002, S. 84). Ekman (eba.) unterstützt Tomkins in seiner Meinung, dass, sobald ein Gefühl sich regt auch der Impuls besteht, einen Laut von sich zu geben. Dieser unterscheidet sich je nach Gefühl und beide gehen davon aus, dass sobald jemand zu reden begonnen hat, es schwer wird, verräterische Anzeichen aus der Stimme herauszuhalten. Ekman (2004, S. 84ff) bezieht sich auf sieben Basisemotionen (Trauer, Ekel, Freude, Angst, Überraschung, Zorn, Verachtung). Jede kann sowohl in ihrer Intensität, als auch in ihrer Art, höchst unterschiedlich sein. Die Intensitätsschwankungen sind deutlich im Gesicht lesbar. Wissenschaftlich werden Zorn, Angst, Ekel, Trauer und Verachtung als negative Emotionen gesehen. Überraschung gilt sowohl als positiv als auch negativ. Der Begriff Freude ist nicht fest genug umrissen und gilt somit als problematisch. Das primäre Signalsystem für positive Emotionen ist nicht das Gesicht, sondern die Stimme. Dieses Ergebnis lässt die Frage zu: Ist die Supervision problemorientiert, so dass Freude in der Stimme nicht registriert werden muss? Von Interesse sind deshalb die signifikanten Ergebnisse, dass SupervisorInnen die beim Ersteindruck auf die Sachinformation achten, auch häufiger als erwartet im supervisorischen Verlauf auf die Stimme achten, (77,8 %) als jene, die nicht auf die Sachinformation achten (20,0 %). Dies gilt ebenso, wenn die Beachtung auf dem Inhalt und der Stimme liegt ($p = ,002$). Eine Begründung könnte sein: Es ist die Stimme, die Informationen übermittelt und die Intonierung durch die Stimme akzentuiert die Wichtigkeit der Informationen, die zu Prioritätensuche der Probleme und deren Lösungen herangezogen wird. Die Stimme erregt auch dann Aufmerksamkeit, wenn wir die Person

ignorieren. Um einen Gesichtsausdruck zu erfassen, müssen wir uns demjenigen zuwenden. Banse und Scherer (1996) zeigen durch ihre Arbeiten, dass die stimmlichen Emotionssignale ebenso universal sind wie die mimischen. Das Gesicht selbst übermittelt auch häufiger falsche Botschaften als die Stimme, auch wenn es wie sie, nie ganz neutralisiert werden kann. SupervisorInnen, die beim Ersteindruck mehr auf den Gesichtsausdruck achten erwähnen signifikant häufiger als diejenigen, die den Gesichtsausdruck nicht benennen (35,0 %), dass sie ihn auch mehr im Verlauf registrieren (88,9 %). Fachkollegen des Intervisionsteam sind der festen Überzeugung dass das Gesicht über eine hohe Prägnanz verfügt. SupervisorInnen machen dies ebenso deutlich, denn wenn sie dem Gesicht beim Ersteindruck Beachtung schenken, so tun sie dies auch später im Verlauf ($p = ,007$). SupervisorInnen, die beim Ersteindruck auf den Gesichtsausdruck achten, achten signifikant häufiger im Verlauf auch auf die Gesten und Körperbewegungen (100,0 %) als diejenigen, die den Gesichtsausdruck nicht im Blick haben (50,0 %) ($p = ,007$). Dies verdeutlicht: SupervisorInnen gleichen Mimik und Bewegungen der Hände und des Körpers miteinander ab. Der Mensch hat die Fähigkeit, Gesten und Körperbewegungen besser zu unterdrücken. Eine Abgleichung erlaubt eine übergreifende Beurteilung bezüglich der Situation, ihrer Stimmigkeit oder ihrer Dissonanz.

Auch die körperliche Bewegung erfährt emotionale Impulse. Ekman hält diese für nicht minder universal als den Gesichts- und Stimmausdruck, doch betont er, die körperlichen Bewegungen dem Menschen jedoch „nicht so vertraut wie die mimischen und stimmlichen“ sind (Ekman, 2004, S. 87). Und hier haben die SupervisorInnen mit am häufigsten gepunktet und mit Signifikanz geantwortet. Wer von den SupervisorInnen angibt, die Gesten und die Körperbewegungen im Erstkontakt zu registrieren, hat signifikant auch häufiger die Körperhaltung im Verlauf im Blick (100,0 %), verglichen mit denen, die nicht auf Gesten und Körperbewegungen achten (60,0 %) ($p = ,022$). Man könnte auch sagen, alle diejenigen, die auf Gesten und Körperbewegungen achten, alle diejenigen, die mehr körperorientiert sind, haben auch die Körperhaltung und das Körperrepertoire im Prozess im Blick. Gestik und Körperhaltung spricht für die Authentizität und Kongruenz der Forschung, weil sich entweder beides überschneidet und dies nicht unmittelbar voneinander zu differenzieren ist, oder aber als eine mangelnde Ausdifferenzierung gesehen werden kann. Gestik und Körperhaltung scheint ein „Gesamtpaket zu sein. Aus den Körperbewegungen ergeben sich Handlungsimpulse. Sie gelten nicht „als Signale im technischen Sinne ..., denn sie haben sich nicht im Laufe der Evolution eigens zu dem Zweck entwickelt, eine bestimmte Information eindeutig zu übermitteln (Ekman, 2004, S. 87). Mit den Handlungsimpulsen setzt auch gleichzeitig eine Regulation ein und diese ist, so Ekman, beeinflussbar. Von Bedeutung ist, wie rasch jemand den erkannten Gefühlzustand einordnen oder benennen kann, ob sein

Handeln auf diese Erkenntnis hin unverzüglich gebremst wird, oder sich daraus ein Übermaß an impulsiven Aktionen ergibt (2004, S. 91). Supervision hat u. E. den Auftrag sich dieser Handlungsimpulse gewahr zu werden und sie in den unmittelbaren Supervisionsprozess mit einzubeziehen. Aber SupervisorInnen, die angeben im Ersteindruck auf interpersonale Einstellungen zu achten, schauen weniger häufig, als aufgrund einer Häufigkeitsverteilung erwartet, im Verlauf auf Gesten und Körperbewegungen (83,3 %), als diejenigen, die nicht auf interpersonale Einstellungen achten (34,9 %) ($p = ,035$). Dies könnte bedeuten, wenn SupervisorInnen sich auf „sicherem Boden“ fühlen, verbunden mit dem Gefühl, die SupervisandInnen tun mir nichts, achten sie eben weniger auf die Gesten und Körperbewegungen. Die Basis wurde gelegt und scheint konsolidiert.

Auch in unserem Inneren, auf physiologischer Ebene spielen sich eine Reihe von Dingen ab, die sichtbare oder hörbare Erkenntnisse liefern, was in den SupervisandInnen vermehrt vorgeht. Dies scheint im Verlauf der Supervision von Interesse zu sein. Die SupervisorInnen haben die Physiologie im mittleren Rang mit immerhin 12 Nennungen gepunktet. Die physiologische Ebene vermittelt Anzeichen, wie Schwitzen, beschleunigte Atmung wenn auch mit bloßem Ohr und Auge nicht hör- bzw. sichtbar die Erhöhung der Herzaktivität und der Hauttemperatur (Ekman, 2004, S. 84ff). Ekmans Beobachtungen nach geht jede der von ihm untersuchten Emotionen mit einem jeweils eigenen charakteristischen Aktivitätsmuster des autonomen Nervensystems einher. Zorn erhöht den Blutzufuhrstrom in die Hände, macht sie bereit beispielsweise zuzuschlagen. Die Transpiration nimmt zu. Die Atmung wird beschleunigt. Angst verringert den Blutzufuhrstrom der Hände, die Beinmuskeln machen sich bereit zur Flucht. Die Transpiration nimmt zu. Die Atmung wird beschleunigt (Levenson, Ekman et.al., 1992). Sie sind wichtige Barometer, welche die Befindlichkeit des Supervisanden widerspiegeln, Stimmungsanzeichen für einen guten oder ungenuten Supervisionsverlauf und für Verdichtungsprozesse innerhalb der Supervision. Im Erstkontakt wurde die Physiologie überhaupt nicht als beachtenswert wiedergegeben. Umso interessanter ist folgendes Ergebnis: Diejenigen, die beim Ersteindruck auf den Blick achten, geben an in keinem Fall auf die Physiologie zu achten (29,7 % vs. 0,0 %) Das Signifikanzniveau liegt bei $p = ,045$. Der Blick hat mehr seelische Qualitäten, ist aber auch konzentrierter, die Physiologie ist indirekter erfordert aber auch in dem Moment mehr Breitbandwahrnehmung. Der Mensch kann sich nur dann auf die Gesamtwahrnehmung einlassen, wenn er sich sicher fühlt. Im Sinne einer gleichschwebenden Awareness nehmen die SupervisorInnen den andern gesamt wahr, bemerken also auch die Physiologie und müssen nicht aus Unsicherheit heraus den Blick des andern fokussieren.

Doch wie sind folgende Signifikanzen zu werten? Diejenigen, die beim Ersteindruck anführen auf Sachinformation zu achten (33,3 %), führen signifikant häufiger auch den

Gesamteindruck an, im Vergleich zu denjenigen (7,5 %) welche die Sachinformation nicht extra anführen ($p = ,067$). Beides entspricht mehr der Metaebene, einer distanzierteren Betrachtungsweise. Gleichen diese die Sachinfo am Gesamteindruck auf Glaubwürdigkeit ab? Auch wer auf interpersonale Einstellungen achtet, gibt an weniger das äußere Erscheinungsbild zu bemerken (66,7 %), als jene, die nicht interpersonale Einstellung berücksichtigen (97,7 %) ($p = ,036$), was wiederum für diese Gruppe die Wichtigkeit einer Beziehungsbasislegung unterstreicht.

Die genannten Signale bilden die Signale ab, die zum derzeitigen Moment im Focus der befragten SupervisorInnen waren. Sicherlich müsste man jetzt hier eine Studie anschließen, die untersucht, ob diese Signale auch zeitübergreifend genannt werden. Diese Studie prüft nur das ab, was von den Befragten schriftlich wiedergegeben wurde, das heißt, was zur Zeit der Befragung an der Bewusstseinsoberfläche der Probanden war. Wie hätte es wohl ausgesehen, wenn feste Kategorien bestanden hätten? Eine Frage bleibt weiterhin, wie viel Zeit sich die Befragten zum Beantworten genommen haben.

Die Frage bleibt: Alle nonverbalen Signale sind wichtig, worauf kann man noch mehr seinen Fokus legen? Die Fokuslegung scheint uns ein persönlichkeitsseminenter Faktor zu sein.

Frage 3: Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?

Bezüglich der Fragestellung, ob SupervisorInnen nonverbale Signale in die Supervision einbeziehen wurde nicht angenommen, dass die Kategorien „selten“ und „nie“ genannt werden, auch zur Kategorie „eher weniger“ wurde mit weniger Resonanz ($n = 6$) gerechnet, weil von der Annahme ausgegangen wurde, dass die meisten nonverbale Signale wahrnehmen und mit ihnen arbeiten oder zumindest nicht bekennen, diese nicht einzubeziehen. Deshalb entspricht das Ergebnis, dass die SupervisorInnen angeben, sehr häufig (18) und oft ($n = 26$) die Signale in die Supervision einzubeziehen, der Erwartung. Irgendwie, werden die Signale einbezogen und mehr an Ergebnis lässt diese Fragestellung nicht zu. Sie war vielmehr als „Entrée“gedacht.

Die Frage, wie SupervisorInnen mit den nonverbalen Signalen arbeiten, brachte folgende Ergebnisse, die hier nun zur Diskussion stehen: Die ersten sechs Variablen (Benennen, Hypothesenbildung, Hypothesenüberprüfung, Diagnostik, Supervisorisch, Andere) entstanden als „Statements“. Sie wurden als klare Auffassungen vertreten. Die Variable „Supervision“ wurde dazu genommen, weil hier deutlich wurde, dass sich die

SupervisorInnen in einen Prozess begeben haben. Aus dieser Bedeutsamkeit heraus wurde er näher spezifiziert mit dem Ergebnis, dass er in die Supervisionsvariablen der Integrativen Therapie eingliedert werden konnte.

Es zeigt sich ein Ergebnis, das sehr positiv überrascht. Die SupervisorInnen „benennen“ mit 80,9 % das, was sie am Supervisanden sehen, d. h. sie koppeln rück und überprüfen somit auch ihre Wahrnehmung. Die Variable „Benennen“ wurde immer dann angeführt, wenn die Probanden auch ganz klar „Benennen“ geschrieben haben. Deshalb wurde ein eigenes Item gebildet und es nicht als solches der „Förderung der emotionalen Bewusstheit“ zugeordnet, obwohl die Benennung für das Gegenüber die Möglichkeit der Reflektion beinhaltet und somit sicherlich zur Förderung der emotionalen Bewusstheit beitragen kann. Die Aufgabenvariable „Förderung der emotionalen Bewusstheit“ fällt mit 22 Nennungen relativ hoch aus. Signale werden nicht einfach nur gedeutet, sondern werden dem Supervisionsprozess und somit dem Supervisanden zugänglich gemacht. Andererseits wird deutlich, dass aus Antworten von 25 SupervisorInnen eben nicht die Förderung der emotionalen Bewusstheit herausgelesen werden kann. Selbst diejenigen, die nonverbale Signale ansprechen, stellen diese nicht unbedingt den SupervisandInnen zur Verfügung. Sie werden angesprochen, aber es wird nicht mit ihnen „gearbeitet“, d. h. sie werden nicht genutzt, wertvolles Potential und daraus resultierende Handlungsimpulse werden verschenkt.

Keinesfalls sind diejenigen ($n = 6$), die die Hypothesen überprüfen auch jene, welche sie bilden ($n = 10$) und umgekehrt, sondern es wurde die Überprüfung genannt und das setzt die oft nicht benannte Hypothesenbildung voraus. Die Bildung war bei denen, die sie Überprüfung benannten, nicht im Focus der Aufmerksamkeit, sondern wird vielleicht als selbstverständlich vorausgesetzt. Keinesfalls darf aber davon ausgegangen werden, dass diejenigen, welche die Hypothesenbildung benannten, diese auch überprüften. Die Überprüfung als anschließender Prozess wurde nicht immer explizit genannt. Zwischen der Bildung der Hypothese und ihrer Überprüfung gibt es also keine Korrelation.

Erstaunlich ist, dass der Anteil an den verschiedenen Methoden, Techniken und insbesondere der Medien, sprich kreativen Medien, so gering ist. Obwohl 19 Integrative Therapeuten geantwortet haben, die mit den kreativen Medien vertrauter sein dürften, sind es gesamt nur wenige SupervisorInnen ($n = 4$), die explizit angeben, sie zu nutzen. Das lässt die Frage zu, ob die Settings so kosteneffizient gestaltet werden müssen, dass der Gang in die kreativen Medien zu viel Zeit beanspruchen würde. Bieten doch gerade die kreativen Medien große Möglichkeiten die Qualität des Supervisionsgeschehens zu verändern und zu

verbessern, weil sie der Bewusstwerdung, sowie der Fokussierung dienen und damit zu einer effektiveren Supervision beitragen können. Es erübrigt sich der Schluss die kreativen Medien seien ein so fest installiertes, so selbstverständliches Handwerdzeug, dass sie nicht benannt werden.

Auffällig ist auch, dass nur vier SupervisorInnen die Reflexion der eigenen Psychodynamik benennen und keiner die Metareflexion angibt. Dies deutet weiter darauf hin, dass die nonverbalen Signale zwar benannt werden aber die SupervisorInnen sich darüber hinaus nicht mehr als Resonanzkörper zur Verfügung stellen, d. h. die nonverbalen Signale fließen nicht weiter in den Supervisionsprozess ein.

Den Funktionsvariablen der Supervision kommt geringe Bedeutung zu. Nur drei nutzen die Signale konfrontativ und beobachtend, sie arbeiten mit ihnen begleitend und bewertend, einer benennt das Unterweisen und Anweisen. Drei FachkollegInnen nutzen sie zur Entschleunigung eines Prozesses, zum reframen und als Copingstrategie und somit zur Unterstützung und empathischen Begleitung. Warum?

Des Weiteren wurde geprüft ob es Unterschiede im Einbezug der Signale in den verschiedenen Fachrichtungen bzw. Ausbildungsrichtungen gibt. Von den 23 SupervisorInnen, die systemisch arbeiten und den Einbezug der Signale angegeben haben benennen signifikant weniger (4,3 %) mit den nonverbalen Signalen diagnostisch zu arbeiten als SupervisorInnen anderer Richtungen mit (30,4 %) ($p = ,047$). Sie reagieren vermutlich weniger auf die Psychodynamik des Individuums, als mehr auf das System insgesamt. Hingewiesen wird in diesem Zusammenhang auf die Unschärfe des Begriffes "systemisch". Oft werden im Systemischen keine Unterscheidungen der Ansätze vorgenommen. Dazu kommt, dass viele Ansätze hier zusammenfallen, wie der wachstums- und entwicklungsorientierte Ansatz (Satir), das Mailänder Modell (Selvine Palazzoli et. al.), sowie die der Heidelberger Gruppe (Stierlin, Rücker-Emden et. al.), um nur einige zu nennen (Märtens, 2002, S. 217). Ansonsten zeigte sich keine weitere Signifikanz, d. h. die Fachrichtungen aus der die SupervisorInnen kommen sind nicht besonders spezialisiert bei der Verwendung der Signale. Keine scheint besser oder schlechter zu sein. Die SupervisandIn kann sich getrost an jede Fachrichtung wenden, er/sie wird überall gleich gut /schlecht bedient. Die Performanz des Einbezugs ist also mehr in der Persönlichkeit der SupervisorIn zu suchen als in der Orientierung durch eine Schule.

Betrachtet man, wie lange jemand als SupervisorIn arbeitet und wie er/sie dann mit den Signalen arbeitet, so sieht man kein signifikantes Ergebnis aber einen Trend: Diejenigen, die

weniger lange berufstätig sind sprechen die nonverbalen Signale häufiger an und benennen sie. Es sind dies die unter 5 Jahren, und 5 bis 10 Jahre mit jeweils 28,9 % und 31,6 % gegenüber denen mit 10 bis 15 Jahren mit 21,1 %, 15 bis 20 Jahren mit 13,2 % und die über 20 Jahre Tätigen mit 5,3 %. Es muss hierbei beachtet werden, dass die SupervisorInnenzahl in dieser Studie proportional zum Alter abnimmt und nur 3 SupervisorInnen über 20 Jahre Berufserfahrung verfügen. Gehen die jungen SupervisorInnen also professioneller mit den bei ihnen ausgelösten Unsicherheiten um und hinterfragen sie diese und/oder werden sie innerhalb ihrer Ausbildung eher gelehrt diese zu überprüfen? Die Älteren scheinen, aus welchen Gründen auch immer, weniger aufmerksam zu sein. Dieses Ergebnis sollte zu denken geben.

Frage 4: Kennen Sie nonverbale Signale Ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen?

Auf diese Frage antworten 92,2 % (n = 47). Von 51 Befragten sagen 40, sie kennen Dissonanzsignale. Sieben antworteten klar mit nein was zu einer Spekulation veranlasst: Entweder sind Dissonanzen als Irritationen so selbstverständlich in den beruflichen Alltag integriert, dass diesen von den 7 keine Bedeutung zugemessen wird oder sie wollen sich nicht irritiert zeigen. Die Frage nach der Dissonanz löst ja bereits selbst eine Dissonanz aus!

Mit 23 Nennungen liegt der Widerspruch auf die Frage, ob SupervisorInnen nonverbale Signale Ihrer Supervisanden kennen, die Irritationen bzw. Dissonanzen bei Ihnen auslösen, deutlich vorne. Gemeint sind sowohl die klaren Benennungen des Wortes „Widerspruch“, als auch Doppelbotschaften und inadäquate Botschaften, die den SupervisorInnen auffallen. 12 führen als Auslöser für Irritationen „dissonante Körperbewegungen“ an. Der Text, den die SupervisorInnen innerhalb einer offenen Frage verfassten, lässt erkennen, dass die SupervisorInnen darunter auffällige Bewegungen verstehen, die von der Verbalität abweichen. Die beiden Kategorien „Widerspruch“ und „dissonante Körperbewegungen“ sind als „direkte“ Items aufzufassen, das heißt, es tut sich etwas am bzw. mit der SupervisandIn. Zusätzlich wurde geprüft ob diejenigen, die Körperhaltung/Repertoire und Gesten und Körperbewegungen angeben, auch besonders auf die dissonanten Körperbewegungen achten und diese angeben. Im Ergebnis zeigt sich, dass dies für beide Körpersignalbereiche nicht der Fall ist. Ekman führt die „micro expression“ als Dissonanzmöglichkeit ein. Er versteht darunter extrem rasche Gesichtsbewegungen, die weniger als eine fünftel Sekunde dauern. Sie sind seiner Meinung nach ein wichtiges Indiz für ein Gefühl, das der andere zu verbergen sucht. Der Gesichtsausdruck ist dann leicht asymmetrisch. Auftreten und Verschwinden sind abrupt. (Ekman, 2004, S. 20). Obwohl SupervisorInnen mehr auf die

Gesten, Körperbewegungen und auf die Körperhaltungen achten, ist die Mimik in der Beantwortung der ersten beiden Fragen im Aufmerksamkeitsfeld. Die SupervisorInnen haben die Bedeutsamkeit der Mimik jedoch nicht als dissonantes Signal angeführt.

Dann gibt es auch noch so genannte indirekte Auslöser die SupervisorInnen aufmerksam werden lassen, wie den Kontaktrückzug des Supervisanden, wenn dieser zum Beispiel schweigsam wird in der unmittelbaren Situation (n = 11). 7 SupervisorInnen vermerkten als indirekte Auslöser besondere Auffälligkeiten wenn jemand „extrem“ still wurde oder eine prägnante Körperhaltung, ohne direkte Bewegungsmodalitäten zeigte.

Es scheint so, dass Dissonanzen nur schwer aushaltbar sind und den Aufforderungscharakter haben sie zu benennen, denn bei 8 SupervisorInnen führen Dissonanzen bereits unmittelbar zu Deutungen. Sie benennen sie konkret als Angst, Widerstand, devotes Verhalten, Versorgungshaltung, sexualisierte Körpersignale, inadäquate Signale oder Ablenkung.

Im Dissonanzbereich rückt dann die Stimme nochmals gering in den Vordergrund, denn 5 SupervisorInnen geben an, auf Emotionalität wie sie in der Stimme erkennbar wird oder auch auf eine starke Berührtheit zu achten.

Frage 4: Wie arbeiten Sie mit dissonanten Signalen?

89,7 % derer, die auf die Frage antworteten, benennen die Irritation, die sie wahrnehmen, nur 8 nutzen die Signale zur Hypothesenbildung, die Hypothesenüberprüfung wird erst gar nicht mehr genannt und nur 2 SupervisorInnen ziehen die Signale zur Diagnostik heran. Wie sind jedoch die 12 SupervisorInnen zu werten, die erst gar nicht antworten? Es ist eine gewisse Ohnmacht erkennbar, adäquat mit Dissonanzsignalen umzugehen.

Zur Bewertung konnten auch hier die Supervisionsvariablen der IT herangezogen werden. Sie gliedern sich wie folgt auf: Die **Funktionsvariablen** der Supervision nutzen 12 SupervisorInnen. 7 arbeiten „begleitend und bewertend“, sie konfrontieren, beobachten den Prozess und akzeptieren die Dissonanzen als Gegebenheiten. Eine(r) benennt dann zu „Unterweisen und Anweisung“ und unternimmt mit den Supervisanden in solchen Situationen einen Lösungsversuch. Zwei nutzen sie zur „Unterstützung und empathischen Begleitung“ indem sie in Beziehung gehen, Distanz zu den Problemen herstellen oder Situationen reframen. Zwei betonen aufgrund der Dissonanzsignale in Metareflexion zu gehen, eigene

Supervision zu nehmen und die Metaebene auszuloten. Dissonanzen irritieren sowohl die SupervisandInnen als auch die SupervisorInnen, warum Metareflectieren nicht mehr?

An diese Stelle wird aus Gründen der Wichtigkeit der Metareflexion ein Exkurs zu dieser gesetzt: Der Mensch verfügt deshalb über *automatische* Bewertungsmechanismen (autoappraisers), die die Umwelt unablässig durchmustern und sofort erkennen, wenn etwas geschieht, das für das Wohlergehen von Bedeutung ist (Ekman, 2004, S. 29). Reflexion und Metareflexion können zur Bewusstwerdung dieser Bewertungsmechanismen beitragen. Nur einmal wurde die theoretische Explikation genannt. In Bezug auf die theoretische Explikation kann über die Metareflexion die Wahrnehmung geschult werden. Supervision kann darauf vertrauen, dass es Universalien (emotionale Auslöser) gibt, die quer durch die Kulturen gleiche Emotionen hervorrufen (Ekman, 2004, S. 31). Die persönlichen Geschehnisse, die den Menschen in seinem Leben begegnen und ihn prägen werden den universalen auslösenden Ereignissen hinzugefügt und erweitern so das Spektrum, auf das die *automatischen* Bewertungsmechanismen ansprechen. Diese erlernten Ereignisse erinnern mehr oder weniger stark an die gespeicherten Urereignisse. Sie entwickeln Weiterführungen, individuelle Ausgestaltungen der universalen auslösenden Ereignisse. Sie sind nicht für alle Menschen gleich, sondern hängen davon ab, was jeder einzelne selbst erlebte (Ekman, 2004, S.33). Wie eine „Alarmdatenbank“ (emotion alert data base) durchmustern Bewertungsmechanismen die Umgebung des Menschen nach allem was an gespeicherter Information jemals auf dieser Datenbank abgelegt wurde. Diese base ist keineswegs geschlossen, ständig werden dieser neue Informationen zugeführt. Das was uns an nonverbalen Signalen begegnet ist nicht nur sozial erlernt. Ekman stellte im Laufe seiner Tätigkeit fest, dass Gesichtsausdrücke bei von Geburt an blinden Kindern denen von sehenden Kindern ähneln (Ekman, 2004, S. 36). Er wählt den Begriff „*Thema*“ wenn es um universale emotionale Themen geht und „*Variationen*“ wenn es sich um Themen handelt, die sich im Erfahrungshorizont jedes Einzelnen bilden. Je weiter sich eine *Variation* vom *Thema* entfernt hat, desto notwendiger wird eine *reflektierte Bewertung (reflective appraising)*. Ekman gelangt weiter zu der Auffassung, dass eben *Themen*, damit bezieht er sich auf den Begriff von Lazarus (core relational themes) angelegt sind und nicht erworben. Nur die *Variationen*, die Ausformungen und Durchführungen des Themas werden erlernt. SupervisorInnen, die nonverbale Kommunikation einbeziehen und sich deren Bedeutung bewusst sind, müssten genau diese Ausformungen und Durchführungen des „Themas“ abprüfen. Deutlich zeigt das Ergebnis, dass die SupervisorInnen dies nicht tun. Und dies hat eben auch Auswirkungen auf die Aufgabenvariable und somit die Förderung der emotionalen Bewusstheit.

Die **Aufgabenvariable** wird durch 18 Nennungen abgedeckt. Nur noch 14 SupervisorInnen führen die „Förderung der emotionalen Bewusstheit“ durch Spiegeln, Verdeutlichen, Verstärken an und benennen dazu den Hintergrund zu beleuchten. 2 überprüfen die „Berater/Klient/Beziehung“, die Gegenübertragung und Übertragung und nur 4 reflektieren die „eigene Psychodynamik“.

Die **Methodenvariable** als technischer Faktor kristallisiert sich nur bei drei SupervisorInnen heraus, die angeben, dass sie aufgrund der Signale verschiedene „Methoden, Techniken und Medien“ einsetzen. Dies ist ein sehr betrübliches Ergebnis, könnte doch dieser Teil viel zur Förderung der emotionalen Bewusstheit und somit zur Verdeutlichung des ablaufenden Geschehens für SupervisandInnen und SupervisorInnen beitragen. Bei Auftreten der dissonanten Signale scheint der intermediale Quergang den SupervisorInnen noch weniger indiziert. (Im Vergleich zur Frage 3 fallen die Antworten in Frage 4 noch um eine Nennung zurück)

In mehreren Ebenen wurde untersucht, ob sich Signifikanzen finden im Umgang wie SupervisorInnen mit Dissonanzsignalen arbeiten. Hier ließen sich keine Signifikanzen finden. Das Ergebnis scheint ein Persönlichkeitseminenter Faktor zu sein. Ebenso konnte keine Signifikanz gefunden werden in der Abgleichung zwischen der Art der Orientierung die SupervisorInnen haben, d.h. in welcher Schule sie ausgebildet wurden, auf welche dissonanten Signale diese achten und welchen Umgang sie mit dissonanten Signalen pflegen.

Die Anzahl der Berufsjahre verglichen damit wie SupervisorInnen mit dissonanten Signalen umgehen, ergibt allerdings einen Unterschied zwischen den Berufsjahren und ob diese überhaupt dissonante Signale kennen: Diejenigen, die eher weniger Berufsjahre (unter 5/50 % und 5 bis 10/50 %) haben, verwenden die dissonanten Signale signifikant häufiger zur Hypothesenbildung. Der Pearson Chi-Square bei 9,750 ist signifikant auf dem Niveau p045. Klarer formuliert: Keiner derjenigen, die über 10 bis 15 Jahre Berufserfahrung verfügen und darüber, machen explizit Angaben zur Hypothesenbildung die dissonanten Körpersignale heranzuziehen. Dies könnte auf eine veränderte Ausbildungsqualität dergestalt hinweisen, dass innerhalb des Verfahrens eher gelehrt wird, aufgrund einer inneren Resonanz die nonverbalen Signale in eine Hypothesenbildung einfließen zu lassen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass SupervisorInnen, die ihren Beruf noch nicht so lange ausüben, noch sensibler sind für Dissonanzen und eigenen Irritationen eher aufmerksamer, noch nicht so professionalisiert gegenüber stehen. Die Hypothesenbildung hat jedoch nichts mit „Benennen“ zu tun. Interessant ist das Ergebnis, dass SupervisorInnen in jungen

Berufsjahren (unter 5 und 5-10 Jahren) nicht nur die nonverbalen Signale benennen sondern sie ziehen eben auch die dissonanten Signale zur Hypothesenbildung heran. Das „Benennen“ an sich konnte keine Signifikanz verzeichnen. Es scheint eher so zu sein, dass die jungen, welche die Irritationen bemerken sie „im Hinterkopf“ behalten. Die Hypothesenüberprüfung wird indes explizit nicht mehr benannt.

Die Frage 3 erhielt die Möglichkeit einer Mehrfachwahlantwort um eine feinere Differenzierung vornehmen zu können. Frage 4 wurde die Möglichkeit mit ja oder nein zu antworten vorangestellt. Anschließend erweitern sich Frage 3 und 4 um die Frage: „Wie arbeiten sie mit diesen Signalen?“ Die Erweiterung in Frage 3 dient der Erfassung wie nonverbale Kommunikation in die Supervision integriert ist. Frage 4 erhielt noch die weitere Spezifizierungsmöglichkeit „welche“. Mit dieser soll erfasst werden, ob die Signale die irritieren besondere Merkmale aufweisen und des Weiteren, ob SupervisorInnen Irritationen bewusst bemerken und wie sie dann mit diesen umgehen. An dieser Stelle werden Frage 3 und 4 noch einmal miteinander verglichen. Daraus entsteht die Frage:

Was hat sich bei den dissonanten Signalen im Vergleich zu nicht irritierenden nonverbalen Signalen verändert? Dieser Frage soll nun hier nachgegangen werden. Aufgrund dessen, dass weniger SupervisorInnen sich mit der dissonanten Frage beschäftigen kann festgestellt werden: Immer noch wird fast gleich oft „benannt“ (38 vs. 35). Auch die Hypothesenbildung findet in der Relation noch genauso häufig statt. Verschwunden ist bei den Dissonanzen jedoch die Hypothesenüberprüfung. Warum? Ebenso stark rückläufig ist die Heranziehung der Signale bei der Diagnostik. Eigentlich wäre zu erwarten gewesen, dass die Dissonanzen mehr zur Diagnostik beitragen, d. h. sie müsste größer werden oder zumindest gleich bleiben, stattdessen nimmt sie ab.

Bei den Supervisionsvariablen bildeten sich jedoch neue Kategorien heraus. Neu hinzugefügt werden konnte in der Entschlüsselung der Frage 4 die Funktionsvariable „Metafunktion, angeführt von 2 SupervisorInnen und die Aufgabenvariable „Berater/Klient Beziehung“. Zwei SupervisorInnen benennen hier die Wichtigkeit die Metaebene auszuloten und einen Supervisor heranzuziehen. Der Bereich der eigenen Psychodynamik, den jeweils 4 SupervisandInnen benennen, bleibt gleich. Dies sind Ergebnisse, die zeigen, dass bei 8 SupervisorInnen das „Eigene“ mehr in den Focus rückt.

Dissonanzen machen wach, sie führen, wenn auch nur bei zweien zur Metaebenenreflexion und Supervision. Dies bietet Möglichkeiten sowohl für den Supervisanden als auch den Supervisor selbst. Trotz geringer Fallzahlen lässt sich die Tendenz erkennen, dass SupervisorInnen bei Dissonanzen mehr die eigene Befindlichkeit untersuchen und sich

bewusster mit sich selbst in Verbindung setzen. Sie spüren die Irritation und reflektieren darauf.

Einen deutlichen Rückgang verzeichnet die Variable „Begleiten und Bewerten“, in der das Moment der professionellen Kontrolle zum Tragen kommt, und die Zahl von 7 Nennungen auf 3 fällt. Nehmen SupervisorInnen, ausgelöst durch Dissonanzen, bewusst vom Bewerten und Begleiten Abstand, weil die eigene Irritation so groß ist? Ebenfalls rückläufig ist „die Förderung zur theoretischen Explikation“, die bei den dissonanten Signalen völlig entfällt, wenn sie auch in der Beachtung der nonverbalen Signale nur einmal genannt wurde. Die Entwicklung scheint stimmig, denn wie kann Supervision ihrem Auftrag auch einen Lernprozess für die SupervisandIn bereitzustellen gerecht werden, wenn der Lernvorgang noch nicht benannt werden kann bzw. Unverständnis auslöst?

Der Bereich „Anweisen/Unterweisen“ bleibt gleich mit jeweils einer Nennung. Er scheint insgesamt wenig Bedeutung zu haben. Auch die Unterstützung und empathische Begleitung verzeichnen nur einen geringen Zuwachs von einer Nennung (von 3,9 %, n = 2 auf 5,9 %, n = 3). Den größeren Part nimmt die Aufgabenvariable „Förderung der emotionalen Bewusstheit ein“ ein. Bei der Frage, wie SupervisorInnen mit nonverbalen Signalen arbeiten, war sie mit 22 Nennungen vertreten und auch hier bringt sie es auf 14 Nennungen. D. h. auch bei eigenen Irritationen wagen diese SupervisorInnen die „Flucht nach vorne“. Sie benennen die Dissonanz und begeben sich mit dem Supervisanden/ der Supervisandin in einen aktiven Suchprozess, indem sie Spiegeln, Verdeutlichen, Verstärken und den Hintergrund beleuchten. Dies erscheint uns aber nur als ein mittelmäßiges Ergebnis. 14 SupervisandInnen geben ihre eigene Irritation in großem Maße zu, scheinen dazu zu stehen und gehen auch nicht leichtfertig darüber hinweg. Bezogen darauf, dass 51 Befragte geantwortet haben und davon 14 in den Bereich der Förderung der emotionalen Bewusstheit fallen, ist dieser Bereich eher dürftig ausgefallen. Es sind nur 27,5 % so mutig sich mit dem Klienten in eine Suchbewegung zu begeben. Warum? 35 SupervisorInnen benennen die Dissonanzen, die sie wahrnehmen, aber dann scheinen sie im offenen Raum stehen zu bleiben und werden als ungenutztes Potential vergeudet! Ist dies so, weil die Bedeutung der Dissonanzen noch nicht im Bewusstsein der SupervisorInnen ist oder ist es die Performanz, die eine Nachsorge benötigt? Wissen SupervisorInnen nicht, wie sie die Dissonanzen besser nutzen können und welches Potential in ihnen verborgen liegt? Es wurden eben keine geschlossenen Fragen formuliert in dieser Studie, um die Möglichkeit zu geben, dass das, was im Bewusstsein ist, an die Oberfläche und somit aufs Papier dringen kann. Es erscheint, dass was im „täglichen Gebrauch“ sozusagen präsent vorhanden ist auch

selbstverständlich genannt wird. Die Frage ist: Benennen es die SupervisorInnen nicht, oder ist es nicht da und wird nicht genutzt. Hier ist noch deutlicher Forschungsbedarf!

Die supervisorische Variable Methoden/Technik/Medien fällt beim Einbezug des Umgangs der dissonanten Signale noch um eine Nennung zurück. Wurden auf die Frage wie SupervisorInnen mit nonverbalen Signalen umgehen noch 4 Nennungen für diese Variable vergeben, so sind es hier noch 3 SupervisorInnen die Methoden/Techniken/Medien angeben. Der Blick fällt hier besonders auf das Feld „Medien“. Diese wurden jedoch sehr unspezifisch genannt, so dass die direkte Aufschlüsselung, ob es sich um kreative Medien wie Farbe auf Papier, Rollenspiel oder andere Medien handelt, entfallen muss. Insgesamt ist aber die Tendenz zu erkennen, dass dieses Feld noch nicht genügend ausgeschöpft ist!

Frage 5: Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Prozess-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?

Auch der fünften Frage wurde die Möglichkeit mit ja oder nein zu antworten vorangestellt. Die Frage dient der Erfassung ob der Konzentrationspunkt auf Nonverbales in allen Supervisionsformen gleich ist.

Es konnte keine Signifikanz zu dieser Frage gefunden werden. Die meisten FachkollegInnen konnten, auch wenn sie bei den allgemeinen Fragen keine Rangfolge angaben, sich hier sehr wohl in eine Rangfolge hineindenken. Trotzdem gab es auch SupervisorInnen, die diesen Schritt nicht vollzogen, was zu unterschiedlichen Gruppengrößen führte.

Im Gesamtergebnis zeigt sich, dass am meisten in der Einzelsupervision auf die nonverbalen Signale geachtet wird (n = 22). Die Kategorie „am meisten“ ist am wenigsten in der Teamsupervision (n = 2) vertreten. SupervisorInnen haben für den Bereich der Teamsupervision am häufigsten die Kategorie „manchmal“ angekreuzt (n = 11). In der Gruppensupervision liegt die häufigste Nennung bei „eher mehr“ (n = 10), die Kategorie „am meisten“ ist auch hier nur mit 4 Nennungen vertreten. Coaching und Beratung bilden keine eindeutigen Präferenzen ab.

Das Ergebnis zur Einzelsupervision überrascht keineswegs, es scheint schlüssig. Es begeben sich Einzelpersonen in Supervision. Sie tun dies, um ihre berufliche Rolle zu reflektieren, den Umgang mit KlientInnen bzw. KundInnen zu verbessern, eine berufliche Krise zu meistern, um Entscheidungen vorzubereiten, die Balance zwischen persönlicher und beruflicher Sphäre neu auszuloten, oder um sich in einer neu übernommenen Position

unterstützen zu lassen. Die Nutzung der nonverbalen Signale kann sowohl zur Kompetenz- als auch zur Performanzsteigerung beitragen. Einer einzelnen Person fließt bei dieser Supervisionsart die gesamte Aufmerksamkeit zu. Signale können deutlich wahrgenommen und fokussiert werden.

Die Gültigkeit dieser Annahme belegen die Ergebnisse für die Bereiche Team- und Gruppensupervision. „In der Teamsupervision geht es z. B. um das Verständnis der Arbeitsprobleme mit Klient/innen, um die Verbesserung unzureichender Kooperation, um die Auseinandersetzung mit Leitungsfragen oder um die Entwicklung neuer Strukturen und Konzepte. Für das Gelingen solcher Supervision ist es erforderlich, dass die Leitung mit einbezogen und die Organisationswirklichkeit in den Blick genommen wird“, so die Definition der Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V. für die Teamsupervision (2003, S. 28). Im Team sind m. E. die SupervisorInnen oft einer Gradwanderung unterlegen. Viele TeilnehmerInnen, unterschiedlich Präferenzen, unterschiedliche Öffnungsmodi der einzelnen TeilnehmerInnen verursachen diese. Oft sitzt im klinischen Bereich der Oberarzt mit im Team. Dies führt u. U. in solchen Abhängigkeitsverhältnissen zur Vorsicht der einzelnen Mitglieder. Der Fokus liegt deshalb oft auf dem Prozess der KlientInnen, oder auf der Organisation als solcher, weniger auf dem der SupervisandInnen. Der Einbezug der nonverbalen Signale würde u. U. den Fokus auf die SupervisandInnen verschieben, was dies für die einzelnen bedeuten würde, müsste im Vorfeld geklärt werden. Eine weitere Hypothese ist, dass ein Einbezug der nonverbalen Signale vielleicht auch den Rahmen sprengen würde, wenn es um die Organisationswirklichkeit selbst geht.

Stimmig erscheinen deshalb die Zahlen für die Gruppensupervision. SupervisandInnen kommen ausschließlich zum Zweck der Supervision zusammen. Sie arbeiten entweder in gleichen, ähnlichen oder unterschiedlichen beruflichen Rollen und Funktionen. Die Gruppenmitglieder sind nicht gemeinsam in einem institutionellen Rahmen tätig. Ein Abhängigkeitsverhältnis wie in der Teamsupervision besteht also in der Regel nicht. Und so ist es mehr als schlüssig, dass 10 Nennungen auf die Kategorie „eher mehr“ fallen und nur 4 auf die Kategorie „am meisten“.

Beratung wird in der Definition der Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V. wie folgt verstanden: „als grundlegender Kommunikationsmodus der Supervision, der auf einem Arbeitsbündnis zwischen Supervisor/in und Supervisand/in beruht. Der/die Supervisand/in ist dafür verantwortlich, seine/ihre Anliegen einzubringen. Der/die Supervisor/in ist für einen angemessenen Bearbeitungsprozess der eingebrachten Themen, Fragen und Probleme und dessen Steuerung verantwortlich. Die Umsetzungsleistung wird von dem Ratsuchenden

selbst erbracht. Die Beratung ist in diesem Sinne als Dialog angelegt“ (2003, S. 8). Beratung dient dazu Wissensstände aufzufüllen und Informationen bereitzustellen. Sie dient weiter der Zielfindung und Entscheidungsförderung und hält Handlungsfolien bereit. Sie bietet Innovation durch Korreflexionsprozesse und ist eine praxeologische Dimension die theoriegeleitet ist. Die Beratende tritt als ExpertIn mit personalen, sozialen und professionellen Fähigkeiten und Kompetenzen, Fertigkeiten und Performanzen und Ressourcen an Wissen und Methoden auf. Beratung ist eine fachliche Dienstleistung, personen- und sachbezogen sowie ziel und ergebnisorientiert (Petzold, 1998). Bedingt durch ein solches Aufgabenverständnis wird deutlich, dass die nonverbalen Signale hier nicht ihren ausreichenden Platz finden können und so ein buntes Ergebnis ermitteln müssen. Dies gilt auch für den Bereich des Coachings.

Im Coaching liegt der Schwerpunkt auf der persönlichen Beratung insbesondere der Beratung der Führungskräfte in Organisationen. Es handelt sich um die Verbesserung strategischer, konzeptioneller und sozialer Kompetenzen für die Lösung von Managementaufgaben. Coaching wird definiert über die Leistung und Zielsetzung und ist in seiner methodischen Dimension eine Performanzorientierung mit Blick auf die Potentiale der SupervisandInnen in deren „Begreifen“ des Arbeitsfeldes. Sicherlich könnte der vermehrte Einbezug der nonverbalen Signale einen Potentialzuwachs ermöglichen und somit zur Performanzorientierung beitragen. Die Prioritäten liegen, wie die Ergebnisse zeigen, jedoch in vielfältigen Bereichen. Eine Besinnung auf die eigenen Körpersignale könnte die Leistungs- und Zielorientierung verzögern, trotzdem entfällt das höchste N (n = 6) des Coachingbereichs auf die Kategorie „am meisten“ in gleichmäßigem Abstieg bis zur Kategorie „am wenigsten“ mit einer Nennung. Die Coacher schauen schon, wie sie die nonverbalen Signale einsetzen können, damit der „Wind“ zielgerichtet „nach vorne“ geht.

Frage 6: Achten Supervisorinnen Ihrer Meinung nach auf andere nonverbale Signale als Supervisoren?

Frauen und Männer sind mit den Attribuierungen sehr vorsichtig umgegangen. Meist antworten sie in Schriftform mit dem Satz „kann ich nicht sagen“. 21,6 % (n = 11) erlauben sich kein Urteil oder wollen in die Männer- und Frauendiskussion nicht verwickelt werden. Doch immerhin 30 halten geschlechtsspezifische Unterschiede für wahrscheinlich. Vermuten denn männliche und weibliche SupervisorInnen einen Unterschied in ihrer geschlechtstypischen Betrachtungsweise? Hier zeigt sich keine Signifikanz, aber dennoch eine Tendenz, denn 82,4 % der Männer glauben, dass es eine Geschlechtsdifferenz, oder geschlechtstypische Betrachtungsweise gibt, im Gegensatz zu 69,6 % der Frauen.

Beachtenswert ist das hoch signifikante Ergebnis, dass SystemikerInnen häufiger als andere Sparten davon ausgehen, dass es keine Geschlechtsdifferenzen gibt. Hingewiesen wird in diesem Zusammenhang nochmals auf die Unschärfe des Begriffes "systemische Orientierung" Ebert (2001) und Märtens (2002, S. 217) sprechen, wie bereits vorhin erwähnt, von einer inflationären Verwendung der Bezeichnung „systemisch“. Deissler (200, S. 440) führt für den systemisch therapeutischen Bereich an, der Begriff unterscheidet keine Ansätze, keine spezifischen Theorien und Methoden mehr. Unter die weite Definition systemischer Ansätze fasst Märtens (2002, 218ff) beispielsweise den Wachstum- & entwicklungsorientierte Ansatz (Satir), das Mailänder Modell mit seinen zirkulären Fragen, positive Konnotation & Gegenparadox (Selvini Palazzoli, Boscolo, Cecchin & Prada), der Konstruktivistische Wende und Kybernetik 2. Ordnung (Boscolo & Cecchin) das neue systemische Modell (Selvini Palazzoli), die Therapie als System (Kurt Ludewig), Heidelberger Gruppe (Stierlin, Rücker-Emden, Jonach, Ebbecke–Nohlen, Weber, Simon, Retzer, Schweitzer et al.) und das lösungsorientierte Vorgehen (De Shazer, Kim Berg) um nur einen Teil zu nennen.

Bezogen auf den therapeutischen Bereich des systemischen Ansatzes fügt Märtens weiter an, dass im Gegensatz zu den erlebnisorientierten Arbeitsweisen viele teamorientierte Ansätze eher zu einer Verdrängung der Bedeutung der behandelnden Therapeuten für den Verlauf und das Ergebnis der Therapie neigen, obwohl die Bedeutung der TherapeutIn als Wirkfaktor aufgrund vieler Forschungsbefunde (Crits-Christoph & Mimitz 1991, Crits, Christoph et al. 1991) als der zentrale Punkt angesehen wird (2002, S. 238). Er spricht von der Bedeutung des Wirkfaktors des/der TherapeutIn in der Therapie. Hier stellt sich die Frage, ob diese Verdrängung auch für die Bedeutung des Wirkfaktors SupervisorIn in der Supervision im systemischen Bereich gilt? Systemische Grundüberzeugung ist der zentrale Bestandteil eines Denkens in Vernetzungen und Systemzusammenhängen, die darauf abzielen, einen Unterschied zu den gängigen individuumsorientierten Ansätzen zu markieren. Des Weiteren sieht die systemische Therapie fast alle Vorgänge im zwischenmenschlichen Bereich als zirkulär an. Schaut man auf die „Nebenwirkungen“ einer Therapierichtung so gibt es wie Märtens (2002, S. 223) anführt, bei den Systemikern keine kausale Ursachenzuschreibung bei negativen Effekten und somit immer Möglichkeiten den Therapeuten, die Therapeutin zu „entschuldigen“. Erweitert man die Vorstellung eines zirkulären Systems so ergibt sich die spekulative Frage ob kausale Zusammenhänge im Bereich negativer Folge beispielsweise genderspezifisch in den Blick genommen wurden? Der Punkt, warum hier die SystemikerInnen eine hohe Signifikanz im Verneinen von Geschlechtsdifferenzen zeigen, erfährt jedoch keine vollständige Erklärung. Hier könnte eine Nachfolgestudie mit der Frage, warum sie dies annehmen u. U. mehr Klarheit bringen.

Abgemildert muss die Fragestellung durch die Vorlage der geringen Fallzahlen einerseits und andererseits durch die von vorne herein vorsichtige Attribuierung der Geschlechter von allen Schulen, auch den SystemikerInnen, betrachtet werden. Entweder lässt sich der Schluss ziehen, dass SystemikerInnen weniger Vorurteile haben oder es handelt sich ihrerseits um eine Vernachlässigung. Auf der einen Seite sagen SystemikerInnen häufiger, dass es keine Geschlechtsdifferenzen gibt, auf der anderen Seite entsteht ein Widerspruch, denn sie attestieren auch signifikant häufiger den männlichen Supervisoren eine innere Gliederung.

Insgesamt kann man sagen, dass die Meinungen der SupervisorInnen darüber, worauf Männer und Frauen achten so bunt sind, wie die Ergebnisse und letztendlich kann nur die Aussage über Tendenzen getroffen werden, weil die Fallzahlen so gering sind.

Um einen guten Vergleich zu erlauben wurde für Besonderheiten der Frau und Besonderheiten des Mannes die gleiche Kategorisierung vorgenommen, wenn sie auch teilweise aufgrund unterschiedlicher Nennungen nur unterschiedlich zu füllen waren. Die Kategorien beim Mann konnten in Äußeres, Konkrete Körpersignale, Innere Gliederung, Deutung, Verbales, Restliche Kategorien gebildet werden. Bei der Frau ergaben sich die Kategorien Äußeres, konkrete Körpersignale, Awareness, Deutung, Nonverbales, Emotionalität, restliche Kategorien. Es kristallisierten sich 5 neue Kategorien, die sich nicht überschneiden heraus. Beim Mann entstanden die Zusatzkategorien Innere Gliederung, Verbales, bei der Frau Awareness, Nonverbales und Emotionalität. Interessant an diesem Ergebnis ist, dass Verbales und die Innere Gliederung nicht mit den Frauen in Verbindung gebracht wurde, ebenso gehen die Männer im Bereich Nonverbalität, Awareness und Emotionalität leer aus. Es sind Supervisorinnen und Supervisoren, die auf beide Geschlechter attribuieren. Auch die Frauen attribuieren den Frauen keine Verbalität und innere Gliederung sowie die Männer den Männern keine Nonverbalität, Emotionalität und Awareness attribuieren. Die übrigen Kategorien ergaben Werte, die für beide Geschlechter etwa gleich sind. Anregung: Die Restkategorie kann bei der nächsten Forschung noch einmal eine besondere Berücksichtigung finden, sie fällt bei Frauen mit 22,2 % relativ hoch aus. Die übrigen Kategorien, wie Awareness, Verbales, Nonverbales, Emotionalität, Innere Gliederung erlauben keinen Vergleich zu den Fragen des Ersteindrucks und ihrer Spezifizierungen im Verlauf. Zum Teil tauchen sie in deren Kategorie „Anderes“ auf, zum Teil waren die Fallzahlen so gering, dass sie nicht näher entschlüsselt werden konnten.

Interessant sind jedoch einige kontrovers anmutende Meinungen, die die unterschiedlichen Schulen von sich haben, wenn zum Beispiel die psychoanalytisch orientierten

SupervisorInnen signifikant häufiger davon ausgehen, dass männliche Supervisoren auf das Äußere ihrer KlientInnen achten im Vergleich zu den nicht psychoanalytisch orientierten ($p = ,013$) und die SupervisorInnen, die über eine integrative Ausbildung verfügen geben signifikant häufiger an, dass sie davon ausgehen, dass ihre männliche Supervisoren genau dieses weniger häufig tun ($p = ,049$) als die „Nicht-IT-ler“. Durch die verschiedenen Schulen relativiert sich das Bild. Sowohl beim Ersteindruck als auch bei der Beachtung der nonverbalen Signale in der Supervision scheint der Gesamteindruck und die äußere Erscheinung bei den männlichen Supervisoren kaum eine Rolle zu spielen (Ersteindruck: Gesamteindruck: $n = 5$, äußere Erscheinung $n = 5$ vs. im Verlauf: Gesamteindruck: $n = 4$, äußere Erscheinung $n = 1$). Die unterscheiden sich in der Relation kaum zu den Supervisorinnen (Ersteindruck: Gesamteindruck: $n = 11$, äußere Erscheinung $n = 8$ vs. im Verlauf: Gesamteindruck: $n = 2$, äußere Erscheinung $n = 2$). Trotzdem bleibt die Frage ob unterschiedliche Schulen unterschiedliche Werte vermitteln? Die psychoanalytische Schule ist als solche eine traditionsreiche. Ausgebildete Analytiker genießen ein hohes Ansehen und somit einen hohen Status in der Gesellschaft. Sie beugen sich langjährigen Analysestunden und Ausbildungssatzungen, bewegen sich in festen Strukturen und Hierarchien und diese konsolidieren sich u. U. in eigenem Statusdenken. Handelt es sich hier um Projektionen ihrerseits weil sie sich so hart ihren Status erarbeiten mussten? Und die Integrativen Therapeuten? Sie kommen aus der 68er Generation, haben für geschlechtliche Gleichstellung gekämpft und dürfen schon deshalb den Eindruck auf keinen Fall erwecken, die Männer würden auf Äußeres sehen und so etwas wie Statusdenken könnte wichtig sein.

Frage sechs wurde aufgegriffen um, genderspezifischem Vorgehen Rechnung zu tragen. Sie beinhaltet weiter die Möglichkeit Vermutungen der SupervisorInnen über Supervisoren und Supervisorinnen aufzugreifen und gleichzeitig durch Verknüpfung mit Frage 1 und 2 zu schauen, ob SupervisorInnen richtig vermuten oder die Attributionen jeder Grundlage entbehren. Trauen sich SupervisorInnen überhaupt zu spekulieren oder lassen sie diese unbeantwortet?

Die Meinung, die Supervisoren und Supervisorinnen von Frauen haben: Hier wird weiter auf die beiden ersten Fragen Bezug genommen. Im Abgleich worauf Frauen beim Ersteindruck achten und welche nonverbalen Signale sie im Verlauf fokussieren, konnte eine Präferenz für die Beachtung des Äußeren nicht bestätigen. Das Gesicht scheint tatsächlich etwas mehr im Fokus zu sein mit 3 Männern zu 6 Frauen im Ersteindruck und 8 Männern und 14 Frauen im Verlauf. Im Verlauf achten die Frauen mehr auf den Blick (m: $n = 7$ zu w: $n = 18$). Auch achten Frauen im Verlauf vermehrt auf die Körperhaltung und das Repertoire (m: $n = 10$

zu w: n = 23). Auf die Gesten und Körperbewegungen und auf die Stimme achten Frauen keineswegs mehr als Männer.

Die Meinung, die Supervisoren und Supervisorinnen von Männern haben: Auch bei den Männern konnte sich eine Präferenz für das Äußere wie bereits vorhin erwähnt ebenfalls nicht bestätigen. Während im Ersteindruck die Männer den Gesamteindruck weniger im Blick haben als die Frauen (m: n = 5, w: n = 11) achten mehr Männer während des Verlaufs auf den Gesamteindruck als Frauen (m: n = 4, w: n = 2): Die Zahlen sind jedoch gering. Auf die Stimme achten die Männer im Vergleich zu den Frauen minimal mehr. Im Erstkontakt (m: n = 8, w: n = 10) sowie im Verlauf (m: n = 7, w: n = 8) bleiben die Nennungen etwa gleich. Bei den Gesten und Körperbewegungen (Erstkontakt m: n = 3, w: n = 6 vs. Verlauf m: n = 15, w: n = 14 zeigt sich aber das Signifikanzergebnis, dass 78,9 % der Männer, vgl. mit 45,2 % der Frauen im Verlauf mehr auf Körperbewegungen und Gesten achten ($p = ,037$). Hier liegen die SupervisorInnen die sagen, dass Männer mehr auf die Gesten und Körperbewegungen achten richtig!

Die Frage, ob es signifikante Unterschiede im Ersteindruck bei Männern und Frauen gibt, muss mit Nein beantwortet werden. Männer und Frauen unterscheiden sich nicht signifikant darin worauf sie beim Ersteindruck achten. Männer leisten in unserer Studie, entgegen jeder gängigen Klischeeüberzeugung und anders als häufig in einschlägiger Literatur zu lesen ist, die Beziehungsarbeit und geben an, auf gute Kontakte zu fokussieren. Ist die Kontaktbasis gelegt, lassen sie diese während des Verlaufs der Supervision ruhen bzw. findet sie wie bei den Frauen keine Erwähnung mehr. Stimmliche Phänomene scheinen die Männer sowohl im Erstkontakt als auch im Verlauf mehr als die Frauen wahrzunehmen und die Männer geben an, den Inhalt der Äußerungen aus dem Erstkontakt vermehrt aufzunehmen.

Frauen achten jedoch mehr auf die Körperhaltung und auf das Körperrepertoire als Männer, ohne dass das Ergebnis signifikant wird. Ekman (2004, S. 87 ff) weist darauf hin, dass körperliche Impulse als Handlungsimpulse aus der Körperhaltung hervorgehen. Die Körperhaltung macht diese körperlichen Impulse und somit die Handlungsimpulse deutlich. Ekel erzeugt den Impuls sich abzuwenden. Es gilt weniger sich in Sicherheit zu bringen, sondern das fragliche Objekt loszuwerden. Bei Trauer kommt es zum Absinken des Gesamtmuskeltonus, der Betroffene sinkt in sich zusammen. Verachtung impliziert den Impuls auf das Objekt der Verachtung herabzusehen. Überraschung birgt den Impuls die Aufmerksamkeit fest auf das Objekt zu lenken; bei Erleichterung kommt es zur Entspannung der Körperhaltung. Bei angenehmen taktilen Reizen entsteht der Impuls sich der Reizquelle körperlich zu nähern. Bei anderen genussvollen Sinnesempfindungen findet lediglich eine

vermehrte innere Orientierung statt, außer einer veränderten Blickrichtung lässt sich oft keine Bewegung beobachten.

Die Handlungsimpulse können nicht als Signale im technischen Sinne gesehen werden. Sie haben sich nicht im Laufe der Evolution eigens zu dem Zweck entwickelt, eine bestimmte Information eindeutig zu übermitteln, sie geben aber Aufschluss darüber welches Gefühl gerade vorherrscht. Und hier sind die Frauen wahrscheinlich spezialisierter. Sie analysieren genau, was der andere will, leisten Beziehungsarbeit. Handlungsimpulse erfolgen unwillkürlich, sind aber leichter zu unterdrücken. Wie Mimik und Stimme sind sie universal und angeboren und müssen nicht erlernt werden. Alles andere, was wir tun bezeichnet Ekman als erlernt, nicht angelegt und höchstwahrscheinlich kultur- oder persönlichkeitspezifisch (2004, S. 88). Die erlernten Gesten und Handlungen, auch Wörter sind ein Produkt lebenslanger Erfahrung und Bewertung dessen, was sich in der Auseinandersetzung mit einem Emotionsauslöser und bei der Bewältigung eines emotionalen Erlebnisses bewährte oder nicht. Wir erlernen Handlungen, die sich mit den uns angelegten automatisierten Aktionen vereinbaren lassen leichter und rascher.

In der Evolutionsgeschichte waren die Männer in der Jagd auf Beute auf die Beachtung der Bewegung der Beutetiere angewiesen. Achten sie deshalb eher auf die Körperbewegungen und Gesten als die Frauen? Und achten Frauen deshalb eher auf die Körperhaltung, weil sie evolutionsgeschichtlich gesehen für das Halten, Aushalten, Behüten, Bewahren verantwortlich waren und bis fast in unsere Zeit hinein darauf angewiesen waren, dass ein Mensch mit guter Haltung auch eine gesicherte Existenz verspricht, im Sinne von Status, Ansehen? Handelt es sich hierbei um evolutionsgeschichtliche Relikte? Es ist sicherlich sehr aufschlussreich, dieses Ergebnis näher zu untersuchen.

Abschließend sei zur Geschlechterfrage erwähnt, dass Männer angeben (29,4 %), die nonverbalen Signale signifikant häufiger als Frauen (3,4 %) zur Hypothesenüberprüfung zu nutzen. Das Signifikanzniveau liegt bei $p = ,020$. Insgesamt geben aber nur 6 ProbandInnen an, die Signale zur Hypothesenüberprüfung zu nutzen. Der Zusammenhang der Berufsjahre zu Geschlechtsdifferenzen ergab kein signifikantes Ergebnis.

Frage 7: Würde ein Seminar zum Bereich nonverbale Kommunikation Sie interessieren? Welche Themen müssten dort behandelt werden?

Diese Frage sollte Raum schaffen für Interessen zum Thema nonverbale Kommunikation, aber auch Lücken und Defizite aufzeigen. Im Abgleich mit Frage 1 und 2 ist zu ergründen, ob genannte Bereiche noch vertieft werden sollen. Generell soll diese Frage auch erlauben einen Trend aufzuspüren, falls es diesen gibt.

Die Ergebnisse zeigen, die SupervisorInnen haben eher wenig Interesse an einem Seminar zur nonverbalen Kommunikation. Das ist auch unsere Erkenntnis, denn unser Seminar wurde nicht gebucht. Liegt es daran, dass der Bereich der nonverbalen Kommunikation zu unspezifisch ist, nonverbale Kommunikation doch immer vertreten ist und schon irgendwie mit einfließt. (Nachfolgestudie: Wie denken Sie fließt die nonverbale Kommunikation in ihre Arbeit mit ein?) Die Bedeutung der nonverbalen Kommunikationsprozesse für die Supervision, so die Ergebnisse, haben die SupervisorInnen noch nicht in aller Gänze erfasst.

Zur Emotionsforschung gibt es viele Erkenntnisse. Emotionen werden als innerliches Erleben nach außen gebracht. Die nonverbale Kommunikation umfasst Gefühle und Emotionen, die im Dialog nach außen gehen. Nonverbale Kommunikation liegt immer etwas unterhalb der Bewusstseinssebene. Nonverbale Kommunikation ist ein Bewusstwerdungsprozess. Allgemein wird sie wenig genutzt, Ressourcen liegen brach, einiges verschwindet einfach, wird zu unspezifisch, erfährt nicht genügend Exploration. Schaut man die genannten Interessen an, haben die SupervisorInnen außer zweien keine spezifische Fragestellung formuliert. Konnten sie es nicht, oder war es ihnen zuviel Arbeit? Wir denken nicht, dass sie die Arbeit gescheut haben, denn bei der Beantwortung der anderen Fragen waren sie sehr ausführlich.

Die Themen, die dann als Interessensgebiete benannt werden sind breit gefächert. Manche SupervisorInnen greifen Themen auf, die durch die Fragestellungen entstanden sind wie der Umgang mit Widerspruch durch das Thema des Fragebogens zum Umgang mit Dissonanzen und die Geschlechterdifferenzen durch die Genderfrage. Einige greifen nonverbale Signale auf, die sie auf die Frage „Auf welche nonverbalen Signale bei Ihrem SupervisorInnen achten Sie“ angegeben haben. Dies legt die Hypothese nahe, dass den SupervisorInnen noch Vertiefungsmöglichkeiten ihrer Wissensstände klar geworden sind. Herausragend neben der Themenvielfalt „Sachinformationen“ ist die Kategorie „Handhabung der eigenen Psychodynamik“, die den Umgang mit der Gegenübertragung und die

Förderung der eigenen Wahrnehmung umschließt. Sie erhielt einen deutlichen Zuwachs an Nennungen verglichen mit Frage 3 und Frage 4 (9 vs. 4/4), obwohl auf diese Frage weniger geantwortet haben. Wir werten dies, wenn auch nur die Fallzahlen gering sind, neben dem Bedürfnis nach „Selbsterfahrung“ um blinde Flecken aufzuspüren und einen emotionalen Ausdruck zu fördern (n = 3), als einen Bewusstwerdungsprozess für die Thematik.

Auch die Favoriten der nonverbalen Signale, d. h. diejenigen, auf die die SupervisorInnen am meisten achten, sind hier wieder vertreten. Es sind der Gesichtsausdruck mit 3 Nennungen vorher vertreten durch 22, die Gesten und Körperbewegungen mit 2 Nennungen vorher 29, Körperhaltung/Repertoire mit 2 Punkten vorher mit 33 und die Stimme mit jetzt 2 InteressentInnen auf der bei der Wahrnehmung der nonverbalen Signale bei 15 die Aufmerksamkeit lag. Es scheint ein Bedürfnis zu sein in diesen Bereichen, vielleicht aufgrund eines Gespürs für deren Bedeutung, noch näher zu schauen. Das Interesse an den übrigen Signalen scheint zwar noch nicht gesättigt aber gering.

Ebenfalls aufgenommen wurden fürs Seminarinteresse auch alle anderen Kategorien von Argyl, doch nur diejenigen, die auch eine Nennung verzeichnen konnten wurden erfasst, die ohne Nennung herausgelöst. Interessant an diesen Ergebnissen ist, dass die Signale vertreten sind, die auch vorher hohe Nennungen zu verzeichnen hatten (s. Frage 2). Was ist mit der Atmosphäre, den Gefühlen, dem Gesamteindruck, der interpersonalen Einstellung, der Mitteilung über die Persönlichkeit, der Kommunikation beim Reden, dem Körperkontakt, dem Räumlichen Verhalten der äußeren Erscheinung? Sie werden explizit nicht benannt. Zum kleinen Teil fließen sie in die Theorie/Praxisverschränkung als Unterpunkte ein. Meist sind diese jedoch nicht im Bewusstsein und vielleicht auch deshalb nicht von Seminarinteresse.

Es gibt keinen systematischen Zusammenhang im Bezug der Geschlechter und deren Seminarinteresse, weder was die eigenen Interessen anbelangt, noch deren Themen, die genannt wurden. Auch gibt es keinen systematischen Zusammenhang, wie sehr jemand die nonverbalen Signale einbezieht und welche Themen er für das Seminar vorschlägt. Ebenfalls keine Signifikanz weist die Frage auf, ob SupervisorInnen die Dissonanzsignale wahrnehmen, ein besonderes Interesse haben am Seminar. Nicht signifikant war weiterhin, ob FachkollegInnen einer bestimmten Orientierung ein besonders Seminarinteresse bekunden. Das Interesse an einem Seminar hängt auch nicht davon ab, wie lange jemand arbeitet. Eine weitere Frage war: Ist die Art der Supervision von Bedeutung für das Seminarinteresse?“ Hierauf konnte die Antwort gefunden werden: Diejenigen, die coachen bekunden signifikant weniger Interesse an einem Seminar zur nonverbalen Kommunikation

(51,5 %), vgl. mit denjenigen, die nicht coachen (12,5 %) ($p = ,012$). Dies könnte daran liegen, dass sie ein klares Leistungsziel vor Augen haben, wo die SupervisandInnen hingelangen wollen. Coaching ist eben eine Zielorientierung und eine Leistungsorientierung.

Das Interessensgebiet „Förderung der emotionalen Bewusstheit“ wurde hier nicht mehr genannt.

6. Einschränkungen der Studie

Aufgrund der Rücklaufquote von 26,5 % handelt es sich keinesfalls um eine repräsentative Studie, die erst bei 60% gegeben ist. Die Ausfüllzeit wurde von mehreren als zu gering angesetzt gesehen. Diese haben dennoch den Bogen ausgefüllt und sich die Freiheit genommen das Zeitkontingent zu überschreiten. Möglich, dass dies auch zu der geringen Rücklaufquote beitrug.

Die Studie gibt eine Übersicht, zeigt einen Trend, sie gibt Ergebnisse wieder, die durch die Versendung der Bögen an die Mitglieder der DGSv möglich wurden. Durch deren hohe Aufnahmemodalitäten konnten nur wenige junge „NachwuchssupervisorInnen“ ihre Statements abgeben. Ständig verbesserte Ausbildungsstandards legen unter Umständen auch andere Schwerpunkte auf die nonverbale Kommunikation. Eine breiter gestreute Studie, die auch SupervisorInnen außerhalb des DGSv mit einbezieht, könnte Aufschluss über deren Einbezug der nonverbalen Signale geben.

Dadurch, dass auf dem Gebiet der nonverbalen Kommunikation für den supervisorischen Bereich noch keine Studien vorlagen, konnte nicht auf Vorstudien aufgebaut werden, sondern die Kategorien mussten erst über eine Pilotstudie erstellt werden. Diese brachten erste Eindrücke, doch letztendlich in der Hauptstudie zeigte sich teilweise, dass die vorerst gebildeten Kategorien hier nur ein kleines N verzeichnen konnten. Die Kategorie „Atmosphäre“ der ersten beiden Fragen beispielsweise tauchte in jeder Pilotstudie auf, in der Hauptstudie entfielen auf sie nur noch 5 Nennungen (N = 51). Durchaus wären innerhalb der einzelnen Fragen auch andere Kategorienbildungen denkbar gewesen, besonders innerhalb der Fragen 1 und 2 wo sich die Kategorisierung an Argyle anlehnt. Ebenso lässt die Studie keine Rückschlüsse auf die Kontinuität der Aussagen zu. Zu vermuten ist, dass zu einem späteren Zeitpunkt andere Angaben gemacht würden.

Manchmal waren die Angaben im Fragebogen sehr knapp gefasst. Dies verdeutlicht beispielsweise der hohe Posten „Andere“ der Frage 1, der sich durch verallgemeinernde Aussagen einer deutlichen Aussage entzieht. Auch die in Frage 6 hoch ausgefallene „Restkategorie“ verdeutlicht dies. In einem teilstrukturierten Interview hätten diese Angaben durch Nachfragen weiter präzisiert und durch eine Transcriptionsanalyse herausgeschält werden können.

Es bleibt die Frage, ob SupervisorInnen verschiedener Orientierungen unterschiedliche nonverbale Signale präferieren. Wegen des kleinen N wurde hier auf eine Spezifizierung

verzichtet, auch weil sich bei der Prüfung auf Signifikanz kein signifikantes Ergebnis zeigte. Die Geschlechtsdifferenzen waren hier wesentlich aussagekräftiger, deshalb wurden dies, obwohl es sich nicht ausschließlich um eine genderspezifische Studie handelt, der Vollständigkeit halber angeführt. Es gab zwar keine genderspezifische Signifikanzen im Ersteindruck, jedoch im Verlauf. Die rechtfertigt m. E. den genderspezifische Exkurs innerhalb der Frage 6. Sicherlich hätte der Fragebogen, zu gleichen Teilen an beide Geschlechter gebracht, deutlichere Aussagen machen können.

Bewusst ist, dass die Frage nach dissonanten Signalen bereits Dissonanzen, Irritationen auslösen kann. Aufgrund des Rückganges des N ist zu vermuten, dass dies auch geschehen ist. In einem Experteninterview könnte der Begriff prägnanter herausgearbeitet werden, um griffiger im nächsten Fragebogen mit einzufließen.

Die Kategorisierung und Auswertung der Studie wurde in ständigen Diskursen mit FachkollegInnen möglich. Die hohe Interrater-Reliabilität bürgt für die Differenziertheit der Auswertung. Diese Studie ist ein Anfang. Zur Vertiefung bedarf es weiterführender Studien im Bereich der Supervisionsforschung zum Thema nonverbale Kommunikation. Das folgende Kapitel bietet Vorschläge zur Themenspezifizierung.

6.1 Nachfolgestudienanregung

- Es wäre durch eine größere Stichprobe zu untersuchen, wie mit den nonverbalen Signalen umgegangen wird.
- Ein anderer Postleitzahlenvergleich würde ebenfalls Vergleichszahlen ermöglichen.
- Ein weiterer Schritt wäre das frei machen von den Kategorien, wie sie von Argyl (1979/2002) aufgestellt wurden.
- Die Rangfolge, die auf der Betrachtung der nonverbalen Signale liegt könnte gewichtet werden.
- Die Frage nach den Dissonanzen lösen selbst Dissonanzen aus, Irritationen sind so vorprogrammiert. Beispielsweise haben die SupervisorInnen eine Serie von dissonanten Signalen angegeben. Es wurde nicht exploriert, wie die SupervisorInnen mit den einzelnen Signalen genau arbeiten! Hier könnte eine Nachfolgestudie versuchen, eine genaue Zuordnung zu erschließen.
- Es könnte eine weitere Forschung mit der Fragestellung angeschlossen werden, ob SupervisorInnen verschiedener Orientierungen unterschiedliche nonverbale Signale präferieren.

- Es sind die SupervisandInnen zu befragen, ob und wie oft sie erlebt haben, dass SupervisorInnen nonverbale Signale rückfragen und ob sie denken, dass die Aussagen der SupervisorInnen sich mit ihren Empfindungen decken. Hier könnten Videoanalysen weiteren Aufschluss geben.
- Die Installation einer zeitextendierenden Studie, um die Kontinuität der Beachtung der verschiedenen Signale zu überprüfen oder den Lernerfolg nach Fokussierung auf die nonverbalen Signale zu messen.
- Eine genderspezifische Studie kann Aufschluss darüber geben, auf welche nonverbalen Signale Supervisorinnen und Supervisoren achten, was Frauen auf Männer und umgekehrt attribuieren, ob dies tatsächlich zutrifft oder man alten Vorurteilen aufsitzt.

7. Abschließende Betrachtungen

Zur nonverbalen Kommunikation in der Psychotherapie wurden von Hermer und Klinzing (2004) Forschungsergebnisse zu störungsspezifischen Themen wie Angststörungen (Benecke, Krause), emotionale Regulierungsprozesse bei Frauen mit Anorexia nervosa (Bänniger-Huber, Müller, Barbist, Schranz), nonverbales Verhalten von Patienten mit Borderline-Persönlichkeitsstörung (Benecke, Dammann) und zum Bild der posttraumatischen Belastungsstörung (Kirsch) herausgegeben. Ein weiter Teil des Buches gliedert sich in eher allgemeine nonverbale Kommunikationsprozesse als Einführung in den Problembereich, sowie in nonverbale Prozesse in der Psychotherapie und in einen Bereich zum Training nonverbaler Kompetenzen. Die Psychotherapie hat sich somit in ersten Schritten ins Themengebiet der nonverbalen Kommunikation eingearbeitet.

Für die Supervision, die insgesamt noch in den Forschungskinderschuhen steckt, stellt diese Studie zum Thema „nonverbale Kommunikation“ einen Anfang dar. Auf frühere Ergebnisse konnte nicht zurückgegriffen werden. Die Studie war als offener Prozess angelegt, der sich über die Auswertung der Ergebnisse entwickelte, angefangen bei der Datenverarbeitung bis hin zur abschließenden Beobachtung, dass sich die gesammelten Daten in die Supervisionsvariablen der Integrativen Therapie eingliedern ließen.

Erst einmal wurden die nonverbalen Signale gesammelt, so wie sie von SupervisorInnen beim Ersteindruck und während des Verlauf der Supervision wahr- und aufgenommen werden. Die Gewährleistung von Irritationen und Dissonanzen durch die nonverbalen Signale wurde beleuchtet und ausgewertet, genderspezifische Aspekte integriert und nonverbale Interessensgebiete ausgelotet.

Die eingangs eingeholten Meinungen, wie SupervisorInnen mit nonverbalen Signalen umgehen spiegeln sich in den Forschungsergebnissen wieder. SupervisorInnen nehmen die nonverbalen Signale wahr, spüren sie als wichtiges Informationsmaterial zu dem gerade in der Supervision anstehenden Thema, sie benennen die Signale vielleicht auch noch aber sie nutzen sie nur noch unzureichend im Supervisionsprozess. Nonverbale Ausdrucks- und Eindrucksprozesse spielen, obwohl sie von größter Bedeutung sind, nur eine untergeordnete Rolle, der Schwerpunkt der Informationsgewinnung liegt weiterhin im verbalen Bereich.

In der Supervision nehmen SupervisorInnen eine Fülle von Informationen auf, die über die gesprochenen Worte hinausgehen. Wie die SupervisandIn die Information in die Supervision hineinträgt mit Gestik, Mimik, Körperhaltung und der Positionierung im Raum, ist zumindest

so bedeutsam wie das gesprochene Wort. Sie transportieren Atmosphären, Gefühle und emotionale Aspekte, die durchaus nutzbar gemacht werden können in der Supervision. Sie schaffen einen Bewusstwerdungsprozess und erweitern in Anbindung an eine Metareflexion die Kompetenz und Performanz zu sinnvoll geleitetem Handeln, sowohl für die SupervisorInnen als auch für die SupervisandInnen.

Die SupervisorInnen, die in dieser Studie geantwortet haben, zeigten eine große Offenheit und sehr viel Vertrauen. Relativ unselektiert, teilweise in einer Art Brainstorming, haben sie ihre Notizen gemacht, und somit diese Studie ermöglicht. Ihre Antworten haben jedoch auch gezeigt, dass die Aufnahme nonverbaler Signale sich sehr intuitiv bewegt, dass nonverbale Botschaften gerastert, registriert und einsortiert werden und dass noch ein deutlicher Bedarf herrschen müsste, wenn es um die umfassende Nutzung der Nonverbalität geht.

Dies liegt aber deutlich im Widerspruch zu den Zahlen, die das Interesse nach Fort- und Weiterbildung in einem Seminar ausweisen. Der Bedarf scheint eher gering. In Anbetracht der noch geringen Studien zur nonverbalen Kommunikation in der Psychotherapie überhaupt, erscheint dieses Ergebnis weniger verwunderlich. Wahrscheinlich müssen gerade im Bereich der Psychotherapie noch viele Studien durchgeführt und veröffentlicht werden, damit die mannigfaltige Bedeutung der Signale und das Arbeitspotential mit diesen sich einem Bewusstwerdungsprozess der SupervisorInnen stellen kann. Auch Studien im supervisorischen Bereich müssen sich anschließen. Ansonsten bleiben die Empfindungen zu diesem Themenbereich an der Oberfläche und auf der Ebene, die ein Supervisor im Eingangsinterview andeutete: „Jeder hat doch so ein Handwerkszeug, irgendeine Umgangsweise“. Es geht aber eben nicht nur um das Handwerkszeug, die Performanz, sondern auch um die Kompetenz, die Signale einzufangen, zu deuten, zu wissen welche nonverbalen Kommunikationsarten bei störungsspezifischen Behandlungsarten anzufinden sind, wie sie aufgefangen und nutzbringend angewendet werden können. Die theoretische Explikation nimmt hiermit besonders in der Supervision einen großen Raum ein.

Keinesfalls sollen an dieser Stelle nochmals die Ergebnisse der Studie repliziert und kommentiert werden, trotzdem kommt man kaum umhin, an dieser Stelle die geringen Zahlenwerte zur Förderung der emotionalen Bewusstheit in den Fokus zu rücken und auch die geringen Zahlenwerte wenn es um die Integration der Arbeit mit kreativen Medien geht, die ihrerseits doch genau an der Schwelle des gesprochenen Wortes und des nonverbalen Ausdrucks ansetzt. Auch dies spiegelt den unbefriedigenden Sachverhalt und die Stellung, die die nonverbale Kommunikation in der Supervision einnimmt, wieder.

Das komplexe Themengebiet der nonverbalen Kommunikation und die Anfertigung der Studie war für mich eine große Herausforderung, die ich gerne angenommen habe. Es galt, eine Fülle an Information portionsgerecht in einer Studie nutzbar zu machen, um diese SupervisorInnen zur Verfügung stellen zu können. Die nonverbale Kommunikation entzieht sich dem sprachlichen Bereich, im Austausch mit den KollegInnen konnte ich diesen wieder finden und versprachlichen. Im Prozess dieser Arbeit war mir der Austausch mit FachkollegInnen sehr wertvoll. Ihnen sei an dieser Stelle nochmals herzlichst gedankt. Aufgrund der durch sie möglich gewordenen Metakommunikation haben sie einen wichtigen Beitrag geleistet. Auch möchte ich meinem Berührtsein über die Offenheit und das Vertrauen, dass mir die SupervisorInnen durch die Beantwortung der Fragen entgegenbrachten, mitteilen. Ihnen gilt mein ganz besonderer Dank und die Hoffnung, dass meine Studie Anklang und Resonanz findet.

Zusammenfassung: Nonverbale Kommunikation in der Supervision und ihre leibtheoretische Grundlage - Wenn Sprache nicht ausreicht

Innerhalb des supervisorischen Prozesses ist neben dem gesprochenen Wort das „Wie“ der Übermittlung oft die eigentliche Botschaft. In dieser Arbeit wird die nonverbale Kommunikation in der Bedeutsamkeit für die Supervision und den supervisorischen Prozess beschrieben.

In einer qualitativ explorativ angelegten Studie antworten 51 SupervisorInnen auf die Fragestellungen welche nonverbalen Signale im Ersteindruck und im Verlauf ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ob sie Signale kennen, die sie irritieren und wie sie mit diesen arbeiten. Weiteren wird den Fragestellungen nachgegangen, ob Supervisoren und Supervisorinnen unterschiedliche nonverbale Signale präferieren und welche Themen sie im Bereich der nonverbalen Kommunikation interessieren.

Als Ergebnis der Studie ist festzustellen, dass SupervisorInnen den nonverbalen Signalen durchaus ihre Aufmerksamkeit schenken, sie diese aber nicht ausreichend in den supervisorischen Prozess integrieren und diese Signale somit als wichtiges Potential verloren gehen.

Der Arbeit werden Überlegungen zum forschungstheoretischen Kontext von H. Petzold vorangestellt.

Schlüsselworte: Nonverbale Kommunikation, Handlung, Wahrnehmung, Integrative Supervision, Leiblichkeit

Summary: Nonverbal Kommunikation in Supervision and its basis in the theory of the body - When language is just not enough

During the process of counseling, in addition to the spoken word, the actual message is often transmitted with nonverbal communication. This paper investigates and describes the meaning of nonverbal communication in the process of supervision.

In this qualitative explorative study 51 supervisors answer the questions which nonverbal signals attract their attention as a first impression, which nonverbal signals are important during the course of supervision, are the supervisors aware of signals that they find irritating and do the supervisors use these irritating signals in their work?

As a result they found out, that the supervisors certainly put their attention on nonverbal signals, however they do not integrate the nonverbal signals into the process of supervision enough and so these significant signals therefore are lost. The text is introduced by reflections of H. Petzold on the research context for nonverbal communication.

Keywords: nonverbal communication, action, perception, integrative supervision, corporeity

8. Literaturangaben

- Allred, G.H.; et. al. (1985): Using microcomputers to improve therapy and supervision: A progress report. *Individual Psychology: Journal of Adlerian Theory, Research & Practice*; 41/2, 166-180
- Arbib, M., Billard, A., (2002): Mirror neurons and the neural basis for learning by imitation: Computational modeling in: *Stamenov, M., Gallese, V.m: Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins
- Argyle, M. (1996/2002): *Körpersprache und Kommunikation*. Paderborn: Junfermann Verlag, 8. Aufl. 2002
- Atkinson, M.L., Allen, V.L. (1983): Perceived structure of nonverbal behavior. *Journal of Personality & Social Psychology*; 45/2, Aug.1983, 458-463. Washington DC: American Psychological Association
- Attleslander, P. (2000): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 9. Aufl.
- Bänninger-Huber, E., Rauber-Kaiser, S. (1989): Die Differenzierung verschiedener Lächeltypen: FACS-Codierung und Einschätzungen. Eine Untersuchung zur Eindrucksbildung. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 48/1, 21-34. Bern/Zürich: Hans Huber
- Bänninger-Huber, E. (1996): *Mimik - Übertragung – Interaktion. Die Untersuchung affektiver Prozesse in der Psychotherapie*. Bern: Huber-Verlag
- Bänninger-Huber, E. (1996): Die Kunst des Lächelns. Plädoyer für eine differenzierte Betrachtung zwischenmenschlicher Beziehungsgestaltung. *Psychomed* 8/2, 109-119. München: Ernst Reinhard
- Bänninger-Huber, E. (1999): *Mimik, Ausdruck und Persönlichkeit. Zeitschrift für Menschenkunde* 63/4, 206-215. Wien: Wilhelm Braumüller

- Banse, R., Scherer, K.R. (1996): Acoustic profiles in vocal emotion expression. *Journal of Personality and Social Psychology* 70: 614-636. Washington DC: American Psychological Association
- Bonis, de L. (2002): Vom Affen zum Menschen – Evolution des Menschen II. *Spektrum der Wissenschaft* 1. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft
- Breuer, H (2003): Zahnräder der Angst. *Geist & Gehirn – Spektrum der Wissenschaft* 6: 79-81. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft
- Cappella, J.N. (1990): On defining conversational coordination and rapport. *Psychological Inquiry* 1/4, 303-305. Omaha: Creighton University
- Chamberlin, C.R. (2001): TESL degree candidates' perceptions of trust in supervisors. *TESOL Quarterly* 35/4, 653-673. Birmingham: Aston University
- Chiba, H. (1985): Analysis of controlling facial expression when experiencing negative affect on an anatomical basis. *Journal of Human Development* 21, Jan. 1985, 22-29. Philadelphia: Taylor & Francis
- Darwin, C. (1963/2004): Die Entstehung der Arten. Hamburg: Nikol-Verlag
- Deissler, K.G. (2000): „... ich, mein Problem und die anderen.“ Von Ich- Erzählungen, Beziehungsgeschichten, transformativen Dialogen und Gesprächen im Dialog. *Familiendynamik* 25 (4), 411-449. Stuttgart: Klett-Cotta
- Duden (2001): Das Fremdwörterbuch. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich: Dudenverlag, 7. Aufl.
- Eberle, U. (2004): Die Weltsprache der 43 Muskeln. *Bild der Wissenschaft*.1: 24-31, Leinfelden-Echterdingen: Konradin Medien GmbH
- Ebert, W. (2001): Systemtheorien in der Supervision. Opladen: Leske + Budrich.
- Ekman, P. (2004): Gefühle lesen. München: Elsevier
- Ellgring, H. (2000): Ausdruckstheoretische Ansätze, in: Otto, J., Euler, H. A. & Mandel, H.: Handbuch Emotionspsychologie. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union
- Ellis, D. S. (1967): Speech and social status in America. *Social Forces* 45: 431-51, North Carolina: University of North Carolina Press
- Fallner, H. (1993): Kommunikation ist Bewegung. Körper und Bewegung als Wahrnehmungs- und Erfahrungsrichtung in der prozessualen Supervision. In: Neumann-Wirsing, H., Kerstin, H.J., (Hrsg.) *Systemische Supervision. oder: Till Eulenspiegels Narreteien* 1993, 151-176. Aachen: Kersting-IBS
- Fellermann, J., Lentze, A., Leppers, M. (2003): Supervision – ein Beitrag zur Qualifizierung beruflicher Arbeit. Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V. Köln: Preuss GmbH, 3. Aufl.
- Flick, U., Kardorff, E., Steinke, I. (2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck: Rowohlt
- Flick, U., Kardorff, E., Keupp, H. (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 2. Aufl.
- Fogassi, L., Gallese V (2002): The neural correlates of action understanding in non-human primates. In: Stamenov, M., Gallese, V.: *Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins
- Fredrickson, B (2003): Die Macht der guten Gefühle. *Geist & Gehirn – Spektrum der Wissenschaft*. 6: 38-42. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft
- Frisch, I. (1995): Mimisches Verhalten von Frauen und Männern in gleichgeschlechtlichen dyadischen Interaktionen. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 16/1, 33-42. Bern. Hans Huber
- Frisch, I. (1997): Eine Frage des Geschlechts? Mimischer Ausdruck und Affekterleben in Gesprächen. St. Ingbert: Röhrig
- Fuchs-Heinritz, W., Lautmann, R. (1995): Lexikon zur Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Geßmann, H.W., Meyer, M. (1997): Die Bedeutung von Aspekten der Körpersprache beim Doppelprozeß im Humanistischen Psychodrama - eine empirische Studie. *Internationale Zeitschrift für Humanistisches Psychodrama* 3/2, 30-51. Bergerhausen/Duisburg: Verlag des Psychotherapeutischen Instituts
- Goffman, E. (2003): Wir alle spielen Theater. München/Zürich: Piper, 11. Aufl.

- Gorges, E., Krapohl, L. (1988): Wahrnehmungszugänge in der Supervision Perceptual approaches to supervision. In: Kersting, H.J. (1988): *Diagnose und Intervention in Supervisionsprozessen* 1988, 100-113. Aachen: Kersting-IBS
- Harris, A. (1998): Psychic envelopes and sonorous baths: Siting the body in relational theory and clinical practice. *Relational perspectives on the body* xxviii, 39-64. Hillsdale NJ: The Analytic Press
- Hermer, M., Klinzig, H.G. (2004): Nonverbale Prozesse in der Psychotherapie. Tübingen: dgvt
- Horstmann, G. (2003): What do facial expressions convey: Feeling states, behavioral intentions, or actions requests? *Emotion* Jun/2003, 3/2, 150-166. Universität Bielefeld: Psychologie. Bei <http://www.apa.org/journals/emo.html>
- Hüther, G (1997/2002): Biologie der Angst – Wie aus Stress Gefühle werden. Göttingen: Vandenhoeck
- Hüther, G (2004): Die Macht der inneren Bilder. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Jacobs, T.J. (1994): Nonverbal communications: Some reflections on their role in the psychoanalytic process and psychoanalytic education. *Journal of the American Psychoanalytic Association* 42/3, 741-762. New York: American Psychoanalytic Association
- Jacoby, M. (1995): Supervision and the interactive field. *Jungian perspectives on clinical supervision* 264, 78-84
- Johnson, C.E. (1996): Der 7%-38%-55%-Mythos. *MultiMind - NLP aktuell* 5/5, 15-17. Paderborn: Junfermann
- Kempter, G. Möller, C. (2000): Beurteilung einzelner Stimuli des Ausdrucksverhaltens ohne ihre entsprechenden Kontext- und Begleitmerkmale. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 31/2, 102-112. Bern: Hans Huber
- Küchler, Th. (1982): Nonverbaler und verbaler Gefühlsausdruck bei Patienten mit psychosomatischen Erkrankungen. Zürich: Hochschulverlag
- Lalljee, M. G. (1971): Disfluencies in Normal English Speech, Oxford: D. Phil. thesis.
- Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken. Bd.2, Weinheim: Psychologie Verlags Union, 3. Aufl.
- Landauer, A. (2003): Standfest bleiben, *Die Welt*, 5. Juli. Berlin: Axel Springer AG
- LeDoux, J. (2003): Das Netz der Gefühle. München: dtv, 2. Aufl.
- LeDoux, J. (2003): Das Netz der Persönlichkeit. Düsseldorf: Patmos
- Levenson, R.W., Ekman, P., Heider, K., Friesen, W.V. (1992): Emotion and autonomic nervous system activity in the Minangkabau of West Sumatra. *Journal of Personality and Social Psychology* 62: 972-988. Washington DC: American Psychological Association
- Li, C.N., Hombert, J.-M (2002): On the evolutionary origin of language In: Stamenov, M.; Gallese, V.: *Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins
- Marková, I., Graumann, C.F., Foppa, K. (1995): Mutualities in dialogue. Cambridge, MA: Cambridge University Press,
- Märtens, M., Petzold, H.G. (2002): Therapieschäden – Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag
- Merten, J. (1996): Affekte und die Regulation nonverbaler interaktiven Verhaltens. Strukturelle Aspekte des mimisch-affektiven Verhaltens und die Integration von Affekten in Regulationsmodelle. Bern: Peter Lang
- Mehrabian, A. (1972): *Nonverbal Communication*, Chicago: Aldine-Atherton
- Mummendey, H.D. (2003): Die Fragebogen – Methode. Göttingen: Hogrefe, 4. Aufl.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1988): Methodische Ansätze der Integrativen Bewegungstherapie im Bereich der Supervision. *Motorik* 11/2, 44-56. Schorndorf: Hofmann
- Petzold, H.G, Orth, I. (1990): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie. 2 Bd, Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (1993) : Integrative Therapie. Schriften zu Theorie, Methodik und Praxis. 3Bd., Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (1995): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann

- Petzold, H.G., Beek v.Y., Hoek, v. A.M. (1995): Grundlagen und Grundmuster "intimer emotionaler Kommunikation und Interaktion" In: Petzold, H.G.: Die Kraft liebevoller Blicke. Bd.2., Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (1998): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung. Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (1999): Psychotherapie der Zukunft - Reflexionen zur Zukunft und Kultur einer korrespondierenden und evidenzbasierten Humantherapie. *Zeitschrift für Integrative Therapie*, 4/1999, 338-394. Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (1999): Die Mythen der Psychotherapie. Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G., Engemann, K.; Zachert, D. (2003): Performanz und Supervision – Neue Wege effektiver Veränderung durch Performance Improvement und komplexes Lernen. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – SUPERVISION: Theorie - Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift – 03/2003
- Petzold, H.G., Schigl, B., Fischer, M., Höfner, C. (2003): Supervision auf dem Prüfstand. Wirksamkeit, Forschung, Anwendungsfelder, Innovation. Opladen: Leske + Budrich
- Richter, K.F. (1997): Erzählweisen des Körpers. Kreative Gestaltarbeit in Therapie, Beratung, Supervision und Gruppenarbeit. Seelze: Kallmeyer
- Richter, K.F.; Fallner, H. (1989): Kreative Medien in der Supervision und psychosozialen Beratung. Hille: Ursel-Busch-Fachverlag
- Rizzolatti, G., Craighero, L., Fadiga, L. (2002): The mirror system in humans. In: Stamenov, M., Gallese, V.: Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins
- Ronen, T., Rosenbaum, M. (1998): Beyond direct verbal instructions in cognitive behavioral supervision. *Cognitive & Behavioral Practice* 5/1, 7-23. New York: Cognitive & Behavioral Practice
- Singer, W. (2002): Der Beobachter im Gehirn. Frankfurt: Suhrkamp
- Singer, W. (2003): Ein neues Menschenbild? Frankfurt: Suhrkamp
- Schreyögg, A. (1994): Supervision. Didaktik & Evaluation. Integrative Supervision in der Praxis. Paderborn: Junfermann
- Schreyögg, A. (2000): Supervision – Ein integratives Modell. Paderborn: Junfermann
- Stamenov, M., Gallese, V. (2002): Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins
- Strauss, A.L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink, 2. Aufl.
- Streeck, J., Streeck, U. (2002): Mikroanalyse sprachlichen und körperlichen Interaktionsverhaltens in psychotherapeutischen Beziehungen. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4/1, 61-78. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
<http://www.vandenhoeck-ruprecht.de/vandenhoeck/main.htm>
- Stroebe, W., Hewstone, M., Stephenson, G.M. (1997): Sozialpsychologie. Berlin-Heidelberg: Springer
- Suwelack, D., Bente, G. (1995): Zur Kommunikationskultur der Geschlechter. Nonverbale Korrelate der Beziehungsregulation in gegengeschlechtlichen Dyaden *Zeitschrift für Individualpsychologie* 20/2, 133-146. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Suwelack, D.M. (1998): Die stumme Beziehungssprache der Geschlechter. Eine Mikroanalyse des nonverbalen Interaktionsverhaltens gegen- und gleichgeschlechtlicher Dyaden. Bern: Peter Lang
- Tomasello, M. (2002): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt: Suhrkamp
- Wallbott, H.G. (2003): Nonverbale Komponenten der Sprachproduktion. *Psychologie der Sprachproduktion* 561-583. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- Zaalberg, R., Kalma, A. (1998): Glimlachen: meer dan alleen lachen. *Nederlands Tijdschrift voor de Psychologie en haar Grensgebieden* 53/5. 184-195
- Zepf, S., Ullrich, B., Hartmann, S. (1998): Affekt und mimisches Verhalten. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 48/5, 156-167. Stuttgart. New York: Thieme

Anhang A

Studie „nonverbale Kommunikation“

Instruktion

Im Folgenden finden Sie eine Reihe von Fragen. Es gibt Fragen, die mit einem Kreuz beantwortet werden können und Fragen, die um möglichst vollständig beantwortet werden zu können, einen Freiraum zur Beantwortung benötigen. Bei den Fragen, die den Freiraum zu Verfügung stellen, sind mehrere Antworten möglich. Es gibt bei dieser Art von Untersuchung keine richtigen oder falschen Antworten. Jede persönliche Antwort ist richtig, da es sich nicht um die Messung von Wissen/Fähigkeiten (Kompetenz) oder Können/Fertigkeiten (Performanz) handelt, sondern um das Erfassen eines Themengebietes. Bitte beantworten Sie die Fragen so ausführlich wie möglich und in der Reihenfolge wie sie erscheinen. Die Untersuchung dient allein wissenschaftlichen Forschungszwecken. Der Datenschutz ist gewährleistet, deshalb brauchen Sie ihren Namen nicht anzugeben, sondern es genügt, die Angaben zur Person zu machen.

Angaben zur Person:

Sexus:

- männlich
- weiblich

Alter:

- 30 bis 40Jahre
- 40 bis 50 Jahre
- 50 bis 60 Jahre
- älter als 60 Jahre

Wie lange arbeiten Sie bereits als Supervisorin/Supervisor:

- unter 5 Jahren
- 5 bis 10 Jahre
- 10 bis 15 Jahre
- 15 bis 20 Jahre
- über 20 Jahre

Geben Sie:

- Einzelsupervision
- Gruppensupervision
- Teamsupervision
- Coaching

Beratung

Welche Orientierung hat die Schule, an der Sie Ihre Ausbildung/Studium zur Supervisorin/
zum Supervisor absolvierten:

- psychoanalytisch
- tiefenpsychologisch
- systemisch
- verhaltenstherapeutisch
- integrativ
- andere.

Angaben zur Supervision:

1. Worauf achten Sie beim ersten Eindruck in der Begegnung mit dem Supervisanden?

2. Auf welche nonverbalen Signale bei Ihrem Supervisanden achten Sie?

3. Beziehen Sie nonverbale Kommunikation (Signale) in die Supervision ein?

Sehr häufig oft eher weniger selten nie

Wie arbeiten Sie mit diesen Signalen?

4. Kennen Sie nonverbale Signale ihrer Supervisanden, die Irritationen bzw. Dissonanzen
bei Ihnen auslösen?

- ja
- nein

Falls ja: welche?

Wie arbeiten Sie mit diesen Signalen?

5. Beziehen Sie nonverbale Signale in Einzel-, Gruppen-, Teamsupervision, Coaching und Beratung in gleichem Maße ein?

- ja
- nein

Falls nein: Wo sehen Sie Abweichungen. Bewerten Sie bitte die Abweichung in folgender Rangfolge 1 bis 5. 1 Bedeutet, dort beziehe ich die nonverbalen Signale am wenigsten ein, 5 hier arbeitete ich am meisten mit nonverbalen Signalen:

- Einzelsupervision
- Gruppensupervision
- Teamsupervision
- Coaching
- Beratung

6. Achten Supervisorinnen Ihrer Meinung nach auf andere Signale als Supervisoren?

- ja
- nein

Falls ja: Frauen achten mehr auf:

Männer achten mehr auf:

7. Würde ein Seminar zum Bereich nonverbale Kommunikation Sie interessieren?

- ja
- nein

Falls ja: Welche Fragen/Themen müssten dort behandelt werden?

Nochmals vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Anhang B

Demographische Tabellen

Geschlecht

Geschlechterverteilung

	Häufigkeiten	Prozent
Supervisorinnen	32	62,7
Supervisoren	19	37,3
Gesamt	51	100,0

Anmerkung. N = 51.

Alter

Altersverteilung

	Häufigkeiten	Prozent
30 – 40 Jahre	2	4,0
40 – 50 Jahre	23	46,0
50 – 60 Jahre	22	44,0
Älter als 60	3	6,0
Gesamt	50	100,0

Anmerkung. n = 50.

Altersverteilung in Bezug auf die Geschlechterverteilung

	Supervisorinnen	Supervisoren	Gesamt
30 – 40 Jahre	1 (2,0 %)	1 (2,0 %)	2 (4,0 %)
40 – 50 Jahre	13 (26,0 %)	10 (20,0 %)	23 (46,0 %)
50 – 60 Jahre	14 (28,0 %)	8 (8,0 %)	22 (44,0 %)
Älter als 60	3 (6,0 %)	--	3 (6,0 %)
Gesamt	31 (62,0 %)	19 (38,0 %)	50 (100,0 %)

Anmerkung. n = 50.

Berufsjahre

Anzahl der supervisorischen Berufsjahre

	Häufigkeiten	Prozent
Unter 5 Jahre	11	21,6
5 – 10 Jahre	16	31,4
10 – 15 Jahre	15	29,4
15 – 20 Jahre	6	11,8
Über 20 Jahre	3	5,9
Gesamt	51	100,0

Anmerkung. N = 51.

Geschlechterverteilung auf die Anzahl der supervisorischen Berufsjahre

	Supervisorische Berufsjahre					Gesamt
	Unter 5 Jahre	5 – 10 Jahre	10 – 15 Jahre	15 – 20 Jahre	Über 20 Jahre	
Supervisorinnen	6 (18,8 %)	11 (34,4 %)	11 (34,4 %)	3 (9,4%)	1 (3,1 %)	32 (100,0 %)
Supervisoren	5 (26,3 %)	5 (26,3 %)	4 (21,2 %)	3 (15,8 %)	2 10,5 %	19 (100,0 %)
Gesamt	11 (21,6 %)	16 (31,4 %)	15 (29,4 %)	6 (11,8 %)	3 (5,9 %)	51 (100,0 %)

Anmerkung. N = 51.

Art der Supervision

Supervisionsarten

EinzelSV	GruppenSV	TeamSV	Coaching	Beratung
50 (98,0 %)	47 (92,2 %)	45 (88,2 %)	33 (64,7 %)	38 (74,5 %)

Anmerkungen. N =51; Mehrfachnennungen möglich; SV = Supervision.

Geschlechterverteilung auf die unterschiedlichen Supervisionsarten

	Supervisionsarten					Gesamt
	EinzelSV	GruppenSV	TeamSV	Coaching	Beratung	
Supervisorinnen	32 (64,0 %)	30 (63,8 %)	28 (62,2 %)	19 (57,6 %)	25 (65,8 %)	32 (64,0 %)
Supervisoren	18 (36,0 %)	17 (36,2 %)	17 (37,8 %)	14 (42,4 %)	13 (34,2 %)	18 (36,0 %)
Gesamt	50 (100,0 %)	47 (94,0 %)	45 (90,0 %)	33 (66,0 %)	38 (76,0 %)	50 (100,0 %)

Anmerkungen. n = 50. Mehrfachnennungen möglich; SV = Supervision.

Verteilung der unterschiedlichen Altersgruppen auf die verschiedenen Supervisionsarten

	Supervisionsarten					Gesamt
	EinzelSV	GruppenSV	TeamSV	Coaching	Beratung	
30 – 40 Jahre	2 (4,1 %)	2 (4,1 %)	2 (4,1 %)	1 (2,0 %)	1 (2,0 %)	2 (4,1 %)
40 – 50 Jahre	22 (44,9 %)	22 (44,9 %)	20 (40,8 %)	16 (32,7 %)	16 (32,7 %)	22 (44,9 %)
50 – 60 Jahre	22 (44,9 %)	19 (38,8 %)	20 (40,8 %)	15 (30,6 %)	18 (36,7 %)	22 (44,9 %)
Älter als 60 Jahre	3 (6,1 %)	3 (6,1 %)	2 (4,1 %)	--	2 (4,1 %)	3 (6,1 %)
Gesamt	49 (100,0 %)	46 (93,9 %)	44 (89,8 %)	32 (65,3 %)	37 (75,5 %)	49 (100,0 %)

Anmerkungen. n = 49; SV = Supervision; Mehrfachnennungen möglich.

Orientierung der Schule

Ausbildungen an den verschiedenen Schulen

Psychoanalytisch	Tiefenpsychologisch	Systemisch	Verhaltenstherapeutisch	Integrativ	Andere
19 (37,7 %)	4 (7,8 %)	24 (47,1 %)	3 (5,9 %)	19 (37,3 %)	7 (13,7 %)

Anmerkungen. N = 51; Mehrfachnennungen möglich.

Geschlechterverteilung in Bezug auf die verschiedenen Orientierungen der Schulen

	Psychoanalytisch	Tiefenpsychologisch	Systemisch	Verhaltenstherapeutisch	Integrativ	Andere	Gesamt
SVinnen	12 (37,5 %)	3 (9,4 %)	13 (40,6 %)	2 (6,3 %)	12 (37,5 %)	5 (15,6 %)	32 (62,7 %)
SVoren	7 (36,8 %)	1 (5,1 %)	11 (57,9 %)	1 (5,3 %)	7 (36,8 %)	2 (10,5 %)	19 (37,3 %)
Gesamt	19 (37,7 %)	4 (7,8 %)	24 (47,1 %)	3 (5,9 %)	19 (37,3 %)	7 (13,7 %)	51 (100,0 %)

Anmerkungen. N = 51; Mehrfachnennungen möglich; SVinnen = Supervisorinnen; SVoren = Supervisoren.

Alter der SupervisorInnen in Bezug auf die verschiedenen Orientierungen der Schulen

	Psychoanalytisch	Tiefenpsychologisch	Systemisch	Verhaltenstherapeutisch	Integrativ	Andere	Gesamt
30 – 40 Jahre	1 (2 %)	1 (2 %)	--	--	--	--	2 (4 %)
40 – 50 Jahre	9 (18 %)	2 (4 %)	15 (30 %)	1 (2 %)	4 (8 %)	3 (6 %)	23 (46 %)
50 – 60 Jahre	6 (12 %)	2 (4 %)	7 (14 %)	2 (4 %)	14 (28 %)	3 (6 %)	22 (44 %)
Älter als 60 Jahre	2 (4 %)	--	1 (2 %)	--	1 (2 %)	--	3 (6 %)

Gesamt	18 (36 %)	4 (8 %)	24 (48 %)	3 (6 %)	19 (38 %)	6 (12 %)	50 (100%)
--------	--------------	------------	--------------	------------	--------------	-------------	--------------

Anmerkungen. n = 50; Mehrfachnennungen möglich;

Frage 1

Angaben zum Ersteindruck

	Häufigkeiten	Prozent
Sachinformation	9	18,4
Inhalt	9	18,4
Atmosphäre	5	10,2
Gesamteindruck	16	32,7
Gefühle	2	4,1
Interpersonale Einstellungen	6	12,2
Mitteilungen über die Persönlichkeit	7	14,3
Nonverbale Kommunikation beim Reden	--	--
Gesichtsausdruck	9	18,4
Blick	12	24,5
Gesten und Körperbewegungen	9	18,4
Körperhaltung Repertoire	20	40,8
Körperhaltung beim Sprechen	--	--
Körperkontakt	10	20,4
Räumliches Verhalten	1	2,0
Äußere Erscheinung	13	26,5
Stimme	18	36,7
Physiologie	--	--
Andere	23	46,9
Beziehungsmodalitäten:	5	10,2
Kontakt	(5)	(10,2)
Begegnung	(3)	(6,1)
Beziehung	(1)	(2,0)
Gesamt	174	355,1

Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; die Kategorie Beziehungsmodalitäten wurde nachträglich in drei Unterkategorien eingeteilt.

Frage 2

Angaben zu den nonverbalen Signalen im Verlauf der Supervision

	Häufigkeiten	Prozent
Sachinformation	--	--
Inhalt	--	--
Atmosphäre	3	6,1
Gefühle	4	8,2
Gesamteindruck	6	12,2
Interpersonale Einstellungen	2	4,1
Mitteilungen über die Persönlichkeit	1	2,0

Nonverbale Kommunikation beim Reden	1	2,0
Gesichtsausdruck	22	44,9
Blick	25	51,0
Gesten und Körperbewegungen	29	59,2
Körperhaltung Repertoire	33	67,3
Körperhaltung beim Sprechen	1	2,0
Körperkontakt	6	12,2
Räumliches Verhalten	3	6,1
Äußere Erscheinung	3	6,1
Stimme	15	30,6
Physiologie	12	24,5
Andere	16	32,7
Beziehungsmodalitäten	--	--
Gesamt	182	371,4

Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich.

Frage 3

Ausmaß des Einbezuges der nonverbalen Signale in die Supervision

Sehr häufig	Oft	Eher weniger	Selten	Nie
18 (35,3 %)	26 (51,0 %)	6 (11,8 %)	--	--

Anmerkung. n = 50.

Art und Weise, wie mit den nonverbalen Signalen in der Supervision gearbeitet wird

	Häufigkeiten	Prozent
Ansprechen, Benennen	38	80,9
Hypothesenbildung	10	21,3
Hypothesenüberprüfung	6	12,8
Diagnostik	8	17,0
Supervision:	33	70,2
Begleiten/Bewerten	(3)	(6,4)
Unterweisen/Anweisen	(1)	(2,1)
Unterstützung/Empathische Begleitung	(3)	(6,4)
Metareflexion	--	--
Methoden/Techniken/ Medien	(4)	(8,5)
Förderung der emotionalen Bewusstheit	(22)	(46,8)
Berater/Klient/Beziehung	--	--
Handhabung der eigenen Psychodynamik	(4)	(8,5)
Förderung zur theoretischen Explikation	(1)	(2,1)
Andere	3	6,4
Gesamt	98	208,5

Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Supervision wurde nachträglich in neun Unterkategorien unterteilt.

Frage 4

Art der Dissonanzsignale

	Häufigkeiten	Prozent
Widerspruch	23	48,9
Dissonante Körperbewegungen	12	25,5
Kontaktrückzug	11	23,4
Deutungen	8	17,0
Besondere Auffälligkeiten	7	14,9
Emotionalität	5	10,6
Restliche Kategorien	1	2,1
Gesamt	67	142,6

Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen möglich.

Art und Weise, wie mit den dissonanten nonverbalen Signalen in der Supervision gearbeitet wird

	Häufigkeiten	Prozent
Ansprechen, Benennen	35	74,5
Hypothesenbildung	8	17,0
Hypothesenüberprüfung	--	--
Diagnostik	2	4,3
Supervision:	28	59,6
Begleiten/Bewerten	(7)	(14,9)
Unterweisen/Anweisen	(1)	(2,1)
Unterstützung/Empathische Begleitung	(2)	(4,3)
Metareflexion	(2)	(4,3)
Methoden/Techniken/ Medien	(3)	(6,4)
Förderung der emotionalen Bewusstheit	(14)	(29,8)
Berater/Klient/Beziehung	(2)	(4,3)
Handhabung der eigenen Psychodynamik	(4)	(8,5)
Förderung zur theoretischen Explikation	--	--
Andere	6	12,8
Gesamt	79	168,1

Anmerkungen. n = 47; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Supervision wurde nachträglich in neun Unterkategorien unterteilt.

Frage 5

Ausmaß des Einbezuges der nonverbalen Signale innerhalb der verschiedenen Supervisionsarten

	Ausmaß des Einbezuges					Gesamt
	Am wenigsten	Eher weniger	Manchmal	Eher mehr	Am meisten	
EinzelSV	1 (3,4 %)	2 (6,9 %)	--	4 (13,8 %)	22 (75,9 %)	29 (100,0 %)
GruppenSV	2 (7,1 %)	7 (25,0 %)	5 (17,9 %)	10 (35,7 %)	4 (14,3 %)	28 (100,0 %)

TeamSV	7 (25,9 %)	6 (22,2 %)	11 (40,7 %)	1 (3,7 %)	2 (7,4 %)	27 (100,0 %)
Coaching	1 (5,3 %)	4 (21,1 %)	3 (15,8 %)	5 (26,3 %)	6 (31,6 %)	19 (100,0 %)
Beratung	4 (19,9 %)	3 (14,3 %)	6 (28,6 %)	5 (23,8 %)	3 (14,3 %)	21 (100,0 %)

Anmerkung. Gruppengrößen (n) sind unterschiedlich aufgrund der unterschiedlichen Einsatzdichte (siehe Diskussion).

Frage 6

Signale, denen Supervisorinnen Bedeutung zumessen

	Häufigkeiten	Prozent
Äußeres	7	17,5
Konkrete Körpersignale	6	15,0
Awareness	8	20,0
Innere Gliederung	--	--
Deutung	3	7,5
Verbales	--	--
Nonverbales	6	15,0
Emotionalität	5	12,5
Restliche Kategorien	10	25,0

Anmerkungen. n = 40; Mehrfachnennungen möglich.

Signale, denen Supervisoren Bedeutung zumessen

	Häufigkeiten	Prozent
Äußeres	9	22,5
Konkrete Körpersignale	6	15,0
Awareness	--	--
Innere Gliederung	6	15,0
Deutung	2	5,0
Verbales	3	7,5
Nonverbales	--	--
Emotionalität	--	--
Restliche Kategorien	5	12,5

Anmerkungen. n = 40; Mehrfachnennungen möglich.

Exkurs

Zu Frage 1

Geschlechtsdifferenzen im Ersteindruck

	Supervisorinnen	Supervisoren	Gesamt
Sachinformation	5	4	9

	(10,2 %)	(8,2 %)	(18,4 %)
Inhalt	3 (6,1 %)	6 (12,2 %)	9 (18,4 %)
Atmosphäre	4 (8,2 %)	1 (2,0 %)	5 (10,2 %)
Gesamteindruck	11 (22,4 %)	5 (10,2 %)	16 (32,7 %)
Gefühle	2 (4,1 %)	--	2 (4,1 %)
Interpersonale Einstellungen	5 (10,2 %)	1 (2,0 %)	6 (12,2 %)
Mitteilungen über die Persönlichkeit	4 (8,2 %)	3 (6,1 %)	7 (14,3 %)
Nonverbale Kommunikation beim Reden	--	--	--
Gesichtsausdruck	6 (12,2 %)	3 (6,1 %)	9 (18,4 %)
Blick	5 (10,2 %)	7 (14,3 %)	12 (24,5 %)
Gesten und Körperbewegungen	6 (12,2 %)	3 (6,1 %)	9 (18,4 %)
Körperhaltung/Repertoire	13 (26,5 %)	7 (14,3 %)	20 (40,8 %)
Körperhaltung/Sprechen	--	--	--
Körperkontakt	6 (12,2 %)	4 (8,2 %)	10 (20,4 %)
Räumliches Verhalten	1 (2,0 %)	--	1 (2,0 %)
Äußere Erscheinung	8 (16,3 %)	5 (10,2 %)	13 (26,5 %)
Stimme	10 (20,4 %)	8 (16,3 %)	18 (36,7 %)
Physiologie	--	--	--
Andere	14 (28,6 %)	9 (18,4 %)	23 (46,9 %)
Beziehungsmodalitäten:	1 (2,0 %)	4 (8,2 %)	5 (10,2 %)
Kontakt			(10,2 %)
Begegnung			(6,1 %)
Beziehung			(2,0 %)
Gesamt	104 (212,2 %)	70 (142,9 %)	174 (355,1 %)

Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; die Kategorie Beziehungsmodalitäten wurde nachträglich in drei Unterkategorien eingeteilt.

Zu Frage 2

Geschlechtsdifferenzen bei der Beachtung der nonverbalen Signale im Verlauf der Supervision

	Supervisorinnen	Supervisoren	Gesamt
Sachinformation	--	--	--
Inhalt	--	--	--
Atmosphäre	1 (2,0 %)	2 (4,1 %)	3 (6,1 %)
Gesamteindruck	2 (4,1 %)	4 (8,2 %)	6 (12,2 %)
Gefühle	2 (4,1 %)	2 (4,1 %)	4 (8,2 %)
Interpersonale Einstellungen	--	2 (4,1 %)	2 (4,1 %)
Mitteilungen über die Persönlichkeit	1 (2,0 %)	--	1 (2,0 %)
Nonverbale Kommunikation beim Reden	1 (2,0 %)	--	1 (2,0 %)
Gesichtsausdruck	14 (28,6 %)	8 (16,3 %)	22 (44,9 %)
Blick	18 (36,7 %)	7 (14,3 %)	25 (51,0 %)
Gesten und Körperbewegungen	14 (28,6 %)	15 (30,6 %)	29 (59,2 %)
Körperhaltung/Repertoire	23 (46,9 %)	10 (20,4 %)	33 (67,3 %)
Körperhaltung/Sprechen	1 (2,0 %)	--	1 (2,0 %)
Körperkontakt	5 (10,2 %)	1 (2,0 %)	6 (12,2 %)
Räumliches Verhalten	2 (4,1 %)	1 (2,0 %)	3 (6,1 %)
Äußere Erscheinung	2 (4,1 %)	1 (2,0 %)	3 (6,1 %)
Stimme	8 (16,3 %)	7 (14,3 %)	15 (30,6 %)
Physiologie	9 (18,4 %)	3 (6,1 %)	12 (24,5 %)
Andere	9 (18,4 %)	7 (14,3 %)	16 (32,7 %)
Beziehungsmodalitäten:	--	--	--
Kontakt	--	--	--
Begegnung	--	--	--
Beziehung	--	--	--
Gesamt	112 (228,6 %)	70 (142,9 %)	182 (371,4 %)

Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen möglich; die Kategorie Beziehungsmodalitäten wurde nachträglich in drei Unterkategorien eingeteilt.

Zu Frage 7

Angegebene Themenbereiche für ein Seminar

	Häufigkeiten	Prozent
Widersprüche	6	12,2
Thema/Sachinformation	7	14,3
Thema/Inhalt	1	2,0
Gesichtsausdruck	3	6,1
Gesten und Körperbewegungen	2	4,1
Körperhaltungen/Repertoire	2	4,1
Stimme	2	4,1
Andere Körpersignale	1	2,0
Andere Interessen	5	10,2
Theorie/Praxisverschränkung:	22	44,9
Sachinformation	(18)	(36,7)
Selbsterfahrung	(3)	(6,1)
Methoden/Techniken/Medien	(2)	(4,1)
Berater/Klient/Beziehung	(1)	(2,0)
Eigene Psychodynamik	(9)	(18,4)
Förderung zur theoretischen Explikation	(1)	(2,0)
Gesamt	51	104,1

Anmerkungen. n = 49; Mehrfachnennungen sind innerhalb aller Kategorien möglich, die Kategorie Theorie/Praxis/Verschränkung wurde nachträglich in sechs Unterkategorien unterteilt.

Anhang C

Supervision: Ergebnisse der Chi²-Tests

Anhang mit den Ergebnissen zu den Signifikanztests (chi...):

Anmerkung: Im Folgenden werden die Ergebnistabellen zu den Chi-Quadrat-Tests nach Pearson angeführt. Wurden die für diesen Test erforderlichen Zelhäufigkeiten unterschritten, wird auf das Ergebnis des Fisher's Exact Test zurückgegriffen. Da alle Hypothesen ungerichtet formuliert waren, sind die Werte sind die entsprechenden Werte der Spalte „Exact Sig. (2-sided)“ zu entnehmen.

Ergebnis für Alter und Geschlecht:

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)
Pearson Chi-Square	2,279 ^a	3	,517
Likelihood Ratio	3,300	3	,348
Linear-by-Linear Association	1,535	1	,215
N of Valid Cases	50		

a. 4 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is ,76.

Ergebnis für supervisorische Berufsjahre und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)
Pearson Chi-Square	2,810 ^a	4	,590
Likelihood Ratio	2,783	4	,595
Linear-by-Linear Association	,184	1	,668
N of Valid Cases	51		

a. 5 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,12.

Ergebnisse für Supervisionsarten und Geschlecht

Ergebnis für Einzelsupervision und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	1,718 ^b	1	,190		
Continuity Correction ^a	,071	1	,790		
Likelihood Ratio	2,009	1	,156		
Fisher's Exact Test				,373	,373
Linear-by-Linear Association	1,684	1	,194		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is ,37.

Ergebnis für Gruppensupervision und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,302 ^b	1	,583		
Continuity Correction ^a	,000	1	,992		
Likelihood Ratio	,292	1	,589		
Fisher's Exact Test				,623	,479
Linear-by-Linear Association	,296	1	,587		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,49

Ergebnis für Teamsupervision und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,045 ^b	1	,832		
Continuity Correction ^a	,000	1	1,000		
Likelihood Ratio	,045	1	,831		
Fisher's Exact Test				1,000	,604
Linear-by-Linear Association	,044	1	,834		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,24.

Ergebnis für Coaching und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	1,069 ^b	1	,301		
Continuity Correction ^a	,534	1	,465		
Likelihood Ratio	1,093	1	,296		
Fisher's Exact Test				,373	,234
Linear-by-Linear Association	1,048	1	,306		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 6,71.

Ergebnis für Beratung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,591 ^b	1	,442		
Continuity Correction ^a	,191	1	,662		
Likelihood Ratio	,582	1	,446		
Fisher's Exact Test				,515	,328
Linear-by-Linear Association	,579	1	,447		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 4,84.

Ergebnisse für Orientierung und Geschlecht

Ergebnis für psychoanalytische Orientierung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,002 ^b	1	,963		
Continuity Correction ^a	,000	1	1,000		
Likelihood Ratio	,002	1	,963		
Fisher's Exact Test				1,000	,602
Linear-by-Linear Association	,002	1	,963		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 7,08.

Ergebnis für tiefenpsychologische Orientierung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,279 ^b	1	,597		
Continuity Correction ^a	,000	1	1,000		
Likelihood Ratio	,294	1	,587		
Fisher's Exact Test				1,000	,521
Linear-by-Linear Association	,273	1	,601		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,49.

Ergebnis für systemische Orientierung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	1,427 ^b	1	,232		
Continuity Correction ^a	,818	1	,366		
Likelihood Ratio	1,431	1	,232		
Fisher's Exact Test				,261	,183
Linear-by-Linear Association	1,399	1	,237		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 8,94.

Ergebnis für verhaltenstherapeutische Orientierung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,021 ^b	1	,885		
Continuity Correction ^a	,000	1	1,000		
Likelihood Ratio	,021	1	,884		
Fisher's Exact Test				1,000	,691
Linear-by-Linear Association	,021	1	,886		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,12.

Ergebnis für integrative Orientierung und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,002 ^b	1	,963		
Continuity Correction ^a	,000	1	1,000		
Likelihood Ratio	,002	1	,963		
Fisher's Exact Test				1,000	,602
Linear-by-Linear Association	,002	1	,963		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 7,08.

Ergebnis für andere Orientierungen und Geschlecht

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,262 ^b	1	,609		
Continuity Correction ^a	,008	1	,928		
Likelihood Ratio	,270	1	,603		
Fisher's Exact Test				,699	,475
Linear-by-Linear Association	,257	1	,612		
N of Valid Cases	51				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,61.

Ergebnisse für Frage 1 und Frage 2

Ergebnis für Thema: Sachinformation und Gesamteindruck während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	4,563 ^b	1	,033		
Continuity Correction ^a	2,475	1	,116		
Likelihood Ratio	3,666	1	,056		
Fisher's Exact Test				,067	,067
Linear-by-Linear Association	4,470	1	,034		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,10.

Ergebnis für Thema: Sachinformation und Stimme während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	11,546 ^b	1	,001		
Continuity Correction ^a	8,987	1	,003		
Likelihood Ratio	10,797	1	,001		
Fisher's Exact Test				,002	,002
Linear-by-Linear Association	11,311	1	,001		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,76.

Ergebnis für Thema: Inhalt und Stimme während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	11,546 ^b	1	,001		
Continuity Correction ^a	8,987	1	,003		
Likelihood Ratio	10,797	1	,001		
Fisher's Exact Test				,002	,002
Linear-by-Linear Association	11,311	1	,001		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,76.

Ergebnis für interpersonale Einstellungen und Gesten und Körperbewegungen während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	5,116 ^b	1	,024		
Continuity Correction ^a	3,307	1	,069		
Likelihood Ratio	5,241	1	,022		
Fisher's Exact Test				,035	,035
Linear-by-Linear Association	5,012	1	,025		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,45.

Ergebnis für interpersonale Einstellungen und Äußere Erscheinung während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	8,808 ^b	1	,003		
Continuity Correction ^a	4,239	1	,040		
Likelihood Ratio	5,435	1	,020		
Fisher's Exact Test				,036	,036
Linear-by-Linear Association	8,628	1	,003		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is ,37.

Ergebnis für Gesichtsausdruck und Gesten und Körperbewegungen während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	7,603 ^b	1	,006		
Continuity Correction ^a	5,674	1	,017		
Likelihood Ratio	10,814	1	,001		
Fisher's Exact Test				,007	,005
Linear-by-Linear Association	7,448	1	,006		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 3,67

Ergebnis für Blick und Physiologie während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	4,600 ^b	1	,032		
Continuity Correction ^a	3,051	1	,081		
Likelihood Ratio	7,155	1	,007		
Fisher's Exact Test				,045	,029
Linear-by-Linear Association	4,506	1	,034		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,69.

Ergebnis für Körperkontakt und Gesten und Körperbewegungen während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	4,939 ^b	1	,026		
Continuity Correction ^a	3,466	1	,063		
Likelihood Ratio	5,724	1	,017		
Fisher's Exact Test				,034	,027
Linear-by-Linear Association	4,838	1	,028		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 4,08.

Ergebnis für Gesten und Körperbewegungen und Körperhaltung/Repertoire während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	5,345 ^b	1	,021		
Continuity Correction ^a	3,681	1	,055		
Likelihood Ratio	8,065	1	,005		
Fisher's Exact Test				,022	,019
Linear-by-Linear Association	5,236	1	,002		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,94.

Ergebnis für Hypothesenbildung beim Arbeiten mit dissonanten nonverbalen Signalen und supervisorische Berufsjahre

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)
Pearson Chi-Square	9,750 ^a	4	,045
Likelihood Ratio	12,441	4	,014
Linear-by-Linear Association	7,582	1	,006
N of Valid Cases	39		

a. 7 cells (70,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is ,62.

Ergebnis für systemische Orientierung und Geschlechtsdifferenzen

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	7,673 ^b	1	,006		
Continuity Correction ^a	5,763	1	,016		
Likelihood Ratio	7,888	1	,005		
Fisher's Exact Test				,009	,008
Linear-by-Linear Association	7,481	1	,006		
N of Valid Cases	40				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 4,25.

Ergebnis für Äußeres in der Bewertung durch Supervisoren und psychoanalytische Orientierung

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	7,646 ^b	1	,006		
Continuity Correction ^a	5,562	1	,018		
Likelihood Ratio	7,793	1	,005		
Fisher's Exact Test				,013	,009
Linear-by-Linear Association	7,391	1	,007		
N of Valid Cases	30				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 3,60.

Ergebnis für Äußeres in der Bewertung durch Supervisoren und integrative Orientierung

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	4,471 ^b	1	,034		
Continuity Correction ^a	2,917	1	,088		
Likelihood Ratio	5,037	1	,025		
Fisher's Exact Test				,049	,040
Linear-by-Linear Association	4,322	1	,038		
N of Valid Cases	30				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 3,60.

Ergebnis für Innere Gliederung in der Bewertung durch Supervisoren und systemische Orientierung

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	4,802 ^b	1	,028		
Continuity Correction ^a	2,867	1	,090		
Likelihood Ratio	4,450	1	,035		
Fisher's Exact Test				,049	,049
Linear-by-Linear Association	4,642	1	,031		
N of Valid Cases	30				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 1,80.

Ergebnisse für Geschlecht und Frage 2

Ergebnis für Geschlecht und Gesten und Körperbewegungen während des Verlaufs

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	5,520 ^b	1	,019		
Continuity Correction ^a	4,220	1	,040		
Likelihood Ratio	5,788	1	,016		
Fisher's Exact Test				,037	,019
Linear-by-Linear Association	5,410	1	,020		
N of Valid Cases	50				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 7,98.

Ergebnisse für Geschlecht und Frage 3

Ergebnis für Geschlecht und Hypothesenüberprüfung

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	6,370 ^b	1	,012		
Continuity Correction ^a	4,286	1	,038		
Likelihood Ratio	6,327	1	,012		
Fisher's Exact Test				,020	,020
Linear-by-Linear Association	6,231	1	,013		
N of Valid Cases	46				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,22.

Ergebnisse für Geschlecht und Frage 4

Ergebnis für Geschlecht und Dissonanzsignale

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	8,745 ^b	1	,003		
Continuity Correction ^a	6,405	1	,011		
Likelihood Ratio	8,718	1	,003		
Fisher's Exact Test				,006	,006
Linear-by-Linear Association	8,559	1	,003		
N of Valid Cases	47				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 2,53.

Ergebnis für Coaching und Seminarinteresse

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	6,909 ^b	1	,009		
Continuity Correction ^a	5,363	1	,021		
Likelihood Ratio	7,664	1	,006		
Fisher's Exact Test				,012	,008
Linear-by-Linear Association	6,768	1	,009		
N of Valid Cases	49				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 0 cells (,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 6,20.

Ergebnisse für Geschlecht und Frage 6

Ergebnis für Geschlecht und Geschlechtsdifferenzen

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	,853 ^b	1	,356		
Continuity Correction ^a	,307	1	,580		
Likelihood Ratio	,876	1	,349		
Fisher's Exact Test				,471	,293
Linear-by-Linear Association	,831	1	,362		
N of Valid Cases	40				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 1 cells (25,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 4,25.

Weitere Ergebnisse

Ergebnis für systemische Orientierung und diagnostisches Arbeiten mit den nonverbalen Signalen (Frage 3)

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)	Exact Sig. (2-sided)	Exact Sig. (1-sided)
Pearson Chi-Square	5,447 ^b	1	,020		
Continuity Correction ^a	3,783	1	,052		
Likelihood Ratio	6,013	1	,014		
Fisher's Exact Test				,047	,023
Linear-by-Linear Association	5,329	1	,021		
N of Valid Cases	46				

a. Computed only for a 2x2 table

b. 2 cells (50,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is 4,00.

Ergebnis für Ansprechen/Benennen beim Arbeiten mit nonverbalen Signalen und supervisorische Berufsjahre

	Value	df	Asymp. Sig. (2-sided)
Pearson Chi-Square	8,010 ^a	4	,091
Likelihood Ratio	9,882	4	,042
Linear-by-Linear Association	2,096	1	,148
N of Valid Cases	46		

a. 7 cells (70,0 %) have expected count less than 5. The minimum expected count is ,52.

ⁱ van Heteren et al. 2000; Kawai et al. 1999; Hasselmor 1994

ⁱⁱ Cowan 1988; Daum, Ackermann 1997; Markovitch 1997; Murray 2000; Tulving 1995, 2000

ⁱⁱⁱ Besedovsky, del Rey 1991, Schedlowski 1994; Schedlowski, Tewes 1996, 1999

^{iv} Sprent, Tough 1994; Zinkernagel et al. 1996